Digitized by Google

MENTEM ALIT ET EXCOLIT

K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

57.J.6

LVII. J. 6.

Digitized by Google

Wagener, Samuel-Christ

Digitized by Google

Digitized by Google

Reise

durch

den Harz

und

die Hessischen Lande

Besonders

in Hinsicht auf Naturschönheiten

Anbau und Alterthümer

Von

dem Verfasser der Briefe: Ueber die Pfalz am Rhein
und deren Nachbarschaft.

Braunschweig. 1797

in der Schul-buchhandlung.

Digitized by Google

KAISERLICHE KOENIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Erſter Brief.

Inhalt.

Erſteigung des Brockens. Lage und Höhe deſſelben. Beſchreibung ſeines Gipfels. Ein Quellbrunnen faſt auf der höchſten Spitze deſſelben. Schnelle Abwechſelungen der Witterung. Unermeßliche Ausſicht. Herrlicher Sonnen-untergang, und merkwürdige Natur-erſcheinung dabei. Nächtliches Gewitter. Sonnen-aufgang, ein entzückendes Schauſpiel. Der Hexen- oder Teufelsaltar. Erklärung der Volksſage vom Hexentanze auf dem Brocken. Herleitung der Namen Brokken und Blocksberg.

Wernigerode, im Junius 1794.

Es fehlte nicht viel, mein theurer Freund! ſo hätte ich Ihnen diesmal, der Seltenheit halber, auf dem erhabenſten und berüchtigſten Granitfelſen in ganz Deutſchland — auf dem ſogenannten Hexen-altar der Brocken-

spitze — *) geschrieben; allein ein feuchtes Dunstgewölk, schauervollen Andenkens, fuhr daselbst pfeilschnell auf mich zu, und hüllte mich dermaßen in ihren durchnässenden Schleyer, daß selbst in einer Entfernung von vier Schritten meine Reisegefährten mir, und ich ihnen, unsichtbar wurden. So mußte ich dann die Schreibetafel ungenützt wieder in die Tasche stecken, und hatte Ihnen doch so viel zu erzählen — fühlte doch so dringend das Bedürfniß, meinem Herzen Luft zu machen, und auch Sie an den Empfindungen Theil nehmen zu lassen, welche die seltensten und feyerlichsten Naturscenen daselbst in mir hervorriefen! Erlauben Sie mir, das Versäumte hier am Fuße des Brockens so gut und so vollständig nachzuholen, als sichs nun, da der entzückende Augenblick des Genusses vorüber ist, thun lassen wird.

Meine abermalige Wallfahrt nach dem Gipfel des Riesen unter den Harzbergen, ist nun auch wieder vollendet. Diesmal bin ich ungewöhnlich glücklich gewesen, und ich wünsche von ganzem Herzen allen künftigen Brockengästen mein Schicksal. Beym Ersteigen des langen Herrn Philistets — um mit Asmus zu reden — wehete ein kühles Lüftchen. Das Sprichwort: der Himmel gibt gelinden Wind, wenns Lamm geschoren ist — ging also an mir in Erfüllung. Das war der erste Glücksumstand, den ich keineswegs undankbar verkenne; denn nun kostete es mich wenigstens nicht gar zu viel Schweißtropfen und saure Fußtritte, den wolkigten Brockengipfel zu erklimmen. Ja,

zu

*) Die Schneekuppe des Riesengebirges, mit der christkatholischen Kapelle auf ihrem nackten Scheitel, ist viel höher als der Brocken; aber sie hat keine Granitmasse aufzuweisen, welche durch den ehemaligen Gebrauch zu heidnischen Opfern in bösen Ruf gekommen wäre.

Digitized by Google

zu erklimmen im eigentlichsten Sinne; denn der Weg dahinauf, von dem Dorfe Schierke aus, den ich diesmal nahm, ist überaus höckerigt, und mitunter ziemlich steil. Nur gut, daß man in Schierke schon die Hälfte der ganzen Berghöhe unter sich hat! — Von da aus anders als zu Fuße zu reisen, daran ist kaum zu denken; denn man windet sich zwischen zahllos umhergestreuten Granitmassen dahin. Nicht zehen Schritte kann man auf dem ungebahntesten aller Fußsteige seinem Führer folgen, ohne auf ein neues Felsenstück zu stoßen. Oft muß man gerade darüber hin klettern; noch öfter dasselbe in mühsamen Krümmungen umgehen, und zwischen wild verwachsenen Klippen die sogenannte Bahn nur ahnden. Wo auch nur eine Hand voll Damm-erde zwischen dem höckerigten und steinigten Boden sich sammeln und festsetzen konnte, da pflanzte Mutter Natur in ihrer ungestörten Ruhe eine Fichte, oder des etwas, und erschwerte dem Wanderer jeden Fußtritt durch Rankelgewächse und verworrene Gesträuche.

Der Weg zur Brockenhöhe führt von allen Seiten durch hohe Wälder, wie denn das überhaupt im Harze der Fall fast allenthalben ist. Da wir uns aber dem Ziele näherten, und das Wirthshaus auf der Heinrichshöhe bald erreicht hatten, schien die Fruchtbarkeit den Boden allmählig zu verlassen. Das hohe Holz, welches da immer niedriger und seltener wird, geht zuletzt ganz aus; und nirgends sieht man noch eine schlanke Tanne. Alles, was man von Holz-arten hier und da noch antrifft, sind kränkelnde, krüpplichtgewachsene Fichten oder Kienen, die aufs höchste halbe Mannshöhe erreichen. Dies gilt von der ganzen, beträchtlichen Fläche des Brockengipfels.

Diese Unfruchtbarkeit rührt indessen einzig von der Witterung her. Sie ist das ganze Jahr hindurch empfindlich, und tödtet entweder, oder verkrüppelt doch den jungen Baum-aufschlag. Der Schnee verläßt diese erhabene Gegend nur in den wärmsten Sommermonaten. In einem, der Brockenspitze mitternächtlich gelegenen Thale schmilzt er selbst in den Hundstagen nicht völlig. Am gemächlichsten und mit dem mehresten Nutzen bereiset man den Brocken daher in den Monaten Junius, Julius und August. Auch findet man nur im Sommer sein Wirthshaus bewohnt; im Winter steht es leer und in Schnee gehüllt.

Unstreitig liegt auch in der hier fast ununterbrochen herrschenden Herbst- und Winterluft der Grund von folgender eigenen Natur-erscheinung: Die Brockentannen treiben auf ihrer Süd-ostseite gesunde, starke Zweige, während daß ihre Nordweststeite, wegen der darauf stoßenden Winde, so kahl bleibet, daß sie ihnen das Ansehen von Bäumen gibt, welche dicht an einem Gebäude stehen, und daher an dieser Seite nicht Zweige treiben können. Auch hat man die unangenehme Erfahrung gemacht, daß auf den am höchsten gelegenen Holzrevieren, die ganz abgeholzt wurden, nachher kein Baum wieder aufkommt, weil der neuen Kultur aller Schutz genommen ist.

Wir hatten unsern Weg von Schierke bis zum Wirthshause auf der Heinrichshöhe — neben welchem noch ein Jagdhaus für die Landesherrschaft, den Grafen von Wernigerode, steht — in weniger als drey Stunden zurückgelegt. Von da bis zur höchsten Gegend des Brockens wird noch eine Viertelstunde Weges gerechnet. Auf dem Wege von Ilsenburg bis dahin gebraucht der Fußgänger vier Stunden, obgleich die Entfernung eigent-

gentlich nur eine Deutſche Meile beträgt. Auch von Elbingerode geht ein Weg hinauf. Der bequemſte von allen aber iſt der, von Wernigerode. Man gebraucht ſieben Stunden, um ihn aufwärts zurückzulegen. Dafür kann man ihn aber auch reiten und fahren.

Der Brocken hat zwey und funfzig Grade, eine Minute und ſiebenzehn Secunden zur Polhöhe. Die Höhe ſeines Aequators wird auf ſieben und dreißig Grade, acht und funfzig Minuten, und drey und vierzig Secunden beſtimmt. Seine ſenkrechte Höhe gegen die Lage von Ilſenburg beträgt, nach angeſtellten trigonometriſchen Meſſungen, zweyhundert und fünf und dreißig Rhein. Ruthen, deren ein tauſend neun hundert und fünf und ſiebenzig auf eine Deutſche Meile gehen. Nimmt man hierzu die ſenkrechte Höhe vom platten Lande bis Ilſenburg, ſo möchte der ganze Brocken etwa eine Sechstel Meile hoch ſeyn. — Nach Silberſchlags Berechnungen beträgt die Brockenhöhe über der Holzemme bey Wernigerode fünfhundert eilf und eine halbe, über der See aber fünfhundert, zwey und achtzig und zwey Drittel Toiſen, deren drey tauſend ſiebenhundert und ſechs und ſiebenzig auf eine Deutſche Meile gerechnet werden. Man ſieht aus dieſen Vermeſſungen, daß der Brocken, bey aller ſeiner Beträchtlichkeit in Deutſchland, doch immer nur ein Zwerg iſt, gegen den höchſten Berg der Erde, den Chimboraſſo in Süd-amerika, deſſen ſenkrechte Erhabenheit über der Meeresfläche eintauſend ſechs hundert und ſechs und ſechzig Rhein. Ruthen, mithin beynahe eine Meile, beträgt.

Die holzleere Brockengegend trägt in ihren Niederungen, wo das viele Schnee- und Regenwaſſer nicht ſo geſchwind abfließen oder einziehen kann, ein mit den Wurzeln verwach-

senes langes Gras, welches über den quabbigen Boden eine elastische Rinde bildet. Ueber sie hin sind Laufbretter gelegt, die man, um die Brockenspitze zu erreichen, nicht verfehlen darf, wenn man nicht knietief einsinken, und vielleicht stecken bleiben will. Dies ist besonders auf dem sogenannten Brockenbette der Fall, wo die bretternen Torfhütten, zur Trocknung des in dieser so beträchtlichen Höhe gestochenen Torfes stehen. Auch ist dieser schwammigte Boden noch mit verschiedenen Rankelgewächsen, namentlich den Grumsbeeren — deren wohlschmeckende hellrothe Frucht viel medicinische Kräfte hat — wild belegt. Dadurch wird dem Fremden jede willkürliche Wahl seiner Wege vollends sehr erschwert. Ueberhaupt ist ihm nicht zu rathen, sich von seinen Reisegefährten, oder gar von seinem Führer, beträchtlich zu entfernen. Oft treibt der Wind mit überraschender Geschwindigkeit, und ganz unvermuthet, Dünste und Wolken daher, und man sieht sich urplötzlich in ihren kalten, undurchsichtigen Schleyer gehüllt. Oft erkennt und bemerkt man in einer solchen Wolke den kaum drey oder vier Schritte entfernten Gefährten nicht. Man thut wohl, wenn man nicht vom Flecke geht, bis das Dunstgewölke vorübergezogen ist, weil man sonst in Gefahr ist, einander zu verlieren, und dann lange in der Irre umher zu gehen. Auf das Zusammenrufen darf man sich da auch nicht verlassen; denn die Luft ist in einer so beträchtlichen Höhe viel zu unelastisch, und die Wassertheile, womit sie geschwängert ist, sind viel zu dichte, als daß die durch das Rufen hervorgebrachten schwachen Schwingungen in einer solchen Luft auf einigermaßen entfernte Gehörsorgane einwirken sollten.

Die Erhabenheit des Brockens über den ganzen Oberharz — die beständige Kühlung, welche den Niederschlag

befördert und das Ausdünsten hindert — die schwammigen Stein-arten und die fetten Niederungen und Brücher, welche das Wasser vom Regen, vom aufgethaueten Schnee und vom Nebel einsaugen — dies alles zusammen verursacht, daß hier eine Menge Quellen entspringen, und folgenden, zum Theil sehr wasserreichen und reissenden, Bächen das Daseyn geben: dem Haselbache, dem Königsbache, der Ilse, der Radau, der Ecker, der Oker, der Holzemme, der kalten Bode, und dem Mönchswasser.

Uebrigens verkündigt das Haupt des Brockens denen, welche ihm gegen Morgen wohnen, durch den Nebel, in welchen es sich oft ganz einhüllet, bevorstehendes Regenwetter. Man sagt dann von ihm: der Brocken braue. Eine lange Erfahrung nämlich hat gelehrt, daß man von der Menge dieser Dünste den sichern Schluß, auf ein baldiges Ergießen derselben in die niedrigern Gegenden, machen darf.

Eine eben so merkwürdige, als sonderbare Erscheinung auf dem Gipfel des Brockens, ist ferner folgende: Wenn Wolken zwischen dem letztern und den benachbarten niedrigern Bergen stehen: so erscheinen die niedrigern zuweilen höher, als der Brocken, und ganz nahe. Sobald sich aber die Wolken tiefer in das Thal hinabsenken, so hat es das Ansehen, als wenn die höher geschienenen niedrigern Berge einige tausend Fuß einstürzten, und die Brockenspitze, auf der man steht, sich erhöhete. Eine dem Auge ungemein angenehme optische Täuschung, zu deren Wahrnehmung keineswegs ein gewisses Uebermaaß von Einbildungskraft erfordert wird.

Wenn der trübe Himmel den Brockengästen da oben zu lange zaudert, ehe er sich aufklärt: so pflegen sie sich nach einem, seit 1736 in der höchsten Gegend erbaueten, kleinen Hause vor dem Gewölke zu flüchten, und da bey einem erwärmenden Kaminfeuer die durchnäßten Kleider zu trocknen, bis erwünschtere Witterung sie erfreuet. Dies Häuschen dürfte eben so das höchste in Deutschland seyn, wie das Hospitium auf dem St. Gotthard das höchste auf dem Erdkreise seyn soll.

Einhundert Schritte von dem kleinen Hause ist auf dessen Morgenseite ein Brunnen mit einem angenehm schmeckenden, sehr kalten und hellen Wasser. Da es scheint, als ob er mit dem Brockengipfel in einer gleichen Höhe sich befände, und doch fast nie versiegt: so würde, wenn jenes sich in der That so verhielte, das letztere allerdings ein schwer zu erklärendes Wunder seyn. Wahrscheinlich hat er von diesem Umstande den Namen eines Zauberbrunnens erhalten. Eine genauere Untersuchung zeigt indessen, daß der fünfhundert Fuß entfernte höchste Punkt des Berggipfels ganzer achtzehn Fuß höher ist. So sehr trügt hier der Schein! Da das benachbarte Gewölke sich beständig an den Brocken, als den kältern und specifisch schwerern Gegenstand, hinzieht, und demselben gleichsam etwas von seinen Feuchtigkeiten zollet: so können die vom Regen, Schnee, Nebel und Thau gesammelten Wasser den Brunnen hinlänglich unterhalten. Und da seine Erdschichte lettig ist, mithin sein Wasser nicht durchläßt: so versiegt er nur dann, wenn ihm der Zufluß fehlt; welches außerordentlich selten geschieht. Dieser seltene Fall trat im Monat Jun. 1786 ein, wo es eilf Wochen lang nicht geregnet, und wenig gethauet hatte.

Das Wetter kann übrigens nirgends launiger seyn, als hier. Der Brockenwirth versicherte, daß er Tage erlebt habe, wo der trübe Himmel, auf dessen Erheiterung seine Gäste mit schmerzlicher Sehnsucht geharret hätten, bey allem Anscheine dazu, doch über alle Gebühr angehalten habe; und daß dann einmal der Brockenhorizont an einem und dem nämlichen Tage drey, viermal völlig aufgeklärt, und eben so oft wieder von herbey eilenden Wolken oder aufsteigenden Dünsten verfinstert worden sey. Das ist dann freylich für diejenigen Reisenden nicht sehr erwünscht, welche hauptsächlich hier sind, um sich an der entzückenden Uebersicht eines ungeheuern Landstriches zu laben. Denn einsiedlerischer und entfernter von aller menschlichen Gesellschaft kann man kaum wohnen, als der Wirth auf der Heinrichshöhe, zu welchem man in jenem Falle seine Zuflucht nehmen muß. Seine Familie und ein Paar Ziegen sind alles, was man an lebendigen Wesen hier vorfindet. Indessen wird es in seinen vier Pfählen fast den ganzen Sommer über nicht leer von Reisenden aus allen Ständen und Gegenden. Man hält hier sogenannte Stammbücher für dieselben. Doch die liegen ja in diesen preßsüchtigen Zeiten aller Welt gedruckt vor Augen, sammt allen ihren trivialen Bemerkungen, ekelhaften Einförmigkeiten und ewigen Klagen über vorgespiegelte Hoffnungen, getäuschte Erwartungen und trübes Wetter. — Gerade so denk' ich mir das ungeheure Buch, welches entstehen würde, wenn die Gottheit einmal alle Bemerkungen über erlebte Schicksale und alle die Wünsche und Hoffnungen zu Papiere brächte, welche von dem Häuflein der Christen an einem einzigen Neujahrstage zu ihr hinaufgeschickt werden. Und wenn der Brocken eben so oft nicht brauen sollte, als die ihn Bereisenden das eigennützig wünschen: so müßte das daraus entstehende Unglück für die Halberstädter und übrigen Nachbaren, deren Fluren

er dann auch nicht befruchten könnte, verhältnißmäßig eben so groß seyn, als das Elend, welches die göttliche Gewährung jener sich durchkreuzenden Neujahrsbitten über die Menschheit bringen dürfte.

Nachdem wir uns an dem Spiele der Wolken, in denen wir unsre Hände wuschen, zur Gnüge ergötzt hatten, klärte sich gegen Abend, zu unserer größten Freude, der Himmel rund um uns her auf. Wir hatten also nicht nöthig, den zahlreichen Klagen jenes Stammbuchs die unsrigen hinzuzufügen. Und dies war ein zweytes, allerdings sehr schätzenswerthes Glück, das uns auf unserer Brockenwallfahrt zu Theil ward. Wir sahen das Licht der Sonne den Nebel- und Wolkenschleyer, der es uns bisher vorenthielt, unaufhaltsam durchbrechen. Erst zerstreute sich, und dann entfloh das Dunstgewölke allenthalben. Der Sonne allmächtiger Strahl erwärmte uns wieder, und deckte rund um uns her die Herrlichkeiten der Welt auf. Was den Zauber dieser Naturscene für uns noch vermehrte, war die muthmaßliche Ankündigung des folgenden eben so heitern Sonnenaufgangs und Tages. Alle Gegenstände gegen Morgen, waren bis in die tiefste Ferne von dem sanftern Lichte der Abendsonne erhellet. Allenthalben lagen Dörfer und Städte, Berge und Thäler, Wasser und Fluren in der schönsten Abwechselung von Licht und Schatten bunt unter einander vor meinen schwelgenden Blicken aufgedeckt.

Denken Sie sich das Ungeheure des Ueberblicks, Freund! wenn ich Ihnen mit wenig Worten sage, daß man im Wernigeröddischen, Halberstädtischen, Magdeburgischen, Anhältschen, Thüringischen, Braunschweigischen, Lüneburgischen und Hessenschen tausend Gegenstände aller Art vor sich sieht. Es war mir fast, als ob ich vom Monde herab unsere

sere irdischen Wohnsitze im verjüngten Maaße auf einer großen Landkarte zusammengedrängt erblickte! — Die Elbe schlängelt sich gleich einem Silberfaden durch die Ebenen dahin. Selbst die Nordsee will man mit gut bewaffneten Augen erkannt haben. Zwar habe ich mich von der Richtigkeit dieser allerdings auffallenden Behauptung, aus Mangel an einem guten Dollond, nicht selbst überzeugen können; ich bezweifle sie aber dennoch nicht, weil ich einst die nicht viel weniger auffallende Versicherung, daß man von dem Gipfel des Dalkauschen Berggartens, ohnweit Groß-Glogau, bey hellem Wetter die achtzehn Deutsche Meilen von da gelegene Schneekuppe des Riesengebirges sehen könne — ohne Dollond, schon mittelst einer guten Lorgnette, mit eigenen Augen vollkommen gegründet gefunden habe.

Eine ungemein täuschende Erscheinung, die man im Kleinen auf jedem nicht ganz niedrigen, steilen Berge wahrzunehmen pflegt, gewährte uns Hocherhabnen der Anblick der Stadt Wernigerode. Sie lag uns im Vordergrunde der großen offenen Landschaft. Trotz ihrer meilenweiten Entfernung von der Brockenspitze, wurden wir verführt, zu glauben, sie läge ganz nahe zu unsern Füßen. Kaum trauten wir unsern eigenen Augen; und fast möchte ein Schleuderer die Thorheit begehen, zu versuchen, ob er nicht mit einem Steinwurf in die Tiefe hinab ihre Ringmauern erreichen könne.

Indessen rückte die Sonne dem Ziele ihres uns sichtbaren Kreislaufs immer näher; und endlich war der große feyerliche Augenblick wirklich da, wo ihr prächtiges Feuermeer unsern ihm folgenden Blicken sich gänzlich entzog. Wir sahen dasselbe in aller seiner Herrlichkeit untergehen. So schwin-

schwindet oft irdischer Glanz und irdische Hoheit dahin! Doch mit dem Unterschiede, daß diese uns dann nur um so tiefer demüthigt, während daß jene unbeschreiblich wonnevolle Naturscene uns in ein seliges Entzücken versetzt.

Die unbeschreiblich schöne Sonnenscheibe erschien uns beym Untergange außerordentlich groß. Man fühlt sich beym schwelgenden Anblick des goldenen Flammenmeers gedrungen, jene naive Aeußerung eines jüdischen Herzens: „Unabkenutzt behält sie ihren Klanz und Schein, das muß „eps Rores van Verkildung seyn" für einen sehr richtigen Ausdruck seiner Empfindungen anzuerkennen.

Wahrscheinlich ist Ihnen aus dem Tagebuche derer, die den Montbland zuerst erstiegen, das ganz eigene Phänomen bekannt, welches man auf vorzüglich hohen Bergen beym Untergange der Sonne, und im umgekehrten Verhältnisse auch beym Aufgange derselben, wahrnimmt. Die mächtig große Sonnenscheibe senkte sich mit der gewöhnlichen, in der Natur des Umlaufs der Erde um die Axe gegründeten, Langsamkeit und Gleichförmigkeit bis sie zur Hälfte unter dem Horizonte war. Kaum aber hatten wir sie noch halb gesehen, so war sie schon ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden. Da man nur selten Gelegenheit hat, diese auffallende Eilfertigkeit der halben Sonnenscheibe von sehr hohen Bergen hinab zu beobachten: so trägt dies Ereigniß, schon wegen der Neuheit der Sache, in der That in einem hohen Grade den Charakter des Uebernatürlichen an sich. Mich wundert daher gar nicht, daß man auf dem Montbland, wo man das nämliche in einem ungleich höhern Grade beobachtete, anfangs in das heftigste Erstaunen und selbst in einige Unruhe darüber versetzt wurde. Die Erscheinung läßt sich indessen, trotz alles Anscheins von Unerklärbarkeit

und

Digitized by Google

und Wunder, aus dem erhabenen Standpunkte der Beobachter in und über dem Dunstkreise, aus den Gesetzen der Lichtstrahlenbrechung, und aus der sich darauf gründenden Lehre von dem scheinbaren und wirklichen Auf- und Untergange des Gestirns *) leicht und ganz natürlich erklären.

Gegen die Nacht ereignete sich ein neuer Glücksumstand. Der Wirth verkündigte uns, daß nach allen Anzeigen, die er wahrgenommen, ein heftiges Gewitter im Anmarsch sey. Ich freuete mich über die Ankündigung, wie ein Kind zur Weihnachtsgabe; zumal da sie uns ganz unerwartet kam. Denn hätten wir auf der Unterwelt einen Tag über so naßkaltes empfindliches Wetter gehabt, wie auf dem Brokken war, nimmermehr würden wir auch nur von Ferne her ein Gewitter geahndet haben. — Schon oft hatte ich bisher vergebens gewünscht, mich einmal auf einer beträchtlichen Höhe an der Majestät eines ernstlichen Donnerwetters ergötzen zu können. Und in der That, ich habe mich in meiner großen Meinung davon nicht im geringsten betrogen; zumal da das gegenwärtige stundenlang nicht von der Stelle wich. Unbeschreiblich ist es, was wir gegen Mitternacht, da es in seiner größesten Nähe zu unsern Füßen tobte, erlebten. Drum will ich auch gar nicht einmal den Versuch machen, Ihnen meine Wahrnehmungen und Empfindungen, während des großen Kampfes einer Naturkraft mit der andern, durch Worte auszudrucken. Nur das kann und muß ich Ihnen wiederholt sagen, daß wir uns in einer Himmelsgegend befanden, die über den unter uns schwebenden Gewitterwolken ansehnlich erhaben war. Sie nahmen zu unsern Füßen den Zug nach Wernigerode hin.

So

*) Bode's Anmerkungen zu Fontenells Dialogen über die Mehrheit der Welten. Berlin, 1789.

So oft ein Blitzstrahl die Majestät des Schauspiels in seiner furchtbaren Schönheit und Würde so recht anschaulich vergegenwärtigte, lag das ganze Wolkengewühl von mitternächtlicher Schwärze, unter und neben uns, unsern staunenden Blicken aufgedeckt. Oft lieh der Blitz dem Saume des einzelnen Dunstgewölkes eine Flammen-erleuchtung, welche dem vergoldeten Rande eines dunkeln Körpers glich, und die einen Augenblick zerstreute dicke Finsterniß des letztern nur noch sichtbarer machte. Noch öfter bahnten sich die schlängelnden Blitzstrahlen, wie aus einem fürchterlichen Abgrunde, durchkreuzende Wege durch das schwarze Gewölk, und wurden bald in die Tiefe hinab, bald himmel-anwärts geschleudert. Der Donner rollte bey der Erhabenheit unsers Standpunktes auf der Heinrichshöhe nicht ganz so furchtbar tobend, aber viel feyerlicher und anhaltender dahin, als da, wo man auf dem platten Lande die elektrischen Wolken über sich hat. Oft und lange hallte das Echo von allen den Bergen, die den Brocken zunächst umgeben, sein Gemurmel vernehmlich zurück, bis endlich das lauschende Ohr, in dem allmähligen Abnehmen des Widerhalls versunken, durch einen verstärkten Wetterschlag zur Freude über neuen Wohlklang und neue Majestät der Natur hingerissen wurde.

Wir eilten, geleitet von unserm treuen Führer, in der prächtigen Nacht nochmals auf die höchste Brockenspitze, und achteten nicht der tobenden Naturstürme unter und neben uns. Ich glaubte auf dem Gipfel des Atlas und Olymps zu seyn, wovon die Alten als von einem Wunder erzählen, daß man da Wolken und Blitze und Donner zu seinen Füßen habe. Das Rollen des Donners hörten wir indessen hier in dieser Höhe um vieles schwächer, als auf der Heinrichshöhe. Selten erheben sich die Ge-

Gewitterwolken über den Brocken; fast immer haben sie entweder gleiche Höhe mit ihm, oder sie stehen noch tiefer. Diesmal schwebten sie, nach Aussage des Wirths, ungewöhnlich tief, denn wir hatten sie selbst in der Gegend des Wirthshauses noch unter uns.

Dies prächtigste aller Naturschauspiele währte länger als eine Stunde. Hoch erfreut über unsern zur Reise gewählten äußerst glücklichen Zeitpunkt, warfen wir uns gegen Mitternacht endlich ganz ermüdet aufs Lager, um wenigstens ein paar Stunden neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln, dessen aufgehende Sonne wir bewillkommen wollten. Was uns bey solchen Vorfällen vom nothwendigen Schlafe in Rest bleibt, das pflegen wir bey der nächsten Mittagsruhe nachzuholen. Auch ist es, dünkt mich, unsern Fußwanderungen in diesem Lande der Berge vollkommen angemessen, die frühesten Morgenstunden wachend zu benutzen, und hingegen die ermattende Tageszeit, wo die Sonne ihre Strahlen uns senkrechter zusendet, der Ruhe zu widmen.

Noch muß ich bemerken, daß während des Gewitters auf der Brockenspitze vollkommen helles Wetter war. Etwas mehr unterwärts auf der Heinrichshöhe regnete es zwar auch nicht eigentlich, obgleich bey der Unruhe, welche die Elektricität in der ganzen Natur hervorbrachte, und bey den sich mehreremale verändernden Luftzügen einiges Dunstgewölke um und neben uns kreuzend vorbeyzog; ganz unten in Wernigerode hat es, so lange das Gewitter über der Stadt und in deren Nähe war, sehr stark geregnet. Vielleicht waren die Wolken, welche sich über die hiesigen Einwohner ergossen, die nämlichen, die auf der Heinrichshöhe als schwebende Dünste unsere Kleider anfeuchteten und von den Luftzügen dem Gewitter zugeführt wurden.

Am

Am nächsten Morgen harrete unserer ein neues herrliches Schauspiel. Kaum hatten wir in der Morgendämmerung, vom Wirthshause aus, den Gipfel des Brockens abermals erstiegen: so brach die bald verschlafene entzückende Morgenröthe in ihrem schönsten Glanze hervor. Sie bildete einen feurigen Zirkel, der gleichsam ein Vorbote dessen war, was immer in ihrem Gefolge ist. Nach einigen flüchtig vorüber eilenden Minuten wandelte das noch viel entzückendere Sonnenlicht selbst die Nacht in Tag. Nichts in der Natur ist dieser Scene gleich! Nichts erreicht in seinen Wirkungen den Zauber dieser Augenblicke! — Das goldene Sonnenrad erschien uns drey- bis viermal größer, wie gewöhnlich, und seine milden Feuerstrahlen hatten noch nichts von dem blendenden Lichte der Tagessonne. Viel zu eilfertig für den Genuß des Naturfreundes, schwang es sich über den Horizont empor, verscheuchte gebieterisch auch die letzten Reste des nächtlichen Halbdunkels, und jagte die fliehenden Morgennebel vor sich her. Das jetzt noch so sanfte Sonnenlicht beleuchtete nach und nach tausend und abertausend Gegenstände, und verbreitete neues Leben und neue Freude über die ganze offen vor uns daliegende Natur. Wenn gleich um meinen hocherhabnen Standpunkt herum kein Vögelgesang und keiner Lerche frühe Kehle mit mir den neuen Tag begrüßte: so drängten sich doch meinen Sinnen von allen Seiten her erschütternde Bilder und Spuren der Güte und Größe Gottes auf.

Ich war indeß vor Entzücken in einer der höchsten Gegenden des Brockens, auf den sogenannten Hexen-altar, gestiegen, um mich des großen und sich doch täglich erneuernden Wunders der Natur noch eine Zeitlang zu erfreuen. Hier, wo noch vor tausend Jahren unsre heidnisch-deutschen Urväter vielleicht der aufgehenden Sonne dankbare Opfer darbrachten,

auf

auf eben diesem Felsenaltar opferte diesmal ich dem Gotte der Christen eine dankbare Freudenthräne, und dachte in meinem Sinn: O wunderschön ist Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu seyn! —

Der unter dem Nahmen des Hexen- oder Teufelsaltars bekannte, auf der Abendseite der Gipfelfläche des Berges gelegene Granitstein ist sechs Fuß hoch, und hat oben eine abgerundete, länglichte Fläche. Wenige Schritte davon steht noch eine andre zehn Fuß hohe Granitmasse, die allgemein die Teufelskanzel genannt wird. Beyde scheinen mit den übrigen hier umherliegenden Steinen die Reste der Steinschichten zu seyn, welche der Brocken bey seiner Erzeugung auf seinem Scheitel mit sich in die Höhe geführt, und bey seinem erlittenen Bruch und Einstürzen der Klippe als Reliquien oben zurückgelassen hat, weil sie, ihrer flachen Gestalt wegen, nicht so, wie fast alle übrigen, in die Tiefe hinab rollen konnten. Offenbar weiset der Nahme dieser Steine auf ihre ehemalige Bestimmung zurück; und es ist nicht zu leugnen, daß auf dem Altar einst heidnische Opfer verbrannt worden sind. Auf der Teufelskanzel soll, der mündlichen Ueberlieferung zufolge, das verehrte Götzenbild gestanden haben. Auf dem geräumigen, noch jetzt sogenannten Hexentanzplatze hingegen wurde in der Walpurgis- oder ersten Maynacht der Opfertanz, mit Feuerbränden vom Altar in der Hand, verrichtet.

Ohne allen Zweifel hängt hiermit die über ganz Deutschland verbreitete dunkle Volkssage innig zusammen, als ob die Tänzerinnen in jener berüchtigten Nacht auf Ofengabeln und Mistforken reitend, durch die Lüfte dem Tanzplatze zugeeilet wären. Erlauben Sie mir daher, über diesen Ge-

genstand ein wenig zu plaudern, um Ihnen, lieber Freund! zugleich eine andre damit verwandte Frage, noch ehe Sie mir dieselbe aufwerfen können, zu beantworten. Sie dürften nämlich beym Lesen meiner nächstfolgenden Briefe über den Harz veranlaßt werden, halb zweifelnd zu fragen, warum wir denn vorzugsweise gerade hier, und sonst in Deutschland fast nirgends weiter, so deutliche, so zahlreiche und so mannigfaltige Spuren vom deutschen Götzendienste antreffen sollten.

Beydes, die Antwort auf diese Frage, und der Schlüssel zu dem räthselhaften Märchen von jenem wundervollen Luftritt, liegt, dünkt mich, in der Geschichte Karls des Großen klar vor unsern Augen. Als dieser berühmte christliche Frankenkönig mit eben so vielem Bekehrungs- als Eroberungsgeiste, die kriegerische Schaubühne in Deutschland zuerst betrat, waren die Deutschen, nahmentlich die Sachsen, noch freye Völker voll Kraft und Muth, die sich durchaus keiner fremden Herrschaft sklavisch unterwerfen wollten. Als eifrige Götzendiener lag ihnen aber die Religion ihrer Väter nicht weniger, als ihre Freyheit am Herzen. Karl bot alle seine Kräfte auf, sie zu überwinden. Indessen wollte er sie nicht bloß überwinden, sondern auch zum Christenthum bekehren. Dies verwickelte ihn in einen Krieg mit den Sachsen der über drey und dreyßig Jahre dauerte. Oft wurden die letztern geschlagen; aber nach jedem Siege Karls, und nach jedem Friedensschlusse, griffen sie immer wieder zu den Waffen, und nach jeder scheinbaren Annahme des Christenthums kehrten sie zum Götzendienste zurück. Dies erbitterte Karln zuletzt so sehr, daß er, nach damaligen schrecklichen Toleranzbegriffen, Gewalt brauchte — viele, die sich nicht wollten taufen lassen, niederhauen ließ — und überhaupt ein Gesetz gab,

das

das dem Feuereifer eines Spanischen Großinquisitors angemessen ist. Alle diejenigen nämlich, welche die christliche Taufe anzunehmen sich weigern, oder unter den Christen sich verbergen, und trotz der Annahme des Christenthums fortfahren würden, als Heiden zu leben, und nach wie vor den Götzen zu dienen: sollten mit dem Tode bestraft werden!

Die heidnischen Sachsen mußten zwar endlich der Gewalt weichen, und öffentlich die Taufe annehmen; allein in ihren Herzen blieben sie dennoch Heiden; und wenn sich Karl mit seinem Kriegsheere kaum ein wenig zurück gezogen hatte, so opferten sie in den Wäldern schon wieder den Götzen. Der König ließ darauf alle ihre Altäre und Götzenbilder zerstöhren und da sie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Opferfeste zu feyern, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Waldungen und Gebirgen des Harzes, und nahmentlich auch zum Gipfel des Brocken, der damals noch wenig zugänglich seyn mochte, und wo man sie zu verfolgen sich schwerlich gelüsten ließ. Indessen ließ Karl, der bald Nachricht davon erhielt, an den vorzüglichsten Opferfesttagen die Zugänge zu den Gebirgen und nahmentlich zum Brocken mit Wache besetzen. Allein die Sachsen, welche, wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, der Religion ihrer Väter jetzt nur um so eifriger anhingen, sannen auf List, dennoch an den Freuden ihrer Opferfeste Theil nehmen zu können. Sie verkleideten sich in scheußliche Larven, bahnten sich den Weg zu ihren Götzen, indem sie des Nachts die Wachen erschreckten, die beym Anblick dieser Hexen- und Teufelsgestalten um so geschwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heuforken oder Feuergabeln bewaffnet waren. Letztere gebrauchten sie im Nothfall zum ge-

waltsamen Bestürmen und Verdrängen der christlichen Wache sowohl, als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften sie ihrer auch beym Opferfeuer selbst, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Feuerbränder, mit welchen in der Hand sie in Schmaus und Fröhligkeit um das Opferfeuer herum tanzten. — Da auf den Höhen des Harzes, wenigstens auf dem Brocken, am Feste des ersten Mays gewöhnlich noch Schnee liegen mochte, so bedurfte man der Besen, auf deren Stielen die Fabel die Damen der Walpurgisnacht unter andern auch reiten läßt, zum Fegen und Reinigen des Opferplatzes.

Die damaligen Christen hielten allgemein den Götzendienst für Teufelsdienst, und glaubten nichts gewisser, als daß der Teufel selbst, trotz der mit christlichen Wachen besetzten Zugänge zu den Opferplätzen, seine treuen Anhänger zu unterstützen wisse, und durch die Luft zum Brocken hinauf führe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubigen Wachen durch ihr Geschwätz von den gesehenen Teufelsmasken und Hexengestalten, zur Bemäntelung ihrer Flucht entweder veranlaßte, oder doch nährte, indem sie ihm nicht widersprechen durfte.

Auf diese historisch wahren Umstände gründet sich die unsinnige Fabel von der Hexenfahrt auf den Brocken. *) Auch stimmt dies vollkommen mit der Aussage des Verfassers einer ungedruckten Lebensbeschreibung Herzogs Julius zu Braunschweig-Lüneburg überein, der den Zusammenhang der dunkeln Geschichte der ersten Maynacht durch mündliche Ueberlieferung zu wissen behaup-

*) Hanemanns Alterthümer des Harzes, Theil I. Seite 11. 12.

hauptet. Wirklich giebt er von dem Worte Unhold — welches von den gemeinen Leuten noch immer den spukenden Wesen jener Walpurgisnacht, den Hexen und Zauberern beygelegt wird — eine etymologische Erklärung, die Beyfall verdient.

„Als zu Karls des Großen Zeiten die Sachsen zur Annahme der Lehre Jesu gebracht wurden, hatten Viele keine Neigung ihrem Götzendienste zu entsagen. Auch waren sie sehr ungehalten darüber, daß ihr Heerführer Wittekind ein Christ worden war. Diese nannte man daher Unholde, d. h. Ungehalten, Unzufrieden. Sie verrichteten ihren Götzendienst auf den höchsten Bergen unserer Gegend, vorzüglich auf dem Brocken, wo sie der Hertha *) opferten. In den spätern Zeiten nahm man das Wort Unhold für gleichbedeutend mit Hexe, und dies gab Gelegenheit zur Fabel."

Wahrscheinlich trugen diese verfolgten Unholde ihre Unzufriedenheit mit Wittekind bald auf die unter ihnen zerstreut lebenden Christen überhaupt über; und fügten ihnen und dem Viehe derselben auf ihren nächtlichen Wallfahrten zum Opfertanze des ersten May's allerley Schaden zu. So bewiesen sie dann freylich durch die That, daß sie den Christen unhold waren. Diese wußten sich dann in ih-

*) Eigentlich de grote Hertha genannt. In dem Götzenbilde mit diesem Nahmen verehrte man die Erde. Sie war nach der Deutschen Götterlehre die Mutter des Götzen Krodo, de Grote — dieses Vaters, der Menschen, den Karl der Große im heiligen Eifer den groten Dübel (den großen Teufel) nannte.

rer Einfalt vor dergleichen Schadenzufügungen nicht besser zu verwahren, als durch die christlich-abergläubigen Kreuze, womit unsre gemeinen Leute noch immer zum ersten May die Thüren der Häuser und Ställe bezeichnen, des festen Glaubens, daß sie und das ihrige dann von den durchziehenden Unholden nicht behext werden könne.

Warum jene Faseleyen von den Hexenzügen gerade der Nacht vor dem ersten May angedichtet worden sind? — Mit Gewißheit läßt sich diese Frage zwar nicht beantworten; aber der Wahrscheinlichkeiten, die uns einstweilen genügen können, sind viele: Da die heidnischen Deutschen eins ihrer größten und fröhlichsten Feste — das Fest des lieblichen Mays und der wiederkehrenden schönen Jahreszeit — am ersten May, also um die Zeit feyerten, wo unsre Ostern und Pfingsten fällt — da sie in dieser Absicht ihre Wohnungen und Opferplätze mit Mayen oder jungen Birken auszuschmücken und um das mächtige Opferfeuer herum frohlockend zu tanzen pflegten, und da endlich dies Fest vorzüglich der in den Harzgegenden so sehr verehrten Göttinn Ostera geheiligt gewesen zu seyn scheint: so ist es in der That mehr als bloß wahrscheinlich, daß die große Anhänglichkeit der Sachsen an dies besonders fröhlige Fest des ersten Mays jenes unaufhaltsame nächtliche Zuströmen der Unholden zum Opfertanzplatze veranlaßte — daß der in mehrern Gegenden Deutschlands noch bis auf diesen Tag herrschende Gebrauch, am Pfingstfeste die Häuser und Kirchen mit Mayen zu schmücken, noch ein Rest von jener heidnischen Feyerlichkeit ist — daß die ebenfalls noch übliche Gewohnheit der jungen Bursche in und um den Harz, am Osterabende auf den Bergen ein großes Freudenfeuer anzuzünden, und daherum zu tanzen, von den heidnischen Tänzen der ersten Maynacht herstammet — und daß endlich vielleicht unser

deut-

deutsches Wort Ostern selbst aus dem Götzenthum in die Kirchensprache der Christen hinübergetragen ist.

Wenn aber das Fest des ersten Mays eins ihrer liebsten war, woran jedermann Theil nahm, und welches am wenigsten die tanzlustigen Schönen gerne eingehen lassen wollten: so mogte selbst manche muntere Hausfrau, deren Mann, und manche aufblühende Tochter, deren Eltern gedankenlos die christliche Taufe empfangen hatten, beym Herannahen des ersten Mays in die Versuchung gerathen, sich ganz im Stillen aus dem ehelichen Bette oder aus dem elterlichen Hause zu stehlen, um der nächtlichen Maskerade, dem Tanze und den übrigen vielleicht nicht sehr züchtigen Freuden, des ihnen zunächst gelegenen Opferplatzes beyzuwohnen. So entstand nun der in der Folge so mörderische Wahnglaube, daß dieser oder jener Mann eine Hexe zur Frau habe, die in der Maynacht nach dem Brocken reise, um mit dem Teufel zu tanzen. Die unsinnigsten Fabeln so jemals da waren, haben irgend einen historischen Grund; und das ganze Märchen von der Brockenfahrt erläutert sich zur Genüge aus dieser Geschichte irgend eines oder mehrerer Götzenfeste, die von unsern heidnischen Vorfahren zur Zeit Karls des Großen auf den Bergen, und vorzüglich auf dem Brocken gefeyert worden sind.

Man darf es übrigens nicht unwahrscheinlich finden, daß die heidnischen Sachsen einer so guten Religion wie der christlichen, sich so halsstarrig widersetzt haben sollen; denn beydes, die Kirchengeschichte und die Natur des menschlichen Herzens, verbürgt uns diese Thatsachen. Wer hält nicht fest an der Religion seiner Väter, die ihm von Jugend an beygebracht wurde? Wer wird nicht selbst allenfalls ein Märtyrer derselben, wenn man sie ihm mit Gewalt entreissen

reiſſen will? So lange dem Menſchen irgend ein Gut aufgedrungen wird, ſo lange iſt es ihm verdächtig; er begehrt es nicht, weil er es nicht richtig würdigen kann. Das Chriſtenthum war den vorigen Begriffen der heidniſchen Sachſen nicht angemeſſen. Alles, was ſie davon verſtanden, das mogten die Satzungen ſeyn, gegen welche ſie die ihrigen vertauſchen ſollten. Man lehrte ſie, geliebte Voreltern, deren Thaten ſie in ihren Liedern beſangen, als Teufelsverehrer verabſcheuen! Man unterſagte ihnen bey Todesſtrafe, den Aſchenkrügen derer, die ſie als die größeſten Helden, als den Stolz ihrer Nation betrachteten, die ihrigen hinzuzufügen. In der That, das hieß ihre Folgſamkeit auf zu harte Proben ſetzen!

Dazu kam, daß ſie mit der Religion ihrer Väter zugleich ihre Freyheit verlieren ſollten; denn der Fürſt, der ihnen einen beſſern Glauben aufdringen wollte, ſtrebte nach ihrer Unterjochung. Auch ſollten ſie den zum Theil noch herzlich einfältigen chriſtlichen Prieſtern den Zehnten geben, da ſie doch den ihrigen bisher nur etwas willkührliches gereicht hatten. Und, was vielleicht mehr als dies alles ſagen will, war der leidige Umſtand, daß ſie bey der Annahme des Chriſtenthums unter andern auch den Opfertänzen gänzlich! und auf einmal entſagen mußten. Wirklich war auch der Tanz von jeher ein ſo natürlicher und allgemeiner Ausdruck der Freude, daß beynahe auf dem ganzen Erdboden kein Volk iſt, welches nicht tanzte. Allein der Tanz ſtand in einem gar zu innigen Zuſammenhange mit dem Götzenthume, als daß ihn die erſten chriſtlichen Lehrer den getauften Sachſen ferner hätten erlauben dürfen.

Bey den mehrſten Völkern des Alterthums war der Tanz eine von den vorzüglichſten gottesdienſtlichen Zeremonien.

Ohne

Ohne ihn vollendeten die Griechen, die Römer, die Deutschen kein feyerliches Opfer, keine öffentliche Lustbarkeit. Aber eben, weil er so wesentlich zum Götzenthume zu gehören schien, und vielleicht auch, weil die unschuldige Freude, welche er mit sich führt, gemißbraucht so leichte zu verderblichen Thorheiten und Ausschweifungen zu berauschen und hinzureissen pflegt, erklärte man diese ursprünglich heidnische Lustbarkeit zuletzt von allen Kanzeln hinab für abgöttisches Wesen, für heidnische Lüderlichkeit und wahre Teufelslust, an welcher der Christ durchaus keinen Theil nehmen dürfe. Sogar die Kirchenversammlungen, die Päbste und Bischöfe und alle Fürsten verbothen den Tanz förmlich und belegten die Uebertreter mit schweren Strafen.

So wurde also die Selbstverleugnung der ersten christlichen Sachsen durch das Geboth von Enthaltsamkeit von frohen Tänzen auf eine Art geprüft, die freylich ihren Kräften nicht angemessen seyn mogte. Und wenn dem schönen Geschlechte, dessen Lieblingsvergnügen der Tanz von jeher war, auch nach der Einweihung zum Christenthume, noch je zuweilen die Lust anwandelte, dem frohen Tanze einer angenehmen Maynacht beyzuwohnen: so werden wahrscheinlich unsre jetzigen Schönen, soferne auch sie Geschmack an Bällen finden, kein strenges Verdammungsurtheil über sie aussprechen.

Zum Schlusse dieses Briefs noch ein paar Worte über die beyden Bergnahmen Broken und Blocksberg. Silberschlag findet in seiner Geogenie (Th. 1. S. 96.) die Meynung derer am wahrscheinlichsten, welche jenen von den alten Bruktern, einem Volke herleiten, deren erster Hauptsitz in den Harzgegenden gewesen seyn soll,

ob sie sich gleich nachher mehr nach dem Rheinstrome hingezogen, und längst der Lippe sich ausgebreitet haben.

Andre leiten das Wort Brocken, dessen sich alle Harzbewohner ausschließungsweise bedienen, von dem Niederdeutschen Worte brecken, d. i. brechen, ab. Sie sagen nämlich, des Brockens Spitze sey einmal broken, d. i. gebrochen, eingesunken; wirklich ist diese erlittene Revolution sowohl in der gleichsam-gespaltenen Form der Bergspitze, als auch in der Gegend über Schierke und an einigen andern Orten nicht zu verkennen, denn man hat daselbst funfzehn Fuß tief im Torfe begrabene Tannenstämme — bisweilen drei Schichten übereinander — angetroffen, die wohl nur beym Einsturz der Brockenspitze überschüttet worden seyn können.

Eine dritte sinnreiche Wortforschung in Absicht der Nahmen dieses Berges endlich ist folgende. Das Wort Brocken, sagt man, ist ein Oberdeutscher Ausdruck. Es dürfte daher nicht älter, als der Bergbau in diesen Gegenden seyn, welchen Fränkische Bergleute — also Oberdeutsche — bald nach Karls des Großen Zeiten, im Vor- und Unterharze einführten. Beruf und bergmännische Spekulation führte sie nach und nach immer tiefer in die Bergwaldungen des Oberharzes hinein. Das weltalte Granitgebirge, dessen zahllosen Bruchstücke allenthalben wie hingesäet da lagen, und besonders zwischen den Bergen in mancherley Klippengestalten über und neben einander aufgethürmt waren, ließ sie hier keine Erze erwarten. Sie konnten also auch bey der Rückkehr von keiner andern Entdeckung erzählen, als von den zahllosen Steinbrocken, welche sie in der Tiefe und Höhe vorgefunden hätten. Wie sollten sie nun die Gegend anders bezeichnen und nennen,

als,

als, die Brockengegend? Die vielen reissenden Bäche, verwachsenen Wälder, falschen Moräste und wilden Thiere, mit deren Gefahren die heidnischen Sachsen schon früher bekannt geworden seyn mogten, schreckten nun auch die Franken nicht länger ab, selbst den König der Harzberge zu erklimmen. Sie fanden ihn vorzugsweise reich an Steinbrocken aller Art; wie hätten sie ihn also, da diese Merkwürdigkeit ihnen zuerst und vorzüglich ins Auge fallen mußte, bestimmter und ungezwungener nennen können, als den Brockenberg?

Der Nahme Blocksberg hingegen, den man ihm außerhalb des Harzes in ganz Niederdeutschland beylegt, scheint eben darum Niederdeutschen Ursprungs zu seyn. Die Niedersachsen nannten nämlich dergleichen Granitmasse, nach Maaßgabe ihrer eigenthümlichen Mundart, einen Block, Steinblock, mithin den Berg, der in so ungeheuerer Menge damit belastet ist, den Blocksberg. Lauter Ausdrücke, welche die Beschaffenheit des Berges und die Ober- und Niederdeutsche Mundart auf die Zunge führten. Historisch können diese Nahmensableitungen freylich nicht erwiesen werden; aber sie scheinen mir wahrscheinlich und entgegenkommend zu seyn. Wären sie weniger einfach, so ließe sich in unsern Tagen, wo man das Gekünsteltere mehr liebt, Beyfall für sie versprechen. — Aber es wird hohe Zeit, daß ich diesen ungeheuern Brief endlich schließe. Also leben sie wohl!

Zwey-

Digitized by Google

Zweyter Brief.

Inhalt.

Zweytausendjährige Harznahmen. — Umfang des alten Harzes. — Größe und Eintheilung des jetzigen. — Zufriedenheit und Beschäftigung der Harzer. — Beschaffenheit der Harzluft. — Harmonien der Kuhheerden. — Eigenthümlichkeiten der Gebirgsstädte. — Erzeugnisse des Harzes. — Blankenburg. — Die Quelinburger. — Trümmer eines adelichen Raubnestes. — Volksfest der Questenburger. — Naturgeschichte eines verschwindenden Bachs. — Heuscheune von der Natur erbauet. — Phantasien über Urzeit. —

Blankenburg 1794.

Ja, Freund! es lohnt unstreitig der Mühe, den Harz die Kreuz und die Quere zu durchreisen, so beschwerlich das Wandern in diesem Lande der Berge auch immer seyn mag. Mir wenigstens, — einem Deutschen, der sein Vaterland liebt, behagt es ungemein, mich unter den ruhigen und glücklichen Bewohnern dieses nur wenig besuchten und doch so merkwürdigen Theiles von Deutschland umherzutreiben. Die Schweiz kann nicht mehr Reize für ihre Genossen haben, als der Harz für mich und seine Ein-

Eingebohrnen hat. Wer zum Beyſpiel in den ſandigten Ebenen der Mark hauſet, und dann ein gebirgigtes Land durchzieht, den berauſcht da freylich gewöhnlich der Reiz der Neuheit. Allein auch der Harzer iſt von Jugend auf an das Eigenthümliche ſeiner vaterländiſchen Gegend ſo ſehr gewöhnt, daß er deren Lebensart und Gewohnheiten ſchwerlich gegen andere würde vertauſchen wollen. Und ſo iſt denn das Sprichwort: ländlich, ſittlich, wenigſtens eben ſo wahr, als die philoſophiſchere Behauptung, unſer Vaterland ſey da, wo es uns wohl gehe.

Thun wir einen Blick in die Vorzeit zurück, ſo kann der Harzer ſogar ſtolz ſeyn auf die Reihe von Jahrhunderten, ſeit welchen ſein Wald den Völkern Europas bekannt war. Der Nahme Harz iſt uralt. Unter allen Schriftſtellern gedenkt Ariſtoteles ſeiner zuerſt. 1) Er und Eratoſthenes, 2) zweyter Vorſteher der Alexandriniſchen Bibliothek, nannten die Harzgebirge bereits vor mehr als zweytauſend Jahren ἀρκυνια ὀρη. Nachher nannte ſie J. Cäſar 3) Hercyniam ſylvam — Ptolomäus und Strabo 4) ἑρκυνιος δρυμος — Tacitus 5) Hercynium ſaltum — und Plinius Hercynium jugum. Die deutſchen Ausdrucke Herziniſch, Harziſch, und der Harz ſind alſo nichts weniger als neu.

In der Vorzeit war der Herziniſche Wald weit größer als der jetzige Harzwald, welcher nur ein Theil von jenem iſt.

1) Meteorologicorum, Lib. I. Cap. 13.
2) Allg. Welthiſtorie, Th. 31. S. 196.
3) De bello Gal. Lib. VI. Cap. 24 - 28.
4) Lib. VII. Geogr.
5) De Moribus German. Cap. 30.

Digitized by Google

ist. J. Cäsar giebt die Länge zu sechzig und die Breite zu neun Tagereisen an. Pomponius Mela 6) beschreibt ihn eben so lang, mit dem Zusatze, daß ihn andere für noch größer hielten. Er erstreckte sich einst durch ganz Deutschland, bis nach Siebenbürgen. Nach den Versicherungen der Römer gab es in diesen ungeheuren Waldungen mehrere ihnen sonst nirgends zu Gesicht gekommene Thiere, insbesondre Rennthiere, Elendthiere und Auerochsen.

In den spätern Zeiten, wo diese Waldungen gelichtet, und allenthalben Städte und Dörfer darin angelegt wurden, blieben nur Theile davon übrig, deren einige noch jetzt große Wälder sind. Der Schwarzwald in Schwaben, der Odenwald in der Pfalz, der Westerwald am Niederrhein, der Thüringer- Nürnberger- und Böhmerwald, das Mährensche Gebirge, alle diese Wälder sind Ueberreste des vormaligen großen Herzinischen Waldes, wovon der Harzwald vorzüglich den Nahmen behalten hat. Indessen scheinen auch die zusammengesetzten Waldnahmen des Susenharts im Breisgau, des Speßharts im Oberrheinischen Kreise, des Rheinharts in Hessen, des Höhnharts in Bayern, in Betreff der Endsilbe Hart von dem großen Harze, dessen Theile sie waren, abzuleiten zu seyn. Eben so wird auch noch im Fuldaischen und im Hirschfeldschen ein Stück des alten Buchenwaldes, und im Sundgau, ohnweit Mühlhausen ein Landstrich die Hart genannt. *)

Was

6) De situ orbis, Lib. III. Cap. 3.

*) Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Th. 2. Seite 983.

Was man gegenwärtig unter dem eigentlichen Harze versteht, sind diejenigen Gebirge und Waldungen, welche den Brocken umgeben, und von den Städten Blankenburg, Wernigerode, Goslar, Osterode, Harzburg, Lauterberg, Seesen, Ellrich, Nordhausen, Stollberg und Ballenstädt eingeschlossen werden. Die Länge von Ballenstädt bis Seesen beträgt zehen, die Breite von Wernigerode bis Nordhausen sechs deutsche Meilen. Daß auch dieser Harzwald, als Theil des vormaligen ungeheuren Ganzen, einst viel größer gewesen, als er jetzt ist, daß seine verwachsenen Wildnisse an vielen Orten ausgerodet, d. h. ausgerottet, urbar gemacht und angebauet sind, beweisen unter andern schon einige und dreyßig Nahmen von Städten und Dörfern um den Harz herum, welche sämmtlich mit rode — einem Worte Niedersächsischer Mundart — endigen.

Der Brocken theilt den Harz in den obern und untern. Dieser liegt gegen Morgen, jener gegen Abend. Der Unterharz zieht sich von Walkenried nach Elbingerode, Wernigerode, Blankenburg und Stollberg ins Anhaltberenburgische. Der Oberharz enthält folgende sieben Bergstädte: Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Grundt, Wildemann, Clausthal und Zellerfeld; die beyden letzten Städte werden bloß von dem Zellbache getrennt.

Nach Schröders Angabe in seinem Werke vom Brocken besteht das Harzgebirge aus einigen Tausend aneinanderhängenden Bergen und Thälern. Da aber einige Tausend so viel sagt als zwey, drey Tausend: so ist das unstreitig ein Druckfehler, und es

soll

soll wohl heißen einigen und Tausend. — Die Berge des Unterharzes scheinen höher zu seyn, als die Oberharzischen; und doch sind sie fast um die Hälfte niedriger, als diese. Ihre scheinbar größere Erhabenheit kommt daher, weil sie sich vom flachen Lande schleunig erheben; diejenigen des Oberharzes hingegen steigen nur von einem schon erhöheten Boden weiter in die Höhe. Die Ketten dieses Gebirges durchkreuzen sich in verschiedenen Richtungen. Das Krachen des Donners ist daher hier in einem hohen Grade fürchterlich. Dieser gänzliche Mangel an Ebenen, jene Erhabenheit der Gegend selbst, und die vielen Waldungen sind zusammen die natürliche Veranlassung des hier herrschenden rauhen Klimas, nahmentlich der dicken Nebel, der heftigen Winde, der starken anhaltenden Kälte, und des tief und lange liegenden Schnees.

Hiermit sind dann natürlich viele höchst beschwerliche Wege verbunden. Wer aus den sanftern, zahlreich bewohntern Ebenen und anmuthigen Gefilden verweichlicht hierher kommt, von mühsam erstiegenen Höhen in abschüssige Tiefen hinabblickt, und selbst in den wärmern Jahreszeiten frostig den fast das ganze Jahr hindurch erheizten Stuben dieses Gebirgsvolks zueilen muß, um sich von der ungewohnten naßkalten Luft wieder zu erhohlen: für den kann dies Land der Berge freylich wenige, oder gar keine Reize haben. Er bedauert vielmehr die Bewohner der Höhen wegen der heftigen und empfindlichen Winde; die Thalbewohner hingegen, wegen ihrer schweren und gefahrvollen Arbeit und Bestimmung. — Die Harzer hingegen, welche nun einmal an ihre Lebensart gewöhnt sind, und die anderweitigen Vortheile und Annehmlichkeiten ihrer gebirgigten Vaterlandsgegend hinlänglich kennen und zu schätzen wissen, urtheilen ganz anders. Für sie haben diese wilden

Gegen-

Gegenden eine erhabene Schönheit. Unter einer beneidenswerthen Zufriedenheit und vollkommenen Genügsamkeit fließt ihnen, halb abgeschieden von der übrigen Welt, ein Tag wie der andere ruhig und gleichförmig dahin. Mancherley Erzeugnisse der Oberfläche und eine Menge unterirdischer Reichthümer beschäftigen und nähren sie. Der Bergmann holt Erze aus dem Innern der Erde hervor; der Holzhauer fället hartes und weiches, laub- und nadeltragendes Holz; der Köhler läßt seinen Mieler rauchen; der Fuhrmann bringet die gewonnenen Erze, das gefällete Holz, die geschwählten Kohlen an den Ort ihrer Bestimmung; der Hüttenmann scheidet durch seine vulkanische Arbeit Metalle von Schlacken; Hausmütter besorgen und befriedigen ihre Wirthschaft und die Bedürfnisse der Ihrigen. Alle sind im angewiesenen Wirkungkreise in froher Thätigkeit, und Jeder hat für den seinigen eine gewisse ihn und Andere beglückende Hochachtung, die immer mit einer vorzüglichen Anhänglichkeit an Stand und Beruf verbunden zu seyn, und den Wohlstand und die bürgerliche Glückseligkeit der ganzen Gesellschaft, so wie des einzelnen Gliedes derselben mit sich zu führen pflegt.

Mit einem Worte, die Harzer sind bey harter Kost und noch härterer Arbeit gesund und vergnügt; und für ihr bergigtes Land so eingenommen, wie die Schweizer für das ihrige. Von Kindheit an, an die mancherley Eigenthümlichkeiten ihres Landstrichs und ihrer Lebensweise gewöhnt, können sie in dem flachen Lande nicht lange aushalten. Diese ihre Sehnsucht nach vaterländischer Heimath ist eben nicht kleinliche Anhänglichkeit am Alten, noch weniger entehrende Schwäche; Nein! sie haben dieselbe mit Allen gemein, die plötzlich aus einer wohlbehaglichen Lage in eine ganz andere versetzt werden. Die grüne Nacht, die

dichten Wälder, der mannigfaltige Vogelgesang, die Viehheerden auf dem zwischen den Bergen sich fortschlängelnden fruchtbaren Wiesengrunde, die rauschenden, wasserreichen Flüsse und Bäche der Harzthäler, das aus den Hüttenwerken aufsteigende dicke Rauchgewölk, das dumpfe Getöse der Hammer und Puchwerke, welches mit dem Klappern, Stampfen und Rauschen der Mahl- Oehl- Säge- und Lohmühlen abwechselt. — Das alles verschafft den fast durchgehends treuherzigen Harzer nmehr Veränderungen und größeres Vergnügen, als sie im flachen Lande finden; und behagt ihnen so sehr, daß sie darüber manche Ungemächlichkeit entweder ganz übersehen, oder doch nicht hoch in Anschlag bringen. Ohne Murren tragen sie sich Lebensmittel in schweren Lasten über hohe Berge nach ihren Wohnungen; und ihre Sorgen reichen mehrentheils nur von einem Lohntage zum andern.

Die Wirkung der heitern, obgleich empfindlichen Bergluft ist den meisten Einwohnern im Gesichte zu lesen. Sie sind starke, gesunde, abgehärtete Leute, trotz der stark geheizten Stuben, die ihnen nach vollbrachter Arbeit eine Erhohlung sind, und womit sie in ihrem Holzüberflusse im Sommer, so wie im Winter eine Art von Staat machen. Das kalte Fieber ist auf dem Harze eine große Seltenheit; und mehrere andere Krankheiten, welche in niedrigen feuchten Gegenden oft vorkommen, sind hier ganz unbekannt. Ueberhaupt zeigen die Erfahrungen der Aerzte, daß die Einwohner bergigter Gegenden vor andern einer dauerhaften Gesundheit genießen.

Hier und da glaub ich Spuren entdeckt zu haben, welche die Nachbarschaft und den Einfluß des ganz musikalischen Thüringer Landes verrathen. Besonders hat es mit im-

immer außerordentliches Vergnügen gemacht, auf meinen hiesigen Wanderungen über Berg und Thal in der Nachbarschaft von weidendem Viehe zu seyn; und das ist man fast allenthalben. Jede Kuh trägt, weil sie sich so leichte im Gehölze verliehren kann, eine helltönende und reingestimmte Glocke um den Hals. Diesen Glocken einer und der nämlichen Heerde sind die vier Haupttöne irgend einer Octave gegeben, so daß sie untereinander vollkommen accordiren. In jedem Frühjahre werden diejenigen Glocken, welche sich auf irgend eine Art im vergangenen Sommer verstimmten, einmal nachgestimmt, so daß kein Mißton den harmonischen Wohlklang stöhren kann. Dadurch erhält das sonst so ekelhaft eintönige und mißtönende Geläute der Viehheerden ein außerordentliches Interesse für den Wanderer; und nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ein so ganz einfacher Accord unter Umständen, wo man ihn nicht erwartet hatte, dem Ohre so unbeschreiblich wohl behagen könne. Unwillkührlich wurden die Schritte unter mir kleiner und langsamer, so oft sich unser Weg aufs neue vor einer solchen Waldmusik vorbeyzog; und öfter als einmal erwachte dann der Wunsch in mir, alle Oekonomen Deutschlands in meinem Gefolge zu haben, damit sie durch eigene Ohren von der Nachahmungswürdigkeit dieses ländlichen Glockenspiels in eigenen Heerden überzeugt werden möchten. Denn in der That ist, wenigstens hier im Harze, noch ein wesentlicher ökonomischer Vortheil mit dieser Glockenharmonie verknüpft. Hier, wo die Weide der einen Heerde in den Holzungen nicht selten, zwischen und neben dem Gebiethe der Heerden benachbarter Dorfschaften sich hinschlängelt, und wo das Vieh so leichte entweder zu dem nächsten Hirten übergehen, oder sich ganz verlaufen kann: hier verweiset die Glocke des Verirrten die Hirten sogleich auf die Heerde hin, der dieß Stück Vieh angehört. Jeder Hirte nämlich giebt seinen Kühen

Glocken mit einem besondern Accorde; und jeder Hirte wird ja den eigenthümlichen Glockenton kennen, der ihm, oder der seinem nächsten Nachbar angehört.

Die Mundart der Harzer ist theils Hoch- theils Niederdeutsch, theils vermischt, je nachdem sie dem Ober- oder Niedersächsischen Kreise näher wohnen. — Die Harzstädte unterscheiden sich von den Städten des platten Landes hauptsächlich dadurch, daß sie weder Ringmauren noch Thore haben, und daß ihre Häuser fast ganz aus Holz erbauet, mit Brettern an den Seiten bekleidet, und mit Schindeln gedeckt sind. Letzteres ist unstreitig dem Ueberflusse des Holzes zuzuschreiben, macht aber die Feuersbrünste gefährlich, und giebt diesen Bergstädten ein sehr finsteres räuchriges Ansehen. Auch steht es mit dieser dunkeln und armseligen Außenseite in einem auffallenden Widerspruche, wenn man einzelne Gebäude mitten unter den schwarzen Wohnungen von dem Marmor, der hier gebrochen wird, erbauet und die Straßen, zum Beyspiel in Elbingerode, mit diesem edlen Gestein gepflastert sieht. — Die Stuben findet man im Harze gewöhnlich mit Sägespänen, statt des Sandes, bestreuet, der hier nicht allenthalben zu bekommen ist. — Die Wege zu den Wohnungen der Harzer und die Straßen von einem Orte zum andern sind beschwerlich und enge. Oft führen sie über steile Berge, und durch tiefe Thäler, oft schlängeln sie sich an Bergabhängen dahin, und sind im steinigten Boden tief ausgefahren. Fast beständig führen sie durch hohes Holz; aber nicht selten eröffnet doch von der Höhe hinab eine Schluft die schönste Aussicht über ein Thal hin, auf dessen grünem Anger muntere Heerden weiden, und in welchen, längst den Hütten friedlicher Thalbewohner, ein unruhiger Bach spielend dahin plätschert. Wegen der schmalen Wege besonders über ausgefah-

fahrenem Felsengrund, werden die Pferde vor den Wagen nicht neben einander, sondern immer in einer Reihe hinter einander gespannt. So lange die Schlittenbahn dauert, — und Schnee liegt hier im Jahre früh und spåte — so lange wird fast gar nichts auf der Achse verfahren; ein Jeder bedient sich dann des leichtern Fuhrwerks, der Schlitten.

Uebrigens tragen die Gebirge des Oberharzes, wenn man das wenige harte Holz bey Grunde ausnimmt, durchgängig Tannen. Im Unterharze hingegen findet man unter den Tannen auch viel hartes Holz. In diesen Wohnungen des Roth- und Schwarzwildprets werden Schachte abgesunken und Stollen getrieben, und das gewonnene Erz wird aus den Hüttenwerken zu Gute gemacht. — Aecker, Obst- und Küchengärten trifft man mehr auf dem Unter- als Oberharze an, weil auf jenem das Klima gelinder ist, und auch noch öfter eine Fläche gefunden wird. — Die vorzüglichsten Harzerzeugnisse sind: Rindvieh, welches wegen der gesunden Kräuter sehr gute Butter und Käse giebt — Fische und Krebse — Wildpret und Krammetsvögel — Holz — Eisen — Bley — Kupfer — Silber, etwas Gold — Kobold — Chalcedon — Achat — Marmor — Alabaster — Kalk — Schiefer — Erdbeeren — Heidelbeeren — Himbeeren — Haselnüsse — Morcheln — Kromsbeeren — viele heilsame Kräuter und Brockenmoos, welches in großer Menge verschickt wird.

So viel im Allgemeinen vom Harze. — Zum Schlusse dieses Briefes noch etwas von der reizenden Lage und Aussicht des hiesigen Schlosses, und von einigen benachbarten Merkwürdigkeiten. Blankenburg, die Hauptstadt des dem regierenden Herzoge von Braun-

schweig-Wolfenbüttel gehörigen Fürstenthums dieses Nahmens, liegt im Unterharze, zwey Meilen von Quedlinburg, und eben so weit von Halberstadt. Sie ist der Sitz der Justitzkanzley, des Consistoriums und der Superintendentur des Fürstenthums. Sie schmiegt sich an den Abhang des hohen Berges an, auf welchem das herzogliche Schloß erbauet ist. Der ziemlich erhabene Standpunkt in diesem Schlosse gewährt dem Auge eine vortreffliche Ansicht der umliegenden Gegend. Gerade vor sich, nach Mitternacht und zur Rechten übersieht man die fruchtbaren Ebenen, welche an das Wernigerodische — Halberstädtische und Quedlinburgische gränzen. Zur Linken, abendwärts und gegen Mittag erheben sich holz- und metallreiche, ergiebige Berge, die sich mit abwechselnden Thälern bis an das Hohensteinische, Grubenhagensche und Stollbergische hin erstrecken.

Die reizende Gefilde zwischen Blankenburg und Quedlinburg, die ich hier mit einem Blick überschauete, erinnerten mich lebhaft an eine höchst vergnügte frühere Harzreise. Ich befand mich damals in einer zahlreichen Gesellschaft, welche mit mir den schönen Weg durch jene Ebenen an einem noch schönern, vom Gewitter abgekühlten Sommerabende zu Fuße machte. Wir sahen Schloß und Stadt Blankenburg schon lange vor uns, und glaubten daher viel zu frühe, ihnen ganz nahe zu seyn; wie denn das gewöhnlich der Fall ist, wenn man ein sehr breites Thal vor sich, und im Hintergrunde der großen Ebenen einen erhabenen Bergrücken hat, von welchem ein freundlicher Ort herabblickt. Um uns den Weg zu verkürzen, mußten die guten Quedlinburger, deren Gebiet wir so eben verlassen hatten, Stoff zur Unterhaltung geben. Der Eine wünschte ihrer großen, theils altväterisch gebauten Stadt eine gefälligere

Aus-

Außenseite; ein Anderer fand die Ausdünstungen der vielen Abgänge vom Branntweinbrennen und der gemästeten Schweine, welche alle Straßen der Stadt durchdringen, unerträglich; ein Dritter freuete sich, in dieser Kayserlich-freyweltlich-abteylichen Stiftsstadt den pedantischen Spießbürgerstolz, der den freyen Reichsstädten Deutschlands in der Regel eigen zu seyn pflegt, in keinem merklich hohen Grade vorgefunden zu haben. Alle aber stimmten darin überein, daß der Ruf einer ausgezeichneten Grobheit, worin die Quedlinburger, — und ich glaube auch die Magdeburger — auswärts stehen, unverdient und ungerecht sey. Denn alle waren so billig, zu bedenken, daß Städter, wie die erstern, die starke bürgerliche Hanthierung treiben, und, anstatt ein Romänchen zur Hand zu nehmen, lieber für die weite Welt guten Branntewein brennen, und — verdienstlicher im eigentlichen und bildlichen Sinne — Schweine mästen, — freylich die abgeschliffnere Art, sich auszudrükken, nicht haben können, welche dem großen lesenden Publikum nach und nach zu eigen geworden ist. Daß übrigens die Quedlinburger in der religiösen Aufklärung gegen ihre Nachbarn noch um ein halbes Jahrhundert zurück sind, legten wir ihnen keineswegs zur Last, weil Aufklärung im Großen, unserer Meynung nach, das Werk der Zeit ist. Aber im hohen Grade empörte uns dennoch die unbillige Härte, womit gerade damals einige im Finstern schleichende Nichtswürdige einen ihrer achtungswürdigsten und verdienstvollsten Religionslehrer, bey Gelegenheit des Vorschlags zur Einführung eines verbesserten Gesangbuchs, behandelt hatten. Lange wird die Zeit diese verübte Heimtücke aus Quedlinburgs Jahrbüchern nicht auszulöschen im Stande seyn.

Das reizende Gemählde meines Freundes Nachtigall von einigen benachbarten Gegenden im Stollbergischen

und die Wichtigkeit einiger dortigen Naturmerkwürdigkeiten veranlaßte meine Gefährten und mich von Blankenburg aus eine kleine Seitenreise über Thal und Harzgerode dahin zu machen. Auch wir suchten, wie er, die anderthalb Meilen von Stollberg gelegenen schauerlichen Ruinen der Questenburg, einer ehemals berühmten und berüchtigten Bergfeste auf, die einst der Schrecken umliegender Fluren und vorbeyreisender Kaufleute war. Die Empfindungen, denen er sich auf ihren erhabenen Trümmern überlassen hatte, wurden durch das Anschauen und Umherwandern in denselben auch in meiner Seele rege und die Einbildungskraft versetzte mich ganz in die höchst traurigen Raub- und Ritterzeiten zurück. Da man jene Empfindungen nicht richtiger ausdrücken, den flüchtigen Umriß dieser Ansichten selbst, nicht treffender hinzeichnen, und die einzelnen Parthien vom Ganzen nicht mahlerischer darstellen kann, wie Er, so sey es mir erlaubt, mich hier seiner Worte zu bedienen:

„Langes Gras, das zwischen dem Steinschutt hervorkeimt, und wild verwachsenes Gesträuch überdeckt den Burghof, und von den Sälen, wo hochherzige Ritter ihre Gelage feyerten; wo laut die Hohnlache des Raubfestes erscholl, ist kaum eine Spur noch vorhanden. Statt der spähenden Knappen sitzt in der moosbewachsenen Mauer-öffnung ein lauerndes Käuzlein. Nur der Umfang der noch hier und dort sich erhebenden Burgmauer, läßt uns auf die beträchtliche Größe des Ganzen schließen. Der Flächen-inhalt des ehedem bebauten Berggipfels möchte etwa auf vierhundert Quadratruthen zu berechnen seyn. Nichts hat sich von allen Gebäuden erhalten, als einige ziemlich geräumige Keller, deren Eingänge Kröten und Schlangen und verwachsenes Gebüsch, das selbst die Gemäuer überkleidet, dem forschenden Wanderer streitig machen, ein ziemlich hohes Stück der vordern

dern Mauer des Thorthurms, die hin und wieder augenblicklichen Einsturz drohet, und — das Burgverließ. Dieß letzte ist am vollständigsten zu sehen. Es ist ein runder, jetzt einzeln stehender Thurm, der sonst ohnstreitig von Gebäuden rings umschlossen war, und etwa dreyßig Fuß über dem jetzigen Boden hervorragt. Schatzgräber, oder neugierige Reisende, haben durch die acht Fuß dicke Mauer von der Aussenseite eine Oeffnung durchgebrochen, durch die ein nicht starker Mann so weit hinein kriechen kann, daß er das Innere des furchtbaren Grabkellers sieht. Hier bemerkt man zuerst einen freyen Raum von etwa funfzehn Fuß im Durchmesser; dann, daß der jetzige Boden des runden Thurms sich noch etwa funfzehen Fuß in die Erde erstreckt; ferner in der Mitte des obern Gewölbes eine Oeffnung, durch welche jetzt Licht herabfällt, und ehedem wahrscheinlich die unglücklichen Schlachtopfer der Wuth, zum lebendigen, hoffnungslosen Begräbniß, herabgelassen wurden. Nirgends ist auch nur die entfernteste Spur eines möglichen Ausganges aus dem Kerker. Das, was die Aufmerksamkeit des Beobachters am meisten auf sich zieht, ist eine Menge von in Stein gegrabener Figuren, (z. B. ein Messer, eine Striegel, eine Pflugschaar, und einige andere Werkzeuge sind noch erkennbar), wahrscheinlich die Arbeit mehrerer Gefangenen, die sie mit eisernen Nägeln den Wänden eingruben. Manche glauben auch Schriftzüge zu entdecken, die freylich, für den Forscher das Anziehendste seyn würden, die man aber nur dann wird untersuchen können, wenn die durch die Länge der Zeit und den Regen mürbe gewordene Decke des Gewölbes erst völlig herabgestürzt seyn wird.“ Und ich — verließ nur zu schnell diesen Ort des Schreckens, vielleicht das Grab vieler Schuldlosen, deren Gebeine nachgestürztes Gemäuer überdeckt, als daß genauere Untersuchungen möglich gewesen wären. Beruhigter weilt jetzt mein Blick beym Ueberschauen

der romantischen Gegenden, die sich ringsum dem Auge darbieten, Gegenden, die, nebst mehreren unbemerkten Parthien des Harzes, ohnstreitig eben so sehr verdienten, durch den Grabstichel eines guten Künstlers allgemein bekannt zu werden, als manche hundertmal wiederholte Parthien der Alpen und Italiens. Der Berg, auf dem das Raubschloß, dessen dunkle Geschichte schwerlich auf vollständige Aufklärung hoffen darf, erbaut ist, erhebt sich ziemlich steil, zu einer Höhe von drey bis vierhundert Fuß und ist rings um von höhern Bergen umkränzt, die es in der Vorzeit zugleich versteckten und schützten. Diese sind zum Theil mit Holz bewachsen, zum Theil wie aus schroffen Felsmassen, in den sonderbarsten Gruppirungen, aufgethürmt. Nur auf einer Seite bietet eine Schluft, die zwischen den Bergen sich öffnet, der in der Ferne kaum bemerkten Burg eine freyere Aussicht dar, zunächst über ein schmales Thal, das jetzt ein friedliches Dörfchen anfüllt, und dann über einen ziemlich eng beschränkten Strich quer durch die goldne Aue, der am Ende des Horizonts durch den Kipphauserberg und die Rothenburg begränzt wird. Listig genug hatte ein Ritter des Mittel-alters sich diesen Schlupfwinkel für Thaten, die das Licht scheueten, ausgesucht; denn nicht leicht konnten mit Güter beladene Wagen, die durch diesen sehr besuchten Theil von Thüringen fuhren, den spähenden Blikken des Burgherrn entgehen, der, versteckt im Hintergrunde, lauerte, gleich dem Nneisenlöwen in der Spitze seines Standtrichters.

Nie kann ich mich solcher Betrachtungen enthalten, wenn ich auf den Ruinen eins der zahllosen Raubschlösser Deutschlands verweile, oder vor einem der zerstörten Ritterstze schaudernd vorüberziehe, deren Inhaber die leidende Menschheit einst fluchte, weil vor ihren privilegirten Schurke-

lereyen die Unschuld einst bebte, und durch ihre Gesetzlosigkeiten alle Bande des gesellschaftlichen Lebens aufgelöset werden mußten. Unbegreiflich würde es daher seyn, wie in unserm verweichlichten Zeitalter die Romane dieses leidigen Ritterwesens zur herrschenden Mode-Lektüre werden, und so allgemeinen Beyfall erhalten konnten, wenn nicht unsere Ritterromandichter sich so ernstlich angelegen seyn ließen, von anziehenden Seiten darzustellen, was man grundhäßlich mahlen sollte, zu bemänteln, was nicht zu entschuldigen ist, den wahren abscheulichen Hergang der Dinge entweder ganz zu verschweigen, oder doch mit dem herrschenden Geschmack jener Zeit zu entschuldigen, die grellsten Auftritte der Bosheit und Verworfenheit mit den sanften Scenen der Liebe geschwinde wieder zu verwischen und vergessen zu machen — und so unvermerkt der Immoralität und den unglückseligen Zeiten des Faustrechts gleichsam das Wort zu reden, anstatt Grausen und Abscheu davor zu erregen.

Von der Questenburg aus erblickt man auf einem beträchtlich höhern, fast ganz kahlen Berge, ein einsames Kreuz, mit einem großen Kranze von grünen Zweigen bekleidet, der, wie das Fernrohr zeigt, einem Wagenrade gleicht. Es hat damit folgende Bewandniß: ein Jahr um das andere ist in Questenburg — dem unter der Burg liegenden Dorfe — und zugleich für die ganze umliegende Gegend ein Volksfest, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Den jungen Burschen des Dorfs ist es erlaubt, sich die größte Eiche auszusuchen, welche sie in der dortigen ansehnlichen Forst auffinden können. Diese hauen sie ab, und bringen sie am dritten Pfingsttage unter einem kaum zu zählenden Haufen jauchzender Zuschauer, von Trompeten und Hörnern ermuntert, den hohen Berg hinan, der auf die Ruinen der alten Questenburg herabsieht. Sie müssen aber, dem

Her-

Herkommen nach, den ungeheuren Baum bloß mit den Händen den Berg hinan wälzen oder ziehen. Oben auf der Spitze des Berges wird er aufgerichtet, und an einem Querholze ein großer Kranz von grünen Zweigen befestigt. Dann wird oben auf dem Berge getanzt, welches die Hauptbelustigung ist. Nach einigen Stunden zieht die ganze versammelte Menge, unter weitschallender Musik den Berg hinab, und nach dem Hause des Predigers in Questenburg, den sie zu einem feyerlichen Gottesdienst in der Kirche abholen, womit sich das Volksfest beschließt. Die Eiche, welche nach dem Fällen verkauft wird, und die Kosten des Festes trägt, bleibt ein Jahr lang auf dem Berge aufgerichtet stehen. Den Kranz von Baumzweigen nennen die Bewohner dieser Gegend die Quäste. Daher die Redensart: die Quäste hängt. Davon leiten sie den Nahmen Questenburg oder Quästenberg ab.

Die Entstehung dieses Volksfestes und des Nahmens des Orts zu erklären, erzählt man sich folgende Volkssage: „Einer der uralten Burgherren hatte eine einzige Tochter. Als das Kind vier Jahr alt war, verirrte es sich in dem Walde, der die Burg rings umschloß. Am Abend des Tages fand es ein entfernter Köhler nicht weit von seiner Hütte ruhig sitzen, und beschäftigt, sich einen Blumenkranz zu flechten. Unstreitig konnte er von dem Kinde nur den Vornahmen des Vaters erfragen, er nahm es also mit in seine Hütte und pflegte sein. Der bekümmerte Vater hatte unterdeß alle seine Knappen und Dienstleute aufgeboten, sein verlornes Töchterchen zu suchen. Nach mehreren mühvollen Tagen fanden sie endlich das Kind bey der Hütte des Köhlers, und brachten es, unter lautem Jubel, nach der Burg zurück, nebst dem Kranze, den es geflochten hatte. Der Kranz hieß damals Quäste. Der Burg-

Burgherr nannte daher, zum Andenken dieser sonderbaren Begebenheit, sein Schloß Quästenburg, und ordnete, aus Dankbarkeit, dieß Volksfest für seine Dienstleute an, das noch jetzt gefeyert wird, und wobey eine Quäste oder Kranz an der höchsten Eiche des höchsten Berges in der Gegend befestiget wurde, um weit hingesehen zu werden."

Fast dürfte es uns scheinen, als ob die Wortforschung die Volkssage hervorgebracht habe, wie das nicht selten der Fall ist. Inzwischen verdient doch das noch jetzt von Zeit zu Zeit erneuerte Volksfest, die Aufmerksamkeit des Forschers, und unter den Sagen der Vorzeit am Harz, ist ohnstreitig diese Volkssage am ersten die Bearbeitung eines Veit Weber, begeistert vom lebendigen Anschaun der Natur und dem Jubel des Volksfestes. —

Ein sonderbares naturhistorisches Phänomen bestimmte uns auf dem Rückwege, von Questenberg den Diesterbach aufzusuchen. Schwüle Gewitterluft erschwerte das Bergsteigen; aber der schöne Weg zwischen Wiesen und schmalen Fruchtfeldern, von hohen waldbekränzten Bergen umschlossen, machte uns dieß bald vergessen.

Der Diesterbach, der etwa eine halbe Stunde von Questenberg entfernt ist, hat, bey trockener Jahreszeit, einen beschränkten Umfang, schwillt aber, wie man aus den Spuren seiner Betten sieht, bey Gewitterregen, oder dem Aufthauen des Schnees in den Gebirgen, zu einem furchtbaren Waldstrom an. Als wir den Bach erreicht hatten, verfolgten wir seinen Lauf, indem wir uns an und in seinem Bette, zwischen Felsen und Gesträuch durchwanden, und erblickten, nachdem wir etwas über tausend Schritt gegangen seyn mochten, dem Anschein nach, dicht vor uns eine ungeheure schroffe

Fel-

Felsenwand, die sich beinahe senkrecht zu einer Höhe von dreyhundert Fuß erhob. Je näher wir ihr kamen, destomehr Schwierigkeiten boten uns die immer größer werdenden und über einander aufgethürmten Felsentrümmer dar, welche nach und nach von jener Felsenwand herabgestürzt waren. Der Bach war, ehe er diese große Felsentrümmer erreichte, allmählig immer kleiner geworden, und hatte sich unbemerkt von uns im Flußsand verlohren. Aber man bemerkte sehr deutlich, daß der zum Strom angeschwollne Bach, über die Felsentrümmer, wie über Cascaden herab und auf die Felsenwand losstürzte, und hier von unterirdischen Höhlen, deren Eingänge und Schluften wir zum Theil ziemlich weit geöffnet sahen, verschlungen wurde.

Da sich das Staunen des ersten Anblicks verlohren hatte, entstanden natürlich zwey Fragen:

1) Wie entstehen die Höhlen und Grotten, welche das Wasser, das hier oft tagelang stromweis herabstürzt, aufnehmen? —

Wir erinnerten uns theils an eine Menge von Höhlen eines sehr beträchtlichen Umfangs, die man im Innern großer Felsenmassen entdeckt hat; theils an das Entstehen neuer Höhlen und Abgründe, wenn das Wasser entweder Flußlehm in Bewegung setzt, oder gewöhnlich kalkartiges Gestein allmählig auflöst.

Daß in unterirdischen Höhlen sich oft eine sehr große Menge von Wasser sammelt, davon macht man theils bey dem Bergbau oft sehr angenehme Erfahrungen, theils lehrt es das plötzliche Entstehen kleinerer und größerer Seen, wovon das jetzige todte Meer in Asien, das ein ehemals bebautes und mehrere Städte tragendes Thal überdeckt, unstrei-

streitig das auffallendste Beyspiel ist. Aber auch in Deutschland kann man sich bey den nicht seltenen Erdfällen davon überzeugen, die besonders in den Gegenden häufiger entstehen, wo unter der bebaueten Oberfläche, sogenannte Kalkschlotten sind. — Ich selbst sah vor mehreren Jahren in dem Mansfeldischen Dorfe Helbra einen solchen Erdfall, etwa acht Stunden nach seinem Entstehen. Es war hier fast ein kreisrundes Stück Land, das etwa vierzig Fuß im Durchmesser hatte, mit einem ziemlich ansehnlichen Stück von einer Gartenmauer, und sechs bejahrten hochstämmigen Obstbäumen, gegen Mitternacht mit einem dumpfen Getöse, das einem entfernten Donner glich, so hinabgesunken, daß des Morgens um sieben Uhr nur noch von zwey oder drey Bäumen die obersten Wipfel, in der trichterförmigen Vertiefung, etwa dreißig Fuß unter unsern Füßen, zu sehen waren. Das unterirdische Wasser, welches den Kalkstein, der die vielleicht zuletzt nur einige Fuß dicke Kruste trug, allmählig ausgespület haben mochte, war schon aus der untern Höhle, die nun zum Theil verschüttet war, in die Höhe getreten, und bedeckte bald die letzte Spur der versunkenen Bäume. Der Wasserspiegel hatte einen Durchmesser von zwanzig bis vier und zwanzig Fuß. Die Tiefe des Wassers konnte wegen Mangel an Vorrichtungen und wegen der Baumzweige nicht genau gemessen werden. Daß man mit den längsten Stangen keinen Grund fand, war begreiflich, da man von vierzig und mehr Fuß hohen Bäumen, nur einige kleine Zweige in einer Tiefe von dreyßig Fuß sahe.

2) Wo bleibt das Wasser, das sich in den unterirdischen Höhlen anhäuft, und durch Ausdünstung nur wenig verliehren kann? —

Frey-

Freylich ließen sich wohl Höhlen von so großem Umfange unter der Erde denken, daß das herabstürzende Wasser sie in einer langen Reihe von Jahren nicht ausfüllete, obgleich durch einen solchen Waldstrom leicht in einem Tage ein leerer Teich von beträchtlichen Umfang ausgefüllt werden dürfte; aber endlich müssen sie doch aufhören Wasser anzunehmen, wenn sie nirgends einen Ausfluß haben!

Den größten Theil des Jahres hindurch wird nur wenig Wasser in diese unterirdische Behälter hinabfallen; und durch die häufig offenen Schlufren steigen unstreitig beständig Theile des verdünstenden Wassers auf. Aber allerdings reicht dieß zur Erklärung nicht hin, wenn wir an den geschwollenen herabstürzenden Strom denken; und es scheint also als würden wir irgendwo einen Ausfluß des Wassers annehmen müssen. Dieser aber kann sehr entfernt seyn; und da der Diesterbach in einer sehr beträchtlichen Höhe fließt, so können auf der andern Seite des Bergrückens tausende von Quellen aus diesen Behältern entspringen; oder das Wasser kann auch mit einem Strom in der goldenen Aue in Verbindung stehen, oder mit einem offenen Wasserbehälter, dergleichen manche Erdfälle in der Gegend bilden, und deren es in der Nachbarschaft ganzer drey giebt; oder endlich mit einem Torfmoor, der einen kleinen See überdeckt, dergleichen zuweilen bey dem Grabenziehen in solchen Gegenden entdeckt werden.

Meine Begleiter erzählten, um die Möglichkeit des Abflusses zu beweisen, die Sage der dortigen Bewohner, daß dieser Diesterbach mit dem sogenannten Bauergraben in Verbindung stehe, der sich von Zeit zu Zeit mit Wasser anfüllt; welche Verbindung man daraus beweist, daß eine große Menge gehacktes Stroh, welches man in den herabstürzenden Strom geworfen habe, nach einiger

Zeit

Zeit in dem Bauergraben zum Vorschein gekommen sey. Wäre dieser Versuch wirklich mit dem Erfolge gemacht, so würde er allerdings entscheidend seyn. Allein man weiß, wie mißtrauisch man bey dergleichen Sagen seyn muß. Inzwischen verdient dieß die Aufmerksamkeit der Naturforscher jener Gegend; und der Versuch ist mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft. Zwar behaupten manche die Unmöglichkeit des Erfolgs daraus, weil der Bauergraben anderthalb Stunden vom Diesterbach entfernt, und durch das Questenburger Thal getrennt ist, welches beträchtlich tiefer liegt, als der Bach und der Graben. Inzwischen widerspricht dieß physische Grundsätze nicht, denn in umschlossenen Röhren kann allerdings das Wasser, das von einem Berge herabfällt, durch ein Thal geleitet und auf die entgegen gesetzte gleiche Höhe gehoben werden, ohne daß die Entfernung darauf Einfluß hat; und die aus den unterirdischen Seen entspringende Kanäle könnten solche Röhr... vorstellen. Die Unmöglichkeit jener Erklärung würde also nur zu beweisen seyn, wenn das Nivelliren zeigte, daß der Wasserspiegel des Bauergrabens höher sey, als der, den wir unter der Felsenwand am Diesterbach annehmen können.

Dieser Bauergraben bietet uns im nördlichen Deutschlande, wenigstens im Kleinen, ein ähnliches Phänomen dar, als der berühmte Cirknitzer See dem südlichen Deutschlande. Der Bauergraben ist ein schmales Thal in der Gegend von Breitungen, ohnweit Rosla, dessen Flächeninhalt ohngefähr funfzehen Morgen Acker enthalten mag. Dieses Thal oder diese Vertiefung wird gewöhnlich gepflügt und besäet, ohnerachtet im Frühjahre beym Aufthauen des Schnees, und bey Gewitterregen sich in der Niederung öfters Wasser sammelt. Von diesen sehr erklärlichen Wasserergießungen ist aber eine andere sehr

verschieden, welche zu unbestimmten Zeiten (nach Behrens, ohngefähr alle sechs oder acht Jahr) und oft in der trockensten Sommerzeit, ohne alle zu berechnende Veranlassung, erfolgt. Das Wasser dringt aus den Spalten und Schlusten eines Kalkfelsens, den man den Bauernstein nennt, und füllt das ganze kleine Thal so an, das es öfters übertritt und die benachbarten Fluren überschwemmt. So bleibt die kleine See zuweilen einige Wochen, zuweilen Monathe, selten ein Jahr lang; dann verschwindet das Wasser, welches zum Theil durch die Felsenspalten strudelnd zurückfällt, theils nach und nach verdunstet; das Thal wird wieder troken, und von neuem besäet.

Jetzt ist dieser Bauergraben trocken; und da das sonderbare Phänomen sich zu so unbestimmten Zeiten ereignet, und nur nach lange fortgesetzten Beobachtungen beurtheilt werden kann, so ist von Durchreisenden hier wenig Aufklärung zu hoffen. Einige Naturfreunde, die in dieser Gegend wohnen, haben daher versprochen alle Veränderungen zu beobachten, welche jene Sage bestätigen und berichtigen könnten, um die Resultate ihrer Beobachtungen dem Publikum vorzulegen.

Auf unserer Rückkehr nach Blankenburg gingen wir über den noch drey Stunden von diesem Orte und eben so weit von Quedlinburg, an der Bode gelegenen Flekken Thal, um uns die schönste von der Natur gebildete Grotte aufzusuchen, welche sich wahrscheinlich in Nieder-Deutschland befindet, und die bisher von Naturforschern und Reisenden wohl äußerst selten besucht ist, und nur Holzhauern und Jägern bekannt war.

Dies ist die sogenannte Heuscheune, welche auch der Kuppe des darüber liegenden Berges, den Nahmen auf

der

der Heuſcheune gegeben hat. Man kommt dahin durch das Käſten = Thal (Caſtanien = Thal), welches etwa eine Stunde jenſeits des ſogenannten Tanzplatzes und der Teufelsmauer nach Süden zu liegt. Jener iſt ein kahler Felſen, einer der höchſten in der ganzen Gebirgskette, der ſo viel beſuchten Roßtrappe gegen über, der die ſchönſte Ausſicht über die ganze reizende Gegend gewährt, theils in die romantiſchen Felſenthäler und Alpenparthien, theils in das flache Land, über Quedlinburg und Halberſtadt bis Magdeburg. Dieſe iſt eine von Menſchenhänden von locker auf einander gethürmten Granittrümmern aufgeführte Mauer, die ehedem als Schutzwehr zu einem im Mittelalter, furchtbaren Raubſchloß auf dieſem Berge, die Homburg genannt, gehört haben, oder aus den Ruinen derſelben entſtanden ſeyn ſoll. Sie muß mit dem Felſenrief auf der Nordſeite von Thal nicht verwechſelt werden, den man ebenfalls die Teufelsmauer zu nennen pflegt.

Der Weg nach der Heuſcheune iſt äußerſt beſchwerlich, und an vielen Stellen ſelbſt mit Gefahr verknüpft, woraus es begreiflich wird, daß dieſes ſeltene Phänomen ſo unbekannt iſt. Inzwiſchen ließe ſich der Weg an den gefährlichen Stellen ebenen und ſichern; und dann würde die Grotte, des beſchwerlichen Bergſteigens ungeachtet, gewiß häufiger beſucht werden. Mühſam ſteigt man jetzt oben auf die Heuſcheune hinauf, dann ohngefähr zwey bis dreyhundert Fuß hinab, um auf den Abhang des Berges auf der Mitternachtsſeite zu kommen, in welchem ſich die Grotte befindet. Und nun kommt der Weg, der den Reiſenden, der nicht Forſtmann iſt, oder Gebirgswege nicht oft geht, häufig in Verlegenheit ſetzt und zur Rückkehr mahnt. Der Berg iſt auf dieſer Seite ganz kahl, und mit Felſentrümmern und lockern Geſtein überdeckt. Nur hin und wieder

grünt zwischen den Steinen ein Baum oder ein Strauch auf. Der Abhang, an dem man in einer Höhe von etwa vierhundert Fuß über dem Wasserspiegel der Bode weggeht, ist sehr steil an manchen Stellen, dem Anscheine nach, fast senkrecht. Der einzige Fußsteig, den man gehen kann, ist größtentheils kaum einen Fuß breit, und dabey abhängig, geht oft über schroffe Felsen, von denen man drey bis vier Fuß hoch, hinabspringen oder hinabrutschen muß; an den andern Orten ist er mit kleinen locker liegenden Steinen (Gerülle) bedeckt, welche die sehr hier gewöhnlichen Schurren bilden. Wer hier ausgleitet ist in Gefahr den ganzen Abhang hinunter zu fallen. Selbst einer der uns begleitenden Jagdhunde, die sich an mehreren Stellen dicht an die Menschen andrängten, um Haltung zu finden, schurrte hier die Hälfte des Berges hinab. An vielen Orten bietet nicht einmal ein Grashalm die Hoffnung einiger Unterstützung dar.

Ohnweit der Grotte zeigt sich, am schroffen Abhang, ein alter ehrwürdiger Taxusbaum, der gefällt, drey bis vier Klafter Holz geben würde und über vier und zwanzig Fuß Länge, noch zwanzig Zoll Zopfstärke hat. Auch er ist ein Trümmer der Vorwelt; denn nach Cäsar, waren einst in Gallien und Deutschland die wild wachsenden Taxusbäume häufig. Jetzt finden sich in diesem Forstrevier, welches sich dadurch auszeichnet, noch etwa funfzig wilde Taxusbäume, größtentheils zwischen Eichen und Buchen zerstreuet, welche der Sage nach, wenigstens vierhundert Jahr alt sind, an deren durchschnittenen Stämmen man etwa hundert und funfzig Jähringe deutlich zählen kann, die übrigen nur vermuthen muß. Sie treiben alle Jahre Blüthe und Saamen, pflanzen sich aber nicht fort, wahrscheinlich, weil, wegen des hohen Alters der Saame nicht mehr tauglich ist. Nirgends ist junger Anflug zu sehen. Uebrigens sind diese

Bäu-

Bäume auch zu Nutzholz wenig zu gebrauchen. Das Holz ist zu brüchig geworden und die meisten Stämme sind hohl.

Die Grotte selbst oder die Heuscheune, gewährt, gleich beym ersten Anschaun, einen majestätischen und überraschenden Anblick. Durch nichts verdeckt, stellt sie sich dem Beobachter beynahe in ihrer ganzen Schöne und Größe dar. Schade, daß der Boden mit Felsentrümmern überdeckt ist, die, ungleich aufgethürmt, den Eindruck des Ganzen etwas schwächen und die genaue Messung erschweren. Wären diese weggeräumt (und mit nicht großem Kostenaufwande könnten sie den Abhang des Berges hinabgestürzt werden) und ihr dadurch die ganze Höhe gegeben werden, die ihr die Natur bestimmt zu haben scheint, so würde sich unstreitig das vollkommenste Ebenmaaß in den Ausmessungen ergeben.

Die Tiefe der Grotte ist funfzig Fuß, die Höhe zwischen dreyßig bis vierzig, die Breite, am Eingang zwischen funfzig und sechzig Fuß, hinten ist sie etwas schmähler. Die obere Decke ist ein beynahe ganz regelmäßiges Bogengewölbe, welches noch Jahrtausenden trotzt; obgleich einige Felsenstücke, die aber beym Ueberblick des Ganzen kaum bemerkt werden, herabzustürzen drohen. Die hintere senkrechte Wand der Grotte ist Granitfels, gehört also zu den uranfänglichen Ganggebirge. Die Seitenwände und die Decke bestehen aus jenem hornschieferartigen Gestein, das eine Zeitlang so vieles sogenannte versteinerte Holz lieferte, und gehöret zu den jüngern Flözgebirgen.

In einem der hintern Winkel der Grotte träufelt beständig Wasser herab, und sammelt sich in einer Vertiefung zwischen den Felsentrümmern. In den schwülsten Tagen

des Sommers ist diese Grotte der gewöhnliche Sammelplatz der Hirsche, die hier gegen den Sonnenbrand und alle sie verfolgende Insekten völlig gesichert sind, und auch von Menschen nicht beunruhigt werden.

Ob diese Grotte ein Werk menschlicher Kunst, oder der Natur ist, entscheidet sich leicht. Zwar täuschend ist der Anblick, und es bieten sich viele Vergleichungen mit ausgehauenen Grotten dar; und die Volkssage und Volksbenennung scheint sie mit den alten Burgen in der Ritterzeit, worin man das Ungeheure und das gewöhnliche Menschenschenkräfte Uebersteigende in der Ordnung findet, in Verbindung zu setzen. Aber wenn auch Menschen in jenen Zeiten, unter Voraussetzungen, dergleichen Werke vollführen konnten, und ob man gleich aus dem Mittel-alter Trümmer von Werken sieht, die durch ihre Kühnheit und Größe in Erstaunen setzen: so wäre doch eine solche absichtliche Anlage hier ganz unzweckmäßig gewesen. Sollte sie zur Belustigung des Burgherrn dienen? dazu konnte er tausend Plätze finden, die, seiner Burg näher, unendlich weniger Schwierigkeiten, und mehr Abwechselung in Ansehung der Aussicht u. s. w., dargeboten hätten. Sollte es ein unersteiglicher Zufluchtsort seyn, oder ein unzugängliches Gefängniß? Sicher hätte man dann dem Eingang nicht sechzig Fuß Breite, gegen funfzig Fuß Tiefe der Grotte, gegeben. Und zu ökonomischem Gebrauche hier ein solches nicht zu verschließendes Werk anzulegen, wäre schier noch widersinniger gewesen, als die Erbauung ungeheurer Pyramiden, deren einziger Zweck die Bekleidung einzelner Leichen gewesen wäre! — Dazu kommt nun hauptsächlich, theils, daß sich nirgends auch nur die entfernteste Spur eines menschlichen Werkzeuges, noch weniger von den Wirkungen des Schießpulvers, entdeckt; theils, daß sich seitwärts von dieser Grotte

noch

noch eine kleinere Höhle öffnet, etwa zehen Fuß breit, zehen Fuß hoch und acht Fuß tief, ganz denen ähnlich, die man im Innern der Gebirge häufig findet, und die noch mehrere uneröffnete vermuthen läßt. — Nein! die Natur selbst bildete diese Grotte zum friedlichen Lagerplatze geplagter Thiere, bildete sie für den Bewunderer ihrer Werke, und zum Muster ähnlicher Baue!

Da saßen wir, überdeckt von dem herrlichen Gewölbe, und athmeten mit wahrem Wonnegefühl die reine, erfrischende und fast augenblicklich stärkende Bergluft, gegen jede Erkältung durch Luftströme gesichert. Tief unter unsern Füßen schlängelte sich die Bode, einem Bache gleich, durch ungeheure Feldmassen, die uns große Kiesel schienen; und fernher und dumpf ertönte das Rauschen des Stromes. Sonst überall die feyerlichste Stille.

Vergessen war das bunte Gewirr der Welt, und ich träumte mich hier, als Einsiedler, im ruhigen ungestörten Anschauen der Werke der jetzt erst schaffenden Natur. Kein Thier zeigte sich unserm Blicke; kein Laut verrieth das Daseyn belebter Geschöpfe außer uns. Ueberall, wohin der Blick sich wandte, aufgethürmte Felsen, schroffe Berge, überall wilde Ansichten, wie in dem unwirthlichen Theile der Alpen! Nur ruhete das Auge von Zeit zu Zeit auf dem Theil des unbewölkten Himmels, der, wie in einer verdunkelten Kammer, durch die Schluften der Gebirge durchschimmerte. Von der bewohnten Erde nirgends eine Spur!

Bey diesem Gefühl der völligen Abgeschiedenheit von der Welt, vermehrte die Phantasie noch die Absonderung, dachte sich alle die Thäler unter unsern Füßen mit Wasser ausgefüllt, und nur den Gipfel des Berges und die Grot-

he, vor der wir ſtanden, über den Meeresſpiegel erhaben; ſah allgemach die Gewäſſer ſich ſenken, ſah eine Felſenburg, eine ſpitze Klippe nach der andern hervorragen, doch nirgends einen Wohnplatz für Menſchen bereitet.

Dieſe Träumereyen hingen unſtreitig mit der dunkeln Erinnerung an eine ehemalige Erfahrung zuſammen, die ich vor mehreren Jahren auf der Roßtrappe gemacht hatte. Ich war mit einigen Freunden hinaufgeſtiegen, da das Thal völlig von der Sonne erleuchtet, der Gipfel des Gebirges aber mit mannigfaltig geſtalteten Nebelwolken bedeckt war. — Ein dort ſehr gewöhnliches Phänomen! — Als wir jenen einſamen Felſen erreicht hatten, der den Nahmen Roßtrappe führt, verbreitete ſich der Nebel ſo, daß er die ganze Gegend unſern Blicken entzog. Und nun ſtanden wir da völlig geſchieden von der ganzen übrigen Welt, und es entſtand auf einige Augenblicke das Gefühl, nur minder ſchrecklich, das der haben muß, der auf einer einſamen Klippe mitten im Meere daſteht, und nichts ſiehet als Waſſer und den Fels unter ſeinen Füßen. Einige Minuten nachher erhob ſich der Wind, und nun ſahen wir das Bild des wogenden Meeres. Bald aber theilten ſich die Wolken; einige erhoben ſich, und zeigten uns, in ſchwankenden Umriſſen, halbgeſtaltete Koloſſen, aus denen die aufgeregte Einbildungskraft ſich ſo leicht ſpeerbewaffnete Rieſen ſchuf. Andere Wolken rollten, ſtürzten oder wallten, von den Sonnenſtrahlen zuſammengedrängt die Klippen und Abhänge hinab; die Spitzen der Berge zeigten ſich im Sonnenlichte, und allmählig trat die neue Schöpfung in ihrer ganzen Schöne hervor. —

Auf dem Rückwege von der Heuſcheune zogen die Steine, welche zum Theil dem verſteinerten Holze ſo ähn-

ähnlich sehen, und die seit etwa zehen Jahren, in so viele Naturaliencabinette, als Versteinerungen gekommen sind, besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich wußte, daß sie an diesem Berge gesucht waren, und ich selbst hatte schon vor mehreren Jahren eine ganze Ladung solcher Steinstücke von hier aus erhalten, welche zum Theil abgehauene Spähne von Eichenholz selbst bis auf die moosbewachsene Borke, überaus täuschend nachbilden. Aufgefallen war mir schon lange die übereinstimmende Form der meisten dieser Stücke; welche eine vielfache Spaltung und absichtliche Zerstückelung, und häufige Sägeschnitte, die gar keinen zu errathenden Zweck haben konnten, voraussetzten, wenn man sie als Versteinerungen betrachtete. Und durch welchen Zufall konnte von Menschen bearbeitetes Holz auf dem freyen Berge in Stein übergegangen seyn? Hier an Ort und Stelle selbst, fand ich allerdings einzelne Steinstücke, die, unter Spähne von etwas verwittertem Eichenholze vermischt, zum Mißgriff verleiten konnten. Aber eine nur etwas genauere Untersuchung hier an Ort und Stelle ließ keinen Zweifel übrig, daß es kein versteinertes Holz, sondern hornschiefer-artiges Gestein ist.

Dritter Brief.

Inhalt.

Entdeckungsgeschichte der Baumannshöhle. — Vorsichtsregeln beym Befahren derselben. — Enge des einzigen Zugangs. — Höhlenabtheilungen. — Größter unterirdischer Saal. — Natur des Drippsteins. — Geschöpfe der Unterwelt. — Steinerne Naturmenschen. — Nie versiegender Brunnen. — Gefährlicher Abgrund. — Versteinerte Knochen. — Taufstein. — Quodlibet von Stalaktit. — Glockensäule. — Schwarzer Thon. — Kalkschlotten. — Höhlenwasser. — Zwanzigtausendjähriges Alter der Erde. —

Elbingerode, 1794.

Seit mehrern Wochen beschäftigt mich das in hiesiger Gegend gelegene höchst merkwürdige Kalkgebirge, welches die weltberühmte Baumannshöhle, und die für den Naturforscher vielleicht noch wichtigere Bielshöhle in sich schließt. Unbeschreibliches Vergnügen hat es mir gemacht, der bildenden Natur, die in ihren Schöpfungen gewöhnlich die Geheimnißvolle zu spielen pflegt, hier einmal mit ziemlicher Sicherheit ein wenig nachspüren zu können. — Jetzt, lieber Freund, glaube ich wenigstens, mich in den Stand gesetzt zu haben, Ihnen nicht nur die Geschichte

Digitized by Google

und innere Beschaffenheit dieser Höhlen, sondern auch die Meynungen sachverständiger Gelehrten über diese Wunder der Natur vollständig mittheilen zu können. Und wenn Sie erlauben, leg ich Ihnen denn auch das Resultat meiner eigenen Beobachtungen zur Prüfung vor.

Die Baumannshöhle liegt auf der Nordseite der warmen Bode, in demjenigen Berge, der als Forstort das Nebelsholz heißt, und grenzt unmittelbar an den eine Stunde von Blankenburg, gegen den Brocken zu, gelegenen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hüttenort Rübeland. *) Der Berg selbst, in welchen sie sich hinzieht, hängt mit dem etwa tausend Schritte davon jenseits der Bode gelegenen Berge, worinn sich die Bielshöhle befindet, vermittelst des felsigten Flußbettes zusammen. Es gehöret zu dem beträchtlichen Kalkgebirge, welches sich durch diese Gegend des Harzes von Westen nach Osten hinzieht, eine unmittelbare Fortsetzung der oberhärzischen Gebirgskette zu seyn scheint, und hier in den beyden Höhlenbergen zu schwarzem Marmor mit weissen Striefen und Flecken veredelt worden ist.

Der Archivar Hoffmann erzählt in seiner Handschrift vom Jahre 1670 die Entdeckungsgeschichte dieser in den

*) Das Eisenhüttenwerk Rübeland kommt in Urkunde des funfzehnten Jahrhunderts unter dem Nahmen Röveland — Raubeland — vor, weil aus dem darneben gelegenen Raubschlosse Birkenfeld, wovon noch Ueberreste da sind, in Deutschlands Spitzbubenzeiten, schaudervollen Andenkens — beständige Räubereyen in den umliegenden Gegenden verübt wurden.

Digitized by Google

den ersten Zeiten des vorigen Jahrhunderts noch völlig unbekannten Höhle, auf folgende Art:

Ein Bergmann, Nahmens Baumann befuhr sie zuerst, in der Absicht, Erze darin aufzusuchen. Als er aber diese nicht antraf, und zurück kehren wollte, fand er den Ausgang nicht, welchen er nachher noch weniger entdecken konnte, als sein Grubenlicht verloschen war. Er kroch nun zwey Tage und Nächte in der dicksten Finsterniß über manchen Block und durch so manche Kluft. Erst am dritten Tage kam er, nach einer gänzlichen Entkräftung, zufälligerweise an den Ausgang. Die Angst und der Hunger hatten ihn dermaßen angegriffen, daß er bald darnach starb. Sein Nahme ward nun die Veranlassung zur jetzigen Benennung der Höhle. Da er auf dem Sterbebette ausgesagt hatte, daß man merkwürdige Seltenheiten, darin antreffe, so wagten sich bald mehrere in dieß deutsche Labyrinth, aber mit mehr Vorsicht, als jenes unglückliche Schlachtopfer der Wißbegierde. Auch ist sie wegen dieses einzelnen Verunglückten in der That gar nicht als gefährlich für diejenigen zu halten, die sie nach ihm befuhren; Noch weniger darf man sie, in Hinsicht auf ihren Umfang, mit der bewundernswürdigen Grotte auf der Insel Antiparos im Archipel vergleichen. Man gebraucht nicht viel über eine Stunde, um sich durch alle ihre befahrbaren Gänge und Gemächer führen zu lassen, und deren Merkwürdigkeiten gehörig in Augenschein zu nehmen. Für diejenigen, welche sich nur nicht zu weit vom Führer entfernen, und in allen Stücken seinen Vorschriften folgen, ist daher gar keine Gefahr vorhanden, zumal wenn man die Vorsicht gebraucht, daß man höchstens nur vier bis sechs Mann hoch zugleich einfährt.

Der

Der jetzige Führer, an den man sich zu wenden hat, heißt Becker. Er versieht seine Höhlengäste mit Grubenlichtern, und kleidet sie in schwarze leinene Grubenkittel ein, die indessen den Leib nur vom Halse an, bis unter die Hüften bedecken. Der Reisende thut daher wohl, wenn er seinen Rock während der unterirdischen Wallfahrt ganz ablegt, theils, weil ihm derselbe am Einfahren hinderlich ist, theils, weil er in der Bergmannskleidung doch immer nicht völlig gegen den nassen Schmutz der Höhle verwahrt und gesichert seyn würde. Denn man kann es fast nicht verhindern, daß man nicht an eine schmutzige Seitenwand stieße, oder sich mit den, auf den Fahrten schmutzig gewordenen Händen berührte.

Der Eingang zur Baumannshöhle ist mit einer verschlossenen Thüre versehen, die der Führer anzubringen sich genöthiget gesehen hat, theils, damit ihm kein Unberufener in sein ziemlich einträgliches Führeramt fallen könne; theils, damit muthwillige oder schadenfrohe Leute nicht noch mehrere Sehenswürdigkeiten der Höhle beschädigen mögen. Kurz vor dem Eröffnen der Thüre, wo man sich schon in einer Art von gewölbten Vorhalle unter dem Felsen selbst befindet, pflegt der Führer diejenigen, welche er einführen soll, mit einer Standrede in Versen anzureden, worinn er die Zuhörer zum Voraus für seine Raritäten einzunehmen und mit gespannten Erwartungen zu erfüllen sucht. Auch fügt er ein Wort der Warnung für diejenigen hinzu, die bey unbedachtsamer Neugierde sonst vielleicht dem glitschigen Rande der Abgründe dieser Höhle zu nahe treten möchten. Diesen letzten allerdings wichtigen Zweck abgerechnet, war mir beym Anhören seiner ziemlich elenden Verse gerade eben so zu Muthe, wie einst in meinen Bubenjahren, wo ich im Giebel eines neuerrichteten Hauses meiner kleinen Va-

ters

terstadt den Zimmermeister gar possierliche Verse declamiren hörte.

Nach den Beobachtungen des Mathematikers Ilse zu Hüttenrode, der im Jahre 1788 die ganze Baumannshöhle in Grund- und Provilriß brachte, ist der Berg, worinn sie liegt, von der Sohle (dem Grundgesteine der Höhle) bis zur höchsten Spitze zwey und dreyßig und eine halbe Lachter hoch. (Eine Lachter ist sieben Fuß.) Die Sohle des Eingangs in die Grotte vorn am Tage (wo das Tageslicht noch erhellet) liegt zwanzig Lachter dreyßig Zoll höher, als die Sohle des Thals, und die sämmtliche Höhlenabtheilung der Grotte, deren man sechse zählt, bringen gegen den Eingang fast vierzehn Lachter an Saigerteufe (an senkrechter Höhe) ein. Der ziemlich enge gewölbte Eingang zwischen den Felsmassen ist der einzige Weg, auf welchem man in die Grotte gelangen kann, und etwas beschwerlicher für die Wanderer. Vorne an der Thüre hat er nicht völlig Mannshöhe, man muß daher anfangs krumm und sehr gebückt gehen, und allenfalls auf allen vieren kriechen, um den Scheitel nicht gegen die scharfen Felsenspitzen der rauh gewölbten Decke zu stoßen. Die Länge des Einganges in der Richtung seines Streichens beträgt achtzehn Lachter dreyßig Zoll.

Die ganze Baumannshöhle ist, wie ich schon bemerkt habe, in sechs verschiedene von einander abgesonderte Höhlenabschnitte getheilt, deren jede ich jetzt einzeln beschreiben werde.

Die erste, unter allen bey weitem die geräumigste, ist von ihrer Oeffnung an, bis an den Fuß der kleinen Anhöhe, worauf das sogenannte Roß steht, neun und zwan-

zig

zig Lachter lang, und da, wo sie am höchsten ist, vier Lachter hoch. Ihre größte Weite beträgt mit Inbegriff ihrer beyden Nebenhöhlen acht und vierzig Lachter. Die Nebenhöhle zur Linken ist sechzehn Lachter lang; eine andere zur Rechten hat verschiedene mit Trümmern bedeckte Erhöhungen; und ein besonders großer herabgestürzter Marmorblock ist schuld, daß man sie nur vier und zwanzig Lachter lang befahren kann. Uebrigens geht man auch in der ersten Haupthöhle durchaus auf felsigten Bruchstücken. Wenn man hier mit einem Stocke auf eine gewisse Stelle der Sohle stößt, so klingt es hohl. Wahrscheinlich liegt da eine niedergefallene Wand, welche einen Schlund zugedeckt hat. Da, wo diese erste Höhle am weitesten ist, liegen Wände ohne Zahl, die hin und wieder Höhlungen unter sich haben, welche weiter hin, nach der zweyten Höhle zu, offen stehen. Viele dieser großen Trümmer sind durch den sogenannten Tropfstein mit einander verbunden, und gleichsam in ein Ganzes zusammen geschmolzen, welches der Fall auch da ist, wo es hohl klingt. Dieser Tropfstein — auch Dripstein — Stalaktit genannt — ist ein fester, im Bruch glänzender, lamellenartiger, mehrentheils weisser, ins graugelbliche fallender Stein, der alle Marmorwände, so wie die Decke und die Sohle der ganzen Grotte dick überzogen hat. Das allenthalben durch die Ritzen und Oeffnungen der Felsendecken durchsickernde Wasser führt nämlich seine irdischen Bestandtheile mit sich, die es unstreitig auf dem Wege vom Tage bis hier eingesogen hat, und da, wo es langsam hintröpfelt, wieder als den kalkigten Stein ansetzt, der von dieser seiner Entstehungsart den Nahmen: Tropf- oder Dripstein führt.

Eben dieser Stein, und dessen zum Theil wunderbar scheinende aber doch ganz zufällige Schöpfungen sind es, wel-

welche seit einem Jahrhundert unzählige Neugierige aus allen Ständen *) hierher gelockt, und diese Höhle so berühmt gemacht haben. Wenn es indessen auch ganz andere Dinge seyn sollten, welche das Nachdenken und die Bewunderung des Naturforschers, der der ursprünglichen Bauart und den nachmaligen Veränderungen der Grotte selbst nachspürt, hier vorzüglich auf sich ziehen: so sind doch auch die Figuren seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth, welche theils das Gebirge selbst, hauptsächlich aber der Tropfstein gebildet, und vielleicht erst nach Jahrtausenden zu Stande gebracht hat. Man legte ihnen von jeher die Nahmen gewisser Körper der Oberwelt bey, denen sie ähnlich sind. Bey mehrern ist diese Aehnlichkeit unverkennbar, und wenn auch bey andern eine lebhafte Einbildungskraft mit ins Spiel gezogen werden muß, um das wirklich in ihnen zu entdecken, woran ihre Nahmen erinnern; so müssen doch diese eingeführten Benennungen schon darum beybehalten werden, weil man sich sonst beym Beschreiben dieser Höhle nicht würde verständlich machen können.

So sieht man in der ersten Höhlenabtheilung eine freystehende Figur, die einer knieend betenden Nonne mit gefalte-

*) Der Führer hält ein Stammbuch, worein sich diejenigen, welche die Höhle besuchen, gewöhnlich mit einer Bemerkung, die darauf Bezug hat, oder wenigstens mit ihren werthen Nahmen zu verewigen pflegen. Obgleich dergleichen Bücher seit 1670, wo die Grotte schon allgemein bekannt war, gehalten worden sind, so ist doch das älteste, welches man jetzt vorzeigt, nur von 1730. Das neuere fängt mit dem Jahre 1769 an. Beyde Bücher enthalten fast durchgehends jämmerliche schale und oberflächige Bemerkungen und die Nahmen mehrerer fürstlichen und sehr vieler Privatpersonen aus allen Ständen und allen Welttheilen.

faltenen Händen nicht unähnlich ist; ferner zeigt der Führer einen Weihkessel und einen Frauensrock. Was aber hier der Wirklichkeit und seiner Benennung ganz vorzüglich entspricht, ist ein von Tropfstein gebildeter Brunnen und ein daran stoßender Gossenstein, der sein überfließendes Wasser ableitet. Der Brunnen hat oben die Gestalt eines Herzens, ist anderthalb Fuß lang, einen Fuß breit, und fast zwey Fuß tief. Sein helles und wohlschmeckendes frisches Wasser ist unerschöpflich, sofern seine Quellen oder Zuflüsse ihn beständig wieder anfüllen.

Die Einfahrt aus der ersten Höhlenabtheilung in die zweyte — die eilf Lachter lang, vier Lachter breit und drittehalb Lachter hoch ist — geht über das sogenannte Roß, einen sehr großen, oben vom festen Gebirge abgelösten Block, in der Form eines Keils, an dessen Seite sich nachher noch eine andere nachgeschossene große Felsmasse angelehnt hat. Vor dem Eingange in die zweyte Höhle sieht man deutlich, daß das Roß ein Bruchstück ist, welches auf eine tiefere Höhle fiel, ohne sie gänzlich zu bedecken. Die Figuren der zweyten Höhle sind: ein Mönch, ein kleines Schloß, eine Orgel mit drey über einander befindlichen Reihen Orgelpfeifen, die sich von einer Seite nach der andern hin ziemlich natürlich verkleinern.

Dem Mönche zur Linken ist im festen Gesteine eine Kluft, welche unterwärts mit einer andern, in das Ganze hineingehenden Kluft in Verbindung stehet. Unter dieser aber trift man abermals Höhlungen an, welche die Sohle der zweyten Höhlenabtheilung zur Decke haben. Da sie in der Regel nicht befahren werden, auch nicht ohne besondere Vorbereitungen befahrbar sind: so darf der Reisende den warnenden Zuruf seines Führers, dieser Kluft nicht zu na-

he zu treten, keinesweges außer Acht lassen, wenn anders er sich nicht muthwillig der Gefahr hinabzustürzen aussetzen will.

Vormals fand man in der zweyten Abtheilung viele Stalaktiten mit größern und kleinern Knochen und Zähnen, desgleichen auch Kohlen, welche auf die marmorne Sohle auflagen und mit Tropfstein daran befestigt, auch zum Theil stark damit überzogen waren. Was jene betrifft, so haben vielleicht gewisse Raubthiere, die sich sonst in den Waldungen des Harzes aufhielten, in dieser Höhle ihre Lagerstätte und die Vorrathskammer oder Niederlage ihres Raubes gehabt. Denn erst im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Luchse und Bären hier völlig ausgerottet. Einen Wolf, wahrscheinlich den letzten, tödtete man sogar noch in der Mitte desselben.*) Die Holzkohlen aber welche man mit Tropfstein überzogen, hier vorfand, dürften wohl die Ueberreste des Feuers jener Arbeiter seyn, welche durch Sprengen mit Schießpulver das zum Befahren der

*) Außer den reissenden Thieren gab es einst in den großen deutschen Wäldern bekanntlich auch Thierarten, von denen wir jetzt nicht das Geringste mehr sehen, z. B. Rennthiere — Elendthiere — Auerochsen. So wie man nach und nach die ungeheuern Waldungen auszurotten und das Land urbar zu machen anfieng, und eben dadurch die lange anhaltende, rauhe und kalte Witterung milder zu werden begann: so wichen diese Thiere aus Deutschland zurück in die mehr mitternächtlichen und östlichen Länder von Europa. Auerochsen, die sonst vorzüglich im Thüringer und Harzwalde hauseten, findet man daher noch immer häufig genug in den großen Wäldern des weiland Königreichs Pohlen. Einige Elendthiere wurden sogar noch vor achthundert Jahren in den Rheinländern gefunden. —

der Grotte hinderliche Gestein hier und da aus dem Wege räumten.

Um aus der zweyten Höhlenabtheilung in die dritte zu gelangen, geht man erst über herabgestürzte Marmormassen hin, und besteigt dann einige Fahrten (Leitern) über das klüftige Gebirge. Diese dritte Höhle ist in einigen Gegenden sehr enge, und steigt gegen die vierte zu um mehr als zwey Lachter. Ihre Länge beträgt acht Lachter, und die größte Höhe viertehalb Lachter. Ihre nahmhaft gemachte Sehenswürdigkeiten sind eine große Orgel mit vier Reihen hohler Pfeifen — ein Schloß — ein Leichenstein — ein Todtenkopf — eine Menschenhand — und ein Taufstein mit umstehenden Taufzeugen. So viel Gewalt man sich anthun muß, um diese Pathen für das anzuerkennen, was sie wegen der Nachbarschaft des Taufsteins nun doch einmal seyn müssen: so ungezwungen ist die Benennung des letztern, dessen sich allenfalls manche Dorfkirche nicht schämen dürfte. Da, wo die Pathen stehen, ist das Gebirge ganz, hinter dem Taufsteine hingegen, ist es gesenkt und bildet ein langes und breites aber sehr niedriges Gewölbe.

Der Eingang zur vierten Höhlenabtheilung steigt anfangs ein wenig, fällt aber dann wieder viertehalb Lachter zur Höhle selbst hinab. Zum bequemern Befahren derselben sind Fahrten angebracht. Diese Höhle ist fünf Lachter lang, sechs Lachter breit, und eine Lachter hoch. Sie ist durchgehends mit Bruchstücken angefüllt; dergleichen liegen auch viele in einer Vertiefung unter dem Eingange der Höhle. Sie hat mehrere weite Klüfte, und ist reich an Figuren, in deren Rücksicht es hier kriegerisch aussieht. Man findet nämlich eine Standarte, eine Hirschfängerscheide,

de, Piſtolenhalfter und Paucken; jedoch auch ein Kalbsgekröſe und Pferdeohren; zur Vollendung des Quodlibets zeigt man auch noch Altarlichter, eine Sirene! — und eine klingende Säule. Letztere ſteht in einer drey Lachter erhabenen Gegend dieſer vierten Höhle. Dieſe acht Fuß hohe und inwendig hohle Säule iſt vielleicht eine der intereſſanteſten Figuren der ganzen Baumannsgrotte. Mich wenigſtens durchdrang ein heiliger Schauer, da ich, aufgefordert vom Führer, mit einem Steinchen dagegen ſchlug, und unerwartet gleichſam den Klang einer großen Glocke durch das ganze here unterirdiſche Gewölbe ertönen und wiederhallen hörte. Man glaubt in der grauſenvollen Einſamkeit dieſer majeſtätiſchen Gewölbe- und Felſenklüfte der Unterwelt, von allen dem ganz abgeſondert zu ſeyn, was man auf der Oberwelt täglich um ſich hatte; man iſt es auch wirklich, denn wir hatten ſelbſt von den ſtarken Donnerſchlägen des Gewitters nichts vernommen, das während unſerer Anweſenheit in dieſen Gewölben die Lüfte über uns erfüllt hatte: Fürchterlich ſchön und höchſt zweydeutig war daher für jede lebhafte Einbildungskraft die Ueberraſchung, wenn man in dieſer Abgeſchiedenheit von der Oberwelt urplötzlich und ganz unvorbereitet das dumpfe Hallen einer durchdringenden Sterbeglocke zu hören wähnt.

Die fünfte Abtheilung ſteigt um eine Lachter, iſt fünf Lachter lang, zwey weit, und eben ſo hoch. Ihre Sohle beſteht aus einer Schicht von Bruchſtücken, welche durch Tropfſtein feſt mit einander verbunden und ein Theil der Decke der ſechsten Höhle iſt. Ihre merkwürdigſten Figuren ſind: der ſogenannte Oehlberg, welcher auf vier Säulen ruhet, der Backofen, die Stadt, die Kanzel, das Poſitiv, die Eule und zwey kleine Thürme.

Merk-

Merkwürdigkeiten dieser Art hat die sechste Höhlenabtheilung nicht. Um zu ihr zu gelangen, fährt man aus der fünften sechs Lachter in die vierte zurück, wo dann der Eingang zur sechsten Höhle bis auf ihre Sohle drey Lachter fällt. Sie ist übrigens drey Lachter breit, siebenzig Zoll hoch, und zehn Lachter lang. Zu ihren Seitenwänden hat sie ein festes, gewölbtes, mit Klüften durchzogenes Gestein; die Sohle aber ist mit einer zahllosen Menge größerer und kleinerer Bruchstücke belegt. Eins derselben liegt horizontal, und wegen der Unterlagen hohl. An der untern Fläche desselben hängt eine zwey Zoll starke Schicht Lehm-erde fest, woraus man deutlich sieht, daß einst, da diese Wand noch auf ihrer ersten Stelle stand, zwischen derselben und dem festen Gebirge eine mit dergleichen Erde angefüllte Kluft war. Von ähnlichen Klüften und den innerhalb derselben befindlich gewesenen Erdarten rührt wahrscheinlich auch der fettige ganz schwarze Schlamm her, welcher fast einen Fuß hoch zwischen und auf den Bruchstücken dieser Höhle liegt.

Außer diesen sechs Abtheilungen der Baumannshöhle hat die ganze Grotte unter und neben sich noch verschiedene Kalkschlotten, die in der Regel nicht befahren werden. Der Führer erzählt, daß einer seiner Höhlengäste einst von den übrigen abgegangen sey, und ungefähr in der Mitte der Grotte eine Nebenhöhle befahren habe, um zu untersuchen, wohin sie führen werde. Bey seiner endlichen Wiedererscheinung habe derselbe versichert, in der größten Tiefe, die er erreicht habe, wäre es ihm vorgekommen, als vernehme er ganz deutlich das Geräusch eines unterirdischen fließenden Wassers. Auch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die vielen Tagewasser, welche bey nasser Witterung den Höhlengängen durch die Klüfte zugeführt werden, sich irgend-

gendwo sammeln, in einer der untern Klüfte von den Klippen mit Geräusch hinabfallen, und denn an der Sohle des Berges ihren Abzug finden. Da man indessen weder über noch unter der Rübeländischen Faktorey, noch in der ganzen Gegend am Fuße des Berges, in welchem die Grotte streicht, einen Quell antrifft: so scheinen die zusammengeflossenen Höhlenwasser mit dem Bette der Bode in Verbindung zu stehen. Die Seitenhöhle, in welcher jener Wagehals das Geräusch eines Flusses wahrgenommen haben will, ist, obgleich der Führer es nicht mehr mit Gewißheit anzugeben weiß, wahrscheinlich der Schlund, welcher unter der Fahrt der vierten Höhle eingeht.

Uebrigens sind nicht nur fast alle Klüfte der Baumannshöhle, während der vielen Jahrhunderte, in welchen die Tagewasser durch dieselben flossen, mit Tropfstein zugesetzt und verkittet, sondern auch die Decken und Wände sind von innen großentheils damit überzogen, wodurch die ganze Grotte in dieser Rücksicht vor fernern Zerstörungen nun ziemlich gesichert ist. Dieser Tropfsteinüberzug, und besonders die allenthalben herabhangenden nassen Stalaktiten, gewähren dem Auge mittelst der Farbenspielung beym Scheine der Grubenlichter ein ungewöhnliches, herrliches Schauspiel.

Zum Schlusse noch etwas zur Beantwortung einer Streitfrage, die Baumannshöhle betreffend. Sie erinnern sich vielleicht, mein Bester! in Hetzels Bibel mit vollständig erklärenden Anmerkungen (Th. I. S. 20.) folgende Stelle gelesen zu haben:

„In der bekannten Baumannshöhle setzt das darinn träufelnde versteinernde Wasser alle Jahre — in nicht kürzerer und nicht längerer Zeit — einen fri-

frischen Steinabsatz an. Da die Erde, nach der gemeinen Meynung nicht länger als 5728 Jahre existiren soll: so müßte man auch nur so viele, und nicht mehr, steinerne Absätze in dieser Grotte zählen. Allein wir zählen darin bereits mehr als zwanzigtausend. Sollte nicht auch die Erde schon wenigstens so alt seyn?"

Ein Ungenannter rückte hierauf über diesen allerdings sehr wichtigen Gegenstand eine Anfrage an Naturforscher in die Deutsche Monatschrift ein, und schien darinn der unvorgreiflichen Meynung zu seyn, daß man hoffentlich bessere Gründe, wenn auch nicht gerade für ein zwanzigtausendjähriges, doch überhaupt für ein Alter der Erde habe, das unsere gewöhnliche Zeitrechnung weit hinter sich zurück lasse. Nach allem, was ich an Ort und Stelle an den Stalaktiten der Baumannshöhle zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, muß ich, — ohne jedoch auf den Ehrentitel eines Naturforschers Ansprüche zu machen — aus mancherley Gründen der Meynung jenes Ungenannten beystimmen.

Freylich mag Voltaire so unrecht nicht haben, wenn er in seiner witzigen Laune der Erde schuld giebt, sie sey eine sehr betagte Kokette, die uns ihr wahres Alter verheimliche: Allein in der Baumannsgrotte habe ich diese ihre Betagtheit nicht entdecken können. Nur ein flüchtiger Beobachter kann im Befahren derselben veranlaßt werden, hier eine noch größere Aehnlichkeit der Erde mit einer alten Schöne zu finden, und die vielen Steinabsätze und Kreise der Stalaktiten gleichsam für die Runzeln dieser Kokette auszugeben. Am wenigsten sollte man seinen — fast möchte ich sagen — boshaft — schadenfrohen Spaß mit Mutter

Erde so weit treiben, zu behaupten, daß man an ihrer Stirne gegen zwanzig tausend Runzeln wahrgenommen habe. Ich meinerseits halte das für eine pasquill-artige Verläumdung, und hoffe, daß man zur Steuer der Wahrheit sein Wort zurück nehmen wird, sintemal Herr Hetzel, und nach ihm noch einige andere Professoren, auf jene scherzhafte Aussage laut nachgesagt, und Trugschlüsse gegründet haben, welche die Voltairesche Behauptung in ein gar zu grelles Licht setzen.

Im Ernste, lieber Freund! ich habe mir alle Mühe gegeben, jene ungeheure Menge von Absätzen der niedergeschlagenen Steinmaterie wahrzunehmen; aber vergebens! Man müßte blind seyn, wenn man nicht dergleichen Absätze an einigen Stellen mehr, an andern weniger, bemerken wollte — aber zwanzig tausend? — — welche ungeheure Zahl!

Wir wollen annehmen, daß ein jeder dieser Absätze nur die Dicke eines Pferdehaars oder den fünf und zwanzigsten Theil einer Linie habe; hat man wohl bedacht, daß auch alsdann schon die übereinander gethürmten zwanzig tausend Absätze (und über einander gethürmt, nicht neben einander, müßten sie seyn, wenn sie in diesem Streite beweisend seyn sollten) wenigstens achtzig Fuß Rheinl. unter der Sohle der Grotte, in das uns daselbst ganz unbekannte Innere der Erde hineinreichen? — Wer in aller Welt hätte hier jemals ein so tiefes Schacht gesenkt, um die vorausgesetzte Untersuchung über die Menge der Zeitabsätze anstellen, das heißt, um bis zu einer Tiefe von achtzig Fuß, Stalaktiten brechen, und dann schleifen und polren zu können? Nicht einmal die Spuren einer solchen wissenschaftlich speculativen Untersuchung sind irgendwo anzutreffen. Und

sollte

sollte man von den oberhalb der Sohle vorhandenen Zeitringen auf ihr fortdauerndes Daseyn bis zu jener beträchtlichen Tiefe im Innern der Erde hinab geschlossen haben, so ist ein solcher Schluß nicht nur höchst unzuverlässig, sondern hat auch nicht einmal die Wahrscheinlichkeit für sich.

Meines Wissens ist auch eine andere Hauptursache, die in der Hetzelschen Schlußfolge als unbezweifelt gewiß angenommen wird, noch nicht einmal erwiesen. Worauf nämlich will man denn die Behauptung gründen, daß sich wirklich nur alle Jahre, in nicht längerer und nicht kürzerer Zeit, Ein neuer Jahrring ansetze? — Auf die Aussage der Führer darf man sich bey dergleichen Untersuchungen wol nicht allein verlassen, da es bekannt ist, wie leicht Leute, denen es durchaus an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, von ihrer Einbildungskraft irre geleitet werden, wie sehr sie aus dem kleinen Kreise der ihnen bekannten Ideen alles zu erklären suchen, wie sehr sie das Wunderbare das Staunenerregende lieben, wie leichte sie endlich alles vergrößern, ins Riesenartige ausmahlen und das hingeworfene Wort eines Reisenden von einigem Rufe, der oft weder Zeit noch Lust zu genauern tagelangen Untersuchungen hatte, auffangen; wie sie es bey jeder Gelegenheit wiederholen, sich dasselbe als selbst geprüfte Wahrheit zu eigen machen, und es auch ihren Nachfolgern getreulich überliefern.

Wahrscheinlich hat die Sage von den zwanzig tausend in Kreisen sich anlegenden Steinabsätzen, deren alle Jahre nur Einer entstehen soll, ihren Grund nur in ihrer scheinbaren Aehnlichkeit mit den Jahrringen der Bäume, woraus man theils, wenn man mehrere leicht in die Augen fallende Kreise gezählt hatte, auf das Vorhanden-

seyn einer weit größern Zahl nicht in die Augen fallender innern Kreise, theils auf die Aehnlichkeit des Entstehens beyder Arten von Ringen schloß; ohne dabey zu bedenken, daß der Baum nicht, wie der Stein, durch Ansetzung von Außen, sondern durch Entwickelung von Innen heraus wächst, und daß sich die jährliche Entwickelung eines Baumringes, vermittelst der Sonnenwärme auf die Stalaktiten dieser unterirdischen Gewölbe nicht ganz anwenden läßt.

An manchem Stalaktiten finden sich, nachdem er geschliffen ist und Politur erhalten hat, kaum bemerkbare Nüancirungen in den Zeitabsätzen, an andern dagegen, zum Beyspiel an der klingenden Säule, sind sie durch ihre Erhabenheit so ins Auge fallend, daß man nicht erst nöthig hat, mittelst des Schleifens und der Politur sie erst bemerkbar zu machen. Diese Schichten oder Kreise, welche man für Jahrringe erklärt, mögen nun das Werk der Zeit und der verhärtenden und färbenden Luft seyn, oder ihr Daseyn der Steinmaterie verdanken, deren Auflösungen sich mit dem herabträufelnden Wasser verschieden mischen; immer entsteht noch erst die Frage: ob nicht in einem Jahre, ja selbst innerhalb eines oder einiger Monate, mehrere Zeitringe sich bilden? jenachdem mehr oder weniger gefärbte Steinmaterie herabtröpfelt, und dann wieder, durch äußere Ursachen veranlaßt, eine Zeitlang zu tröpfeln aufhört. Wirklich giebt es Stellen in der Grotte, wo das versteinernde Wasser fast das ganze Jahr hindurch fließt, und andere wieder, deren Zuflüsse durch jeden ausbleibenden Regen — der nebst dem Nebel von dem über der Höhle befindlichen Berge eingesogen wird, und allmählig durchsickert — entweder sehr vermindert, oder auf eine Zeitlang ganz unterbrochen werden. So wird in Einem

nem Jahre ein und der nämliche Stalaktit bey zehn Hauptveränderungen der Witterung vielleicht zehnmal mit dem einen Kreis bildenden von Steintheilchen geschwängerten Wasser benetzt, und eben so oft wieder trocken. Hier sind Klüfte im Gewölbe der Grotte, die in Einer Minute einen ja mehrere Tropfen auf den Stalaktiten fallen lassen; dort giebt es andere, aus denen täglich kaum einige herabtropfen. Hier ist eine Stelle, die in allen Jahreszeiten, dort eine andere, die nur chronisch fließt; — welche Ungleichheit! Und wer kann unter diesen Umständen die Bürgschaft leisten, daß die nämlichen Stalaktiten, deren Absätze noch am mehresten den Nahmen der Jahrringe verdienten, zwanzig Jahrtausende hindurch immer gleichförmigen Zufluß gehabt haben, da bekanntlich eine Quelle durch mancherley Veranlassungen sich zu versetzen pflegt?

Wollte man endlich der Sonne die Kraft zuschreiben, daß sie gerade am dreyhundert fünf und sechzigsten Tage einen Zeitkreis vollenden werde: so frag ich, was für einen Einfluß kann die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne, deren Strahlen noch nie in die Baumannshöhle eindrangen, auf die Stalaktiten derselben haben? — Will man sich aber ferner auf die in der Regel unleugbar verschiedenen Einwirkungen der Sonnenhitze und Winterkälte berufen: so vergißt man, daß die Abwechselung der Jahreszeiten den Einfluß auf die Körper tiefer Höhlen nicht haben kann, den sie allerdings auf der Oberwelt hat. Schon in manchen von Menschen gewölbten Kellern ist die Temperatur der Luft beynahe dieselbe im Winter wie im Sommer, so, daß weder Frost noch Hitze bemerkbare Veränderungen hervorbringen. Noch vielmehr ist dieß der Fall in der gegen dreyhundert Fuß unter der

Berg-

Berghöhe gelegenen Baumannshöhle, deren enger Eingang durch die vor demselben befindliche Halle und Felsmassen den Sonnenstrahlen in gerader Richtung unerreichbar ist. Im Sommer wie im Winter ist das Wasser dieser unterirdischen Grotte kalt, klar, und von reinem guten Geschmacke. Die Luft ist nichts weniger als mephitisch, sondern ebenfalls rein und kalt. Eigenschaften, worinn sich beyde Elemente in jeder Jahreszeit gleich bleiben. Nimmt man daher den Maaßstab zur Temperatur dieser Höhlenluft von der Luft des Dunstkreises ausserhalb der Grotte her: so ist es in derselben des Winters warm und im Sommer kalt.

Digitized by Google

Vierter Brief.

Inhalt.

Bielshöhle. — Herleitung ihres Nahmens. — Ihr Eigenthümer. — Regelmäßiger Eingang. — Naturspiel eines Vogels. — Frauen von Stalaktit. — Dergleichen Baum. — Säule mit einem Knopfe. — Melodie im Steine. — Hornwerk einer Festung. — Wellenförmiges Meer. — Berg mit Thürmen. — Eiszapfen. — Zweytes Höhlenstockwerk. — Veränderungen der Grotte. — Räthselhafter Kiessand. — Zwerglöcher im Harz — Marmormühle. — Naturgeschichte des Marmors und der Höhlen. —

Elbingerode, 1794.

Meiner Ankündigung im vorigen Briefe gemäß, heute die Geschichte der Bielshöhle. Sie liegt der Baumannshöhle in Westsüdwest etwa tausend Schritte von ihr entfernt, auf der Mittagsseite der Bode im Berge Bielstein; eigentlich sollte sie daher die Bielsteinshöhle heißen. Vom Hüttenwerk Rübeland aus, passirt man die große Bodebrücke, und dann einen schmalen Steig, der an der steilen felsigten Abdachung des Bielsteins zum Höhleneingange hinführt. Dieser ist mehr als hundert Fuß über dem Spiegel der hier sehr breiten und tiefen Bode erha-

erhaben. Man übersieht daher hier diesen prächtig ins Auge fallenden Fluß auf eine beträchtliche Entfernung, sowohl da, wo er herabströmt, als in dem Thale, in welchem er sich fortschlängelt. Der Bielstein ist hier so steil, daß man wenige Schritte vor dem Höhleneingange nicht ohne Schaudern die Bode fast senkrecht unter seinen Füßen fließen sieht. Seine ganze Höhe von dem Spiegel der Bode angerechnet, dürfte fünftehalb hundert Fuß betragen. Es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß der alte sächsische Götze Biel hier hausete, und dem Berge selbst, so wie der Höhle, den jetzigen Nahmen gab. Doch hiervon, und von den übrigen Alterthümern dieser Gegend in einem meiner künftigen Briefe.

Die Bielshöhle, eine jüngere, das heißt, später bekannt gewordene Schwester der Baumannshöhle, übertrifft an Schönheit und Sehenswürdigkeit in mehr als einer Hinsicht die letztere. Auch hier war ein Zufall die erste Veranlassung, daß sie jetzt so fleißig besucht wird. Im Julius 1762 nämlich, gerieth die Holzung des Bielsberges in Brand. Bey Besichtigung der Brandstätte bemerkte man eine Oeffnung im Gebirge, die vermuthen ließ, daß sie zu einer zweyten Baumannshöhle führen dürfte. Es wurde daher von Obrigkeitswegen eine Untersuchung darüber angestellt, und man überzeugte sich bald von ihrer Sehenswürdigkeit.

Der Gang, der zu dem Innern der Höhle führt, verräth hier und da eine gewisse Regelmäßigkeit, die mehr Kunst als Natur zu seyn scheint. Und wenn gleich die Kunst dem Gange selbst das Daseyn nicht gegeben haben mag: so dürfte sie ihn doch nachgeholfen und bequemer gemacht haben. Vielleicht thaten dieß die Opferpriester des Gö-

Götzen Biel, denen die Höhle sehr bequem zum Behuf ihrer religiösen Gaukeleyen war. Dieser Gang führt in einer fast geraden Linie ein wenig abwärts, und ist genau so hoch, als breit. So regelmäßig pflegt die Natur in ihren Schöpfungen dieser Art nicht zu seyn.

Ob man gleich durch diesen Kunstgang ohne große Unbequemlichkeit, und fast ohne sich zu bücken, in das weit wildere Innere der Höhle gelangt, so scheint er doch vormals geräumiger gewesen zu seyn. Der Tropfstein oder Stalaktit, womit die schwarzen marmornen Wände wie mit einem Zucker dick überzogen sind, hat ihm einen Theil seiner ehemaligen Höhe und Breite genommen. Der Fußboden hat etwas Aehnliches von einer Treppe, und ist übrigens mit Damm-erde bedeckt, die vom Tage aus hineingeflossen seyn mag.

Vormals nannte man diesen Eingang zur Bielshöhle auch das Mehlloch, weil bey ihrer Mündung in den Klüften des Marmorgesteins viel feiner Kalkstaub lag, den man auch jetzt noch bey sehr trockener Witterung des Sommers, obgleich in sehr verminderter Menge, antrifft. Diese weissen irdischen Theilchen sind der aufgelöste Kalk- oder Drippstein, der von Zeit zu Zeit in eben dem Maaße zu einem dem Mehl ähnlichen Staub zerfiel, in welchem die athmosphärische Luft mit ihrer auflösenden Kraft unmittelbar in die Höhle eindrang.

Ohne große Beschwerde und Gefahr wird übrigens die Bielshöhle erst seit dem Jahre 1788 befahren. Damals hatte ein Steiger, oder Unteroffizier unter den Bergleuten — der jetzige privilegirte Höhlenwirth Becker zu Rübeland — den glücklichen Einfall, sie fahrbar zu machen, welche Mühe es auch kosten möchte. Mit der rühmlichsten Thätig-

tigkeit und Ausdauer legte er Hand ans Werk. An einem Orte räumte er ungeheure Bruchstücke aus dem Wege, am andern füllte er steile Vertiefungen damit aus; hier wurden hinderliche Felsmassen mit Pulver von den Marmorwänden abgesprengt; dort bergauf und bergab sichere Fahrten angebracht. Lange fuhr Becker so mit unermüdetem Fleiße fort, bis er es endlich dahin gebracht hatte, daß die Höhle von jedermann ohne Lebensgefahr besucht werden konnte. Er erbat sich hierauf von der fürstlichen Kammer zu Blankenburg die Vollmacht, den Reisenden ausschließungsweise seine unterirdische Merkwürdigkeiten zeigen zu dürfen, die ihm der Herzog auch gern ertheilte. Da hierauf neidische und schadenfrohe Leute einige Stalaktiten seiner Höhle beschädigten: so versah er den Eingang zu derselben mit zwey verschlossenen Thüren. Becker bekam, nach öffentlich geschehener Bekanntmachung und Einladung des Publikums in seine Grotte, bald Höhlengäste. Auch hält er ein Buch, worinn er sie bittet, sich einzuschreiben.

Freylich muß man selbst hier gewesen seyn, und mit eigenen Augen gesehen haben, um anschauliche Begriffe von dem Innern der Grotte selbst zu bekommen, und die Eindrücke sich zu verschaffen, zu deren Mittheilung allerdings die Feder zu unvermögend ist; indessen möchte ich Sie, theurer Freund, da Sie diese Grotte wol niemals durch eigenes Anschauen kennen lernen werden, wenigstens durch einen schwachen Versuch meines guten Willens dafür schadlos halten.

Der regelmäßige Gang, der zu den Innern der Höhle führt, bildet die erste Abtheilung der ganzen Grotte, die man bey ihrer Vermessung und Aufnahme in einen Grund- und Profilriß in zwölf besondere Höhlen zu theilen veranlaßt wor-

worden ist. So oft nämlich die Weitung eines Höhlenabschnittes sich verengt, hört, nach der eingeführten Festsetzung, sowohl hier, als in der Baumannshöhle, die Eine Höhle auf, und die andere nimmt da ihren Anfang, wo sich die Höhle wieder erweitert.

Diese erste Abtheilung hat im lichten siebenzig Zoll Höhe, ist über zwanzig Lachter lang, und fällt über neun Lachter. Ihre Stalaktiten sind eine Jungfer und eine Ehrenpforte. Sie hat links einen zu Tage ausgehenden Querschlag, oder eine nicht in der Reihe folgende Seitenhöhle. Hier sieht man das Naturspiel eines großen Vogels, mit einer Schlange im Schnabel.

Die zweyte Abtheilung, zu welcher der Gang zu einer kleinen Grotte gehört, hat sechzehn Lachter Länge, über vier Lachter Höhe und Weitung, und fällt über drey Lachter. Man findet hier einen Thron, der mit Säulen von Tropfstein, und von verschiedenen Weintrauben umgeben ist; ferner einen Gossenstein, eine Einsiedlergrotte, und ein weißgekleidetes Frauenzimmer mit einer Spindel. — Zur Linken geht abermals eine kleine Schlucht ab, welche den vorigen Querschlag spitzwinklicht kreuzet, und mit demselben einen gemeinschaftlichen Querschlag macht. Vorne beym Eingange dieser Schlucht ist eine sanfte Anhöhe, über welche einiges Wasser herabfließt; daher wird diese Gegend der Wasserfall genannt. Auf dem Gange nach der kleinen Grotte ist zur Linken noch eine Schlucht, die nebst den übrigen, da, wo sie anfangen und sich wenden, einen starken das Gewölbe stützenden Pfeiler bilden.

Die dritte Abtheilung ist fünf Lachter lang, zwey Lachter weit, eine Lachter hoch, und senkt sich über eine

Lachter. Hier geht ein kleiner Durchschlag zur Linken ab, der zur Thüre der vierten Höhle hinführt. Sie ist einem gewölbten Keller mit seiner Stukatur-arbeit ähnlich, und enthält die Nachbildung eines Baums.

Die Sohle der vierten Höhlenabtheilung ist neun Lachter lang, und eine Lachter breit und hoch, und rechts und links gehen aus derselben zwey Nebenhöhlen und zwey Schluchten ab. Man sieht hier eine betende Nonne, ein Bassin, mit klarem wohlschmeckenden Wasser. In einer der Schluchten gehen einige Gänge ab, deren einer am Ende noch ein anderes sechs Fuß tiefes Bassin hat, und einen gleichschenklichten Triangel von fünf Fuß Basis bildet. Fließt es über, so läuft das Wasser über die vertikale Fläche des Felsens hinab, überzieht denselben mehr und mehr mit abgesetztem Tropfstein, und fließt durch eine runde Oefnung des Felsens in den untern Theil der Höhle. Bey trockener Witterung aber, wenn das Bassin wasserleer ist, bleibt etwas auf seiner Sohle zurück, das einem angemachten Gießmörtel ähnlich ist, welcher bey anhaltendem trockenem Wetter auf der Oberfläche eine Kruste bekommt, die nach und nach stärker wird; unterwärts aber bleibt die Masse beständig weich. — In diesem letztern Bassin gelangt man auf zwey Fahrten, und bekommt bey dieser Gelegenheit noch ein Gebirge zu sehen, das einem großen Roggensteine ähnlich ist, und einen sonderbaren Felsenbau von Tropfstein, der oben eine Oeffnung hat.

Die fünfte Abtheilung hat sechs Lachter sohlige Länge, fünf Lachter Höhe, und eine Lachter Weitung. Sie ist wegen ihrer Grundwasser merkwürdig, und hat viele von der Firste herabhangende Stalaktiten. Der tiefste Punkt der ganzen Bielshöhle ist hier bey dem Grundwasser, das

funfzehn Lachter tiefer als die Sohle des Eingangs stehet. Von hier steigt man mittelst zweyer Fahrten von vierzig Sprossen zur

sechsten Abtheilung, deren Sohle, bey einer Weitung von einer Lachter, nur drey Lachter Länge hat, und über vier Lachter steiget. Vorne beträgt ihre größte Höhe fünf Lachter, hinten nur siebenzig Zoll. Man sieht hier einen Thurm, neben welchem ein übergebauetes Orgelwerk stehet.

Die siebente Abtheilung steigt nur wenig, ist vier Lachter lang, eine Lachter weit, und hat zur größten Höhe sechzig Zoll. Auf einem Postemente ruhet eine merkwürdig gebildete Säule mit einem Knopfe, über welchem einige Zapfen von Tropfstein von der Firste (Bodendecke) herabhängen. Auch steht hier auf einem Berge ein Thurm, und auf der Sohle ist wieder ein Bassin mit frischem Wasser.

Die achte Abtheilung, die acht Lachter lang, drey Lachter weit, siebenzig Zoll hoch ist, und über drey Lachter fällt, hat eine klingende Säule, und sechs herabhangende mit einander verbundene Tropfsteinzapfen; jene ist aber nicht so groß, als die klingende Säule der Baumannshöhle. Merkwürdiger hingegen ist das hiesige Orgelwerk, das der Führer mit einem Grubenlichte zu illuminiren pflegt. Sie besteht aus einer Reihe von Pfeifen, deren verschiedene beym Anschlag einen Klang von sich geben, und wovon dreyzehn durchscheinend sind. Dieß so erleuchtete und klingende Stalaktitengebäude, durch welches sich mehrere einfache Melodien ausdrücken lassen, ist in seinem harmonischen Klange dem Ohre hier in dem unterirdi-

schen Gewölbe eben so auffallend, als dem Auge das Durchscheinende seiner steinernen Pfeifen.

Die neunte Abtheilung hat vier Lachter sohlige Länge, und steiget neunzehn Zoll. Ihre grösste Höhe misset vierzig Zoll, die grösste Weitung zwey Lachter. Sie enthält einen Backofen, eine Fontaine und ein Amphichor. Ihrer Sohle hat der Führer den Nahmen eines wellenschlagenden Meeres beygelegt, weil dieselbe durchgehends aus grössern und kleinern Bassins von Tropfstein besteht, deren Einfassungen ein Dreyeck bilden, und den Wellen des Meeres ähnlich sind, indem der ganze, nach dem Eingange der Höhle zu, abhängige Fußboden mit einer Menge kleiner Wälle bedeckt ist, als hätte die Natur das Hornwerk einer Festung nachbilden wollen. Diese bald grössern, bald kleinern Wälle sind auswärts mit noch kleinern schuppenartig besetzt, und jene bilden oben eine völlig wagerechte Linie, als wären sie künstlich mit einem Hobel abgeschnitten und geebnet. Hinter den verschiedenen gewöhnlich vierzehn Zoll von einander entfernten Hauptwällen sind unregelmäßig dreyeckige Vertiefungen. Bey nasser Witterung füllen sich zuerst die höher gelegenen voll Wasser, und fließen bey anhaltendem Zuflusse von Tagewassern über. Indem sich das Wasser aus den höhern in die niedrigen Bassins so hinabzieht, und den obern Rand der Wellen benetzt, setzt es daselbst seine irdischen Theile ab, und erhöhet den Rand von Zeit zu Zeit immer mehr mit Tropfstein. Warum dieß Ansetzen gerade an der Oberfläche des in den Bassins befindlichen Wassers, und nicht vielmehr unten auf dem Boden geschieht? Wahrscheinlich weil der so angefeuchtete Rand der Wälle der Luft mehr ausgesetzt ist, so daß die irdischen Theile des allmählig über sie hinsickernden Wassers, da mehr fixirt werden und antrocknen können. Zum Theil mö-

mögen dieſe Baſſins auch von demjenigen mit Kalk geſchwängerten Waſſer entſtanden ſeyn, welches in der achten Abtheilung in der Gegend des klingenden Orgelwerks herabfließt. Dieſes ſogenannte wellenförmige Meer iſt vielleicht das künſtlichſte und bewunderuswürdigſte Produkt des Stalaktitenwaſſers, unſere Sprache hat aber keinen eigentlichen Nahmen für daſſelbe, um es denen, die es nicht ſelbſt anſchauten, ganz deutlich zu bezeichnen. Im Ganzen wird man ſich daſſelbe am richtigſten und deutlichſten vorſtellen, wenn man ſich ein Waſſer denkt, das plötzlich von einem Berge hinabgegoſſen, eine Menge kleiner Waſſerfälle bildet, die ſo im Augenblicke zu Eis werden, daß das Waſſer da, wo es am erhabenſten iſt, gleich kleinen Wällen ſich fixirt, das zwiſchen ihm befindliche Waſſer hingegen verſieget.

Die zehnte Abtheilung iſt ſieben Lachter lang, drey Lachter hoch, zwey Lachter weit, und ſteigt drey Lachter. Sie enthält einen Kunſtweg, auf welchem ein ſehr tiefer Brunnen iſt, deſſen Waſſer hier ganz augenſcheinlich von den vertikalliegenden Felſen herab zufließet. Es hat auch hier den verſchiedenen Baſſins beym Ueberfließen durch den Abſatz von Kalktheilchen Ränder gegeben, wodurch die Baſſins eben ſo, wie in der neunten Abtheilung, nach und nach immer höher werden. Da von den Baſſins eins immer höher als das andere liegt, ſo fließt das Waſſer gleich einer natürlichen Kaskade, aus dem höchſten, das ungefähr vierzig Kubikfuß Waſſer enthält, in die tiefer gelegenen hinab.

Die eilfte Abtheilung iſt acht Lachter lang, nur etwas über eine Lachter hoch, und eben ſo weit. Man wird hier zu einem Berge mit zwey abgebrochenen Thürmen und zu einer klingenden Muſchel, auch dahin

geführt, wo ein offener Schlauch, und an der Firste mancherley Figuren von Tropfstein zu sehen sind; ferner zu einem glasurten Berge mit Thürmen, zu einer behangenen Kanzel in dem Judentempel und zum senkrechten Abgrunde. Letzterer ist sechs Lachter tief. Die Oberfläche des darinn stehenden Wassers ist jedesmal mit dem Wasser der Bode gleich hoch; es muß also ein unterirdischer Zusammenhang zwischen beyden Statt finden.

Die zwölfte und letzte Höhlenabtheilung endlich, hat sechs Lachter sohlige Länge, ist nur eine Lachter hoch und eben so weit. Auf der Abdachung eines ihrer mit Tropfstein überzogenen Berges steht eine funfzehn Zoll hohe Säule, welche beym Anschlagen einen reinen Glockenklang von sich giebt. Sie ist die letzte von den Stalaktitengestalten, denen der Führer einen Nahmen beygelegt hat. Man kann leicht denken, daß noch sehr viele Figuren hier sind, denen man bloß darum keine Benennung beylegen konnte, weil die Oberwelt nichts ihnen ähnliches aufzuweisen hat. Gerade diese sind die mehresten, und nicht selten reissen sie eben so sehr zur Bewunderung hin, als jene getauften. Die mehreste Aehnlichkeit haben sie alle ohne Ausnahme mit den Bildungen des Frostes in Absicht des Wassers. Besonders sind die von der Decke herabhängenden Stalaktiten den Eiszapfen so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Unter allen Abtheilungen ist die zwölfte die reichste an ungeheuern Steinblöcken, deren einige, viele tausend Zentner schwer, sich vom Felsen getrennt haben. Auch an ihnen, so wie an den großen Wänden der übrigen, besonders der zweyten Höhle, leuchtet unverkennbar in die Augen, daß jene Blöcke sowohl, als die Sohlen, sich gesenkt, und von den Seitenwänden, noch öfter von der Decke, deren Flächen-

gestal-

gestalten nicht selten unter einander auf das vollkommenste übereinstimmen, sich abgesondert haben.

Im Ganzen macht die Bielshöhle in der Richtung gegen Morgen eine gerade Linie, obgleich sie sich bald zur Rechten, bald zur Linken etwas wendet, und man nicht selten mehrere, zum Theil lange Fahrten hinab- und hinauffahren muß, um sie in allen ihren befahrbaren einzelnen Grotten kennen zu lernen.

Die Länge einer solchen unterirdischen Wallfahrt beträgt etwa einhundert Lachter, und eben so viel zurück. Man gebraucht hierzu, wenn man sich auch nirgends beträchtlich aufhält, wenigstens eine gute Stunde Zeit. — — Die der Bielshöhle eigenthümliche Gebirgsart ist schwarz und weiß gemischter Marmor, und dessen Auflösung in weißem und gelblichem Stalaktit. Kurzgänger würden sich daher vergebens nach Mineralien und Erzstufen darinn umsehen. — Im Ganzen ist die Höhle rauh und uneben, naß und schlüpfrig. Oft führen zu einer Höhlen-abtheilung mehrere Zugänge, und allenthalben sieht man kleinere Nebenhöhlen und Röhren ins feste Gestein nach allen Richtungen hinstreichen, deren Erforschung, wofern sie nicht zu enge werden, sich der fleißige Führer noch immerfort angelegen seyn läßt, um so nach und nach diese merkwürdige Grotte immer mehr aufzuschließen. Die mehresten Nebenhöhlen finden sich in der zweyten und vierten Abtheilung; bis jetzt sind aber noch nicht alle befahrbar.

Sehr merkwürdig ist's, daß über und neben der vierten, fünften und sechsten Abtheilung noch eine Höhle wegstreicht, welche man mit allem Fug und Rechte die obere Etage des großen Höhlengebäudes nennen kann. Wäh-

rend daß der Führer diese obere Höhle befährt, hört man in einigen Gegenden der untern Etage einen Klang, als ginge er nicht über Felsen, sondern über einen bretternen Boden hin. Um den fortdauernden Zusammenhang der einen Etage mit der andern anschaulich zu machen, pflegt der Führer von Zeit zu Zeit, durch Oeffnungen der Sohle der obern Höhle, sein Grubenlicht denen unter ihm zu zeigen. Diese obere Etage läßt sich von der siebenten Abtheilung aus besser befahren, wenn man nämlich daselbst bey dem Bassin dem Gange zur Linken folget, und neben der sechsten, und über die fünfte und vierte Abtheilung wegfährt. Man kommt sodann bey der betenden Nonne wieder in das untere Stockwerk. Daß auch diese Höhlen großentheils durch das Niedersinken des Gesteins entstanden sind, ist besonders deutlich an den von der Firste abgefallenen Steinblöcken, Wänden und Sohlen zu erkennen.

Von fremden Gebirgsarten giebt es hier mehr als in der Baumannshöhle. In der zweyten Abtheilung sieht man an den Seitenwänden und der Decke hier und da eine graulichtweiße, mit Schieferstücken und Kieseln vermischte Gesteinart, die einige Aehnlichkeit mit zubereitetem Kalke hat, etwas feucht und nicht sehr hart ist, doch aber an dem Marmor festsitzet. Vermuthlich waren hier einst die Klüfte des Marmorgebirgs mit dergleichen steinigter Masse angefüllt, die aber beym Einsturz der großen Marmorwände großentheils mit niederfiel, und nur da sitzen blieb, wo sie an dem Felsen bereits angewachsen war.

Uebrigens scheint die Höhle des Kalkgebirgs dieser Gegend bisher einer immerwährenden Veränderung unterworfen gewesen, und erst nach mancherley Zerstörungen das gegenwär-

worden zu seyn, was sie jetzt ist. Indem die Tagewasser durch die Ritzen und Klüfte in die Höhlen eindrangen, lösten sie in den innern Klüften einen Theil der schwachen Verbindungsmittel der Wölbungen nach und nach auf; so verloren Blöcke und Wände ihre Haltbarkeit, und rissen sich, vermöge ihrer eigenen Schwere, vollends los. Sie stürzten dann theils in die Schlünde hinab, die sie entweder nur verengten, oder gänzlich zudeckten, theils auf die Sohlen der Höhlen hin, denen sie nun wieder die Tragepfeiler der über sie herfallenden Wände wurden. So bildete sich dieß jetzige unterirdische Chaos wahrscheinlich erst nach oftmaligen und allmähligen Revolutionen, bis es endlich zu der jetzigen Festigkeit gelangte, die uns eine ungestörte Dauer verspricht. Denn die Tagewasser, welche den Kalk ohnehin so leicht auflösen und die Steintheilchen verschlucken, haben diese nun schon Jahrtausende hindurch mit sich fortgeführt, durch ihr Wiederansetzen die einst viel zahlreichern Spalten und engen Klüfte nach und nach verkleistert, und den größern Spalten, so wie der Haupthöhle selbst, durch den Ueberzug mit Stalaktit, eine mehr geschlossene abgerundete Form gegeben, daher findet man die engen Röhren der hiesigen Höhlen gemeiniglich rund oder oval. Wenn nicht schon der größte Theil der Wasserzugänge und Kanäle durch das Ansetzen des Tropfsteins verstopft wäre, und sich nicht immer mehr zusetzte: so wäre es möglich, daß, nach einer Reihe von Jahrhunderten, diese große Höhlen ganz und gar wieder geschlossen und mit Tropfsteinmassen angefüllt würden.

In dieser Erklärungsart der Höhlenveränderungen scheint auch der Schlüssel zu folgender Erfahrung zu liegen: Man fand in einer der hintersten und erhabensten Gegenden der Biels höhle die Sohle des Gesteins einen Fuß hoch mit Grand — einem groben Kiessande — so wie ihn das

Bette der Bode mit sich führt, bedeckt. Er mochte, der Masse nach, gegen zwanzig Kubikfuß betragen. Da seine fremd-artigen Bestandtheile — Spath- Quarz- und Schiefertheilchen — der Höhle gar nicht eigenthümlich sind, so kann er ihr weder zugehören, noch in derselben entstanden seyn. Auch eine Fluth kann diesen Sand nicht durch den jetzigen Eingang zur Bielshöhle hinein, und durch so manche Krümmung, berg-auf und berg-ab, geführt haben, um ihn in einer der entferntesten und erhabensten Höhlen-abtheilung recht bedächtlich auf einen Fleck niederzulegen. Da es dergleichen groben Kies auch auf vielen Bergen des Harzes, und nicht in der Bode allein giebt, wohin er vielmehr erst durch Regengüsse von den Bergen hinabgespült seyn mag: so ist er vermuthlich auf eine ähnliche Art durch eine vormals über dieser Grandhöhle gewesene, zu Tage ausgegangene Röhre oder Kluft, die sich späterhin mit Dripstein zusetzte, hineingeflossen.

Außer der Baumanns- und Bielshöhle, giebt es in dem nämlichen Kalkgebirge noch eine Menge kleinerer Höhlen, die alle auch das Werk der schaffenden Natur, und theils von ihr selbst, theils zufällig durch das Sprengen des Marmors, und durch andere bergmännische Arbeiten, geöffnet sind. Am häufigsten werden sie in dem, zwischen Rübeland und Elbingerode gelegenen Kaltenthale angetroffen. Man begreift sie unter dem Nahmen der Zwerglöcher. Zur Zeit der großen Völkerwanderungen, und besonders der Heereszüge der Hunnen, sollen sie den alten Bewohnern dieser Gegend zu heimlichen Wohnungen und Zufluchtsörtern gedient haben.

Eine der vorzüglichsten Zwerggrotten ist der Volkmarskeller. Sie war von der Natur vortrefflich gewölbt,

wölbt, und lange eine Eremitenwohnung. Aus einer Urkunde von Kaiser Otto dem Ersten ersieht man, daß schon im zehnten Jahrhunderte die Einsiedlerinn Lutburg darinn hauſete. Nach ihr nahm ſie der Eremit Volkmar, von dem ſie den Nahmen führt, in Beſitz, und bewohnte ſie ſo lange, bis mehrere ſich mit ihm vereinigten, auf dem Berge, in welchem ſie liegt, Gebäude aufzuführen, und die Höhle ſelbſt zu ihrem Keller einzurichten.

Ferner wurde im mittelſten Marmorbruche bey Rübeland, durch das Losſchießen des Geſteins, eine Höhle von mehrern Abtheilungen geöffnet. Die erſte, welche jetzt bereits angebauet iſt, hatte ungefähr ſechs Fuß Höhe; aus dieſer führt ein niedriger Gang zur zweyten, welche ziemlich geräumig iſt; dieſe hänget unterwärts vermittelſt einer Röhre mit einer dritten zuſammen, welche ſich ſo weit in das Gebirge hinein erſtrecken ſoll, daß man die ganze Höhe auf fünfhundert Lachter lang ſchätzet.

Von dieſem Marmorbruche aufwärts, bey der Brücke zu Rübeland, ſieht man am Fuße des Gebirges verſchiedene offene Röhren, deren eine beſonders dadurch merkwürdig iſt, daß ein ſtarker Luftzug aus derſelben herausfährt. Unfehlbar geht dieſe Röhre weit im Gebirge fort, und irgendwo wieder zu Tage aus.

Als man vor einigen Jahren auf dem Mühlenwege einen Stollen trieb, um den daſelbſt liegenden Eiſenſteingruben Waſſerloſung zu verſchaffen, wurde von ungefähr eine Höhle aufgehauen, aus welcher eine ungeheure Menge Waſſer floß. Ihre Oeffnung wird jetzt erſt vergrößert, ſo, daß man ſie ſelbſt bald näher kennen lernen wird. Bis jetzt hat man ihre Größe nur muthmaßlich nach der Menge

des

des ausgeflossenen Wassers berechnet. Da aber die Höhle vielleicht nicht bis auf ihren höchsten Punkt mit Wasser angefüllt war, und da es ungewiß ist, ob sie gerade auf ihrem tiefsten Punkt aufgehauen worden: so ist dieß ausgeflossene Wasser nur ein sehr unvollkommener Maaßstab ihres Umfangs.

Außer diesen und verschiedenen andern Höhlen des hiesigen Kalkgebirges, giebt es deren besonders viele in dem Walkenriedschen Gipsgebirge, und auch einige in andern Gegenden des Harzes, zum Beyspiel in Brandkleef unweit Altenbrack, und in der Hegershorst im Striegschen Revier. Zur letztern ist indessen jetzt der Eingang verschüttet und verwachsen. Auch im Vorharze werden einige Höhlen angetroffen.

Auf der rechten Seite des Weges von Heimburg nach Elbingerode ist ein Strudel, den man den Pfaffenteich nennt. Jedes hineingeworfene Stück Holz wird in einer Schneckenlinie bis zum Mittelpunkte geführt, und in die Tiefe gewirbelt. Man hat sie mit einem Lothe von achtzig Fuß nicht ergründen können. Man trift hier noch mehrere kleine Strudel an, welche mit jenem darin übereinkommen, daß sie jederzeit voll Wasser sind.

Eben so dient eine Höhle im Walkenriedschen zu einem Beweise, daß tief in der Erde, weit unter dem Wasserspiegel der zunächst fließenden Bäche und Flüsse, mächtige Höhlen seyn müssen, die entweder noch immer nicht mit Wasser angefüllt sind, oder dasselbe in großen Entfernungen wieder zur Oberfläche des Erdballs fördern.

Diese Höhle nämlich eröffnete sich vor mehrern Jahren in der Eisensteingrube, welche man die Jeremiashöhle nennt,

nennt, und verschaffte den Grubenwassern Abzug. Ungeachtet aber durch diese offene Druse — wie der Bergmann sie nennt —, beständig so viel Wasser abfließt, daß es ein Mühlenrad zu treiben vermögend seyn würde, so findet man doch am Fuße des Berges nirgends einen Ausfluß.

Die eigentliche Steinart, worinn die mehresten Grotten des Harzes, namentlich die Baumanns- und Bielshöhle, angetroffen werden, ist ein schwarz und weiß, wolkenartig gemischter Marmor. Mit dem ganz gemeinen grauen Marmor sind sogar die Gassen des kurbraunschweigschen Gebirgstädtchens, wo ich Ihnen heute schreibe, gepflastert; auch sind hier mehrere Häuser davon erbaut, und Ställe in den festen Stein eingehauen. Außer dieser einfachen Marmorart findet man noch Sorten von den verschiedensten Farben, theils einzeln, theils in Mischungen. Zur Benutzung desselben ist eine fürstlich-braunschweigische Mühle im Gange, die den Marmor zu allerley Gefäßen, zu Platten, Särgen und Denkmälern verarbeitet. Sie liegt eine halbe Stunde unterhalb Rübeland, nach Blankenburg zu. Der Marmor wird nahe bey der Mühle in sehr großen Blöcken gebrochen, und ist entweder weiß und schwarz gewölkter, oder roth und weißer, der zuweilen auch durch andere Farben nüancirt ist. Die Mühle hat Triebkraft genug, um mit ihren Sägen den Marmorblock zugleich in sechs bis acht Platten zu zerschneiden. Auf der Schnittseite entdeckt man, nachdem sie geschliffen sind und Politur empfangen haben, verschiedene Arten von Schalen- und Seethieren in ungeheurer Menge. Diese zahllosen Versteinerungen sind der redendste Beweis, daß dieß Gebirge keineswegs uralt ist, sondern erst nach irgend einer großen Revolution der wenigstens schon mit Seethieren belebten Erde, sein allmähliges Daseyn erhielt.

Auch

Auch Landthiere müssen von dem Seeschlamme verschlungen und mit fortgeführt worden seyn, wie einzelne Erfahrungen wahrscheinlich machen. So schoß man, zum Beyspiel, am Fuße des Kalkgebirges, nahe bey der Marmormühle, einen großen Marmorblock los, und eröffnete dadurch eine allenthalben verschlossene Höhle in dem festen Gestein. In dieser Höhle lag ein einzelner, ziemlich langer und starker Knochen von einem vierfüßigen Thiere. Er war nirgends mit dem Gesteine verbunden, sondern lag ganz los auf der Sohle. Auch fand man weiter gar keine lose Erd- oder Stein-arten in der Höhle. Wahrscheinlich machte der Knochen, da dieß Gestein um ihn her noch Schlamm war, mit demselben eine verbundene Masse aus, und das leere Gewölbe bildete sich erst um ihn her, als beym Verdünsten oder Abfließen des Wassers, die Kalktheile zusammenrückten.

In der Natur des kalk-artigen Seeschlamms, den diese Revolution hier anhäufte, liegt vor allen andern Erd-arten die Empfänglichkeit zur Höhlenbildung in seinem Niederschlag, wovon uns folgender Versuch im Kleinen täglich überzeugen kann. Man fülle ein Gefäß mit einem sehr wässerigten Schlamm, zum Beyspiel mit zubereitetem Kalk; fördere den allmähligen Abzug des Wassers unterwärts durch feine Oeffnungen, und oberwärts lasse man die Feuchtigkeiten von der Luft und Sonne verdünsten. Bald wird sich oberwärts eine harte Rinde bilden, und nach wenig Wochen, wenn alle Flüssigkeiten entweder verdünstet oder abgelaufen sind, wird die ein wenig gesunkene Masse voller Risse und Höhlungen.

Ganz den nämlichen Gang scheint die Natur auch in diesem Kalkgebirge genommen zu haben. Einst war es eine völlig weiche Masse, die jene Schaalenthierchen des Meergrun-

grundes einwickelte, und deren ätzende Kraft diese verschlungenen Seethiere durchfraß, und mit Ausnahme der Form ihrer Schaale, in Kalk umschuf. Die Wassertheile der Schlammmasse verdünsteten, oder sammelten sich unterwärts und liefen ab. Die austrocknende Kraft der Luft und der Sonne bildete so das Felsengewölbe, welches noch jetzt die Decke der hiesigen Höhlen ist. Indessen blieb die innere Masse noch lange weich und geschwängert mit Wassertheilchen. Aber auch diese ward endlich, durch den allmähligen Abzug des Wassers, trockner und härter. Ein solcher Abzug der Feuchtigkeiten mußte nothwendig einen leeren Raum zurücklassen. Die innere Masse fiel also zusammen, und setzte sich; die obere Rinde des Kalkberges hingegen, die schon früher durch Sonne und Luft verhärtet war, bildete eine Art von Gewölbe, das wenig nachgab, während die untere Masse sich senkte: so mußte also nothwendig hier und da ein leerer Raum — so mußten Höhlen entstehen.

Nur mit einiger Aufmerksamkeit darf man die Baumanns- und Bielshöhle betrachten, um zu finden, daß diese Erklärungsart ihrer Entstehung in ihnen selbst beurkundet ist. Man sieht ganz deutlich, daß die Sohle dieser Höhlen nachgegeben, und sich von dem Gewölbe getrennt hat, und daß die Decke oben stehen geblieben ist. Am unverkennbarsten ist dieß da, wo die Tagewasser in den größesten Massen des Deckgewölbes keine Spalten gefunden haben, um durchsiekern zu können, wo also auch kein Stalaktit sich ansetzen, und dem Marmor eine veränderte Gestalt geben konnte. Man bemerkt an dergleichen Stellen, daß die Erhabenheiten und Vertiefungen der Sohle genau in die Vertiefungen und Erhabenheiten der Decke oder des Gewölbes einpassen; ja hier und da findet man selbst — um bergmännisch zu reden — ein genau korrespondirendes Hangen-

gendes und Liegendes, deſſen Zwiſchenraum dann Höhle iſt.

Große Höhlen pflegt man übrigens, wie die Erfahrung lehrt, in keiner andern Gebirgsart, als in Kalkgebirgen, anzutreffen — ein Umſtand, der die Richtigkeit jener Erklärungsart dieſer Höhlen ebenfalls zu verbürgen ſcheint. Das Kalkgebirge des Harzes iſt eine Meile lang, und vielleicht kaum den vierten Theil ſo breit. Es iſt ſowohl unten als ſeitwärts, theils mit Granit — dieſem allgemeinen Grund- und Bodenſtein des Harzes — theils mit Schiefer, Grauwacke u. ſ. w., umgeben, und ruhet gleichſam in einem großen länglichten Keſſel, den einſt irgend eine Waſſer-revolution mit jenem kalkigten Seeſchlamme anfüllte, aus welchem es zu Marmor verhärtete. Spätere Fluthen führten darnach von höhern Bergen herab die abgerundeten Kieſel, die Letten und Lagen darüber hin; und die Länge der Zeit überzog endlich das alles mit Damm-erde, deren Fruchtbarkeit wir jetzt benutzen, bis vielleicht, nach einer Reihe von Jahrtauſenden, Mutter Natur für gut finden wird, den Harzgegenden eine andere verjüngte Geſtalt zu geben.

Fünf-

Digitized by Google

Fünfter Brief.

Inhalt.

Erste Bewohner des Harzes. — Geschichte der Katten. — Der Thüringer. — Der Franken in den Harzgegenden. — Götzendienst der alten Harzer. — Anbetung der Sonne. — Die Valhalla ihrer Tempel. — Tempel und Hayne der Ostera. — Goldene Opferhörner. — Wahrscheinlichkeiten über die mit Oster anfangenden Oerter. — Ursprung unsers Nothfeuer-aberglaubens — und des noch jetzt am Harz üblichen Osterfeuers.

Benneckenstein 1794.

Heute, theurer Freund! erlauben Sie mir einen Rückblick in die Geschichte der ältesten Bewohner des Harzes zu thun. Sie ist zwar eben so, wie die Geschichte der alten Deutschen überhaupt, in Dunkel und Nacht gehüllt: allein zuweilen gewinnt die Wahrheit auch schon durch negative Entdeckungen.

So sagt ein ziemlich allgemeines, aber darum nicht weniger grundloses Geschwätz: die Gegend des Harzes sey in der Urzeit von riesenartigen Menschen bewohnt gewe-

sen! Wenn das nichts weiter heißen soll, als: die ehemaligen Bewohner waren noch nicht wie wir jetzt, durch Kultur und Luxus kleinlich und entkräftet, sondern hatten alle die Körperkraft einer rohen, gesunden und kriegerischen Nation noch beysammen, die bey mehrerer Entwicklung und Anstrengung der Geisteskraft natürlich einschmilzt und vermindert wird: so glaube auch ich an deutsche Riesen der Vorzeit. Man scheint indessen eigentlichere Riesen im Sinn zu haben, denn man beruft sich auf die bey Schwarzfeld und in der Baumannshöhle gefundenen Riesenknochen und auf die Teufelsmauern bey Blankenburg, Thal, und so weiter. — Da kann ich nun freylich nicht beystimmen. Gründliche zu Göttingen angestellte Untersuchungen haben hinlänglich dargethan, daß jene Knochen auf das vollkommenste mit Elephantenknochen übereinstimmen. Das Räthsel aber, durch welchen Zufall diese in ein Kalkgebirge des Unterharzes hingekommen sind, soll mich jetzo nicht kümmern. Und was die sogenannte Teufelsmauer betrifft, die auf der Morgenseite von der Stadt Blankenburg ihren Anfang nimmt, so ist die, in den Augen jedes Unbefangenen — weit entfernt, ein Werk menschlicher Kräfte zu seyn — vielmehr das Werk der freylich riesenmäßigen Natur, die hier ganze Felsenlagen schichtweise übereinander in die Höhe schob. Mit der Teufelsmauer bey Thal hat es die nämliche Bewandniß. Ein ähnliches und nicht weniger täuschendes Mauerwerk der Natur erinnere ich mich, in der Nähe des Zackenfalls, ohnweit Schreibersaue im Riesengebirge gesehen zu haben. Aber dort, wo dergleichen zufällige Erzeugnisse der Schöpfung nichts neues sind, kömmt es auch niemanden in den Sinn, eine solche allerdings auffallende Felsenwand für den Bau menschlicher Riesen zu halten.

Man

Man schwatzt ferner von den Chaucen, von Bructerern, von Cheruskern, die kurz vor — und bald nach dem Anfange der christlichen Zeitrechnung die Harzgegenden bewohnt haben sollen. In Beziehung auf den Harz wissen wir indessen aus den frühesten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung mit urkundlicher Gewißheit wenig oder gar nichts. Nur das ist nicht zu bezweifeln, daß die alten Cheruskер unter andern auch im Magdeburgischen die Elbufer bewohnten, als nach Drusus Tode dessen Bruder Tiberius mit der römischen Macht bis dahin vordrang — daß die Katten — nach dem Tacitus — den Cheruskern zur Seite in dem jetzigen Hessenlande hauseten, und diese beyde kriegerische deutsche Völkerstämme, den Harz begränzten. Wahrscheinlich bauеten sich die Katten nach und nach auch immer tiefer in den Harzwald hinein an. Dieß scheint wenigstens die Wortforschung zu beurkunden. Da finden wir rund um den Harz herum bey Blankenburg ein Dorf mit Nahmen Kattenstädt; bey Osterode einen Kattenstein; bey Goslar einen Kattenberg; bey Schöppenstädt eine Kattenwiese und einen Kattenborn — die Forstörter Kattenklint, Kattenkopf ꝛc. Auch grub man bey Goslar vor nicht langer Zeit Urnen aus, in deren einer eine Pergamentrolle lag, von deren Charakteren unter andern das Wort Catt lesbar war.

Im dritten und vierten christlichen Jahrhunderte mußten die Katten hier ihren Ueberwindern, den Thüringern weichen; diese bemächtigten sich der ganzen Harzgegend, und nannten den nördlichen Theil derselben, worinn unter andern Blankenburg liegt, Nordthüringen. Lange blieben sie indessen hier nicht; sie wurden jenseits des Harzes verwiesen. Thüringer, Sachsen und

Franken, drey mächtige Völkerschaften, im Herzen Deutschlands traten jetzt auf den Schauplatz; und die letztern setzten sich unter andern auch an dem Harze fest. Von den Franken, welche Karl der Große mit den Sachsen auf dem Harze verband, führen die Frankenscharen, jene Gegend um Klausthal, wo die Hütten stehen, noch jetzt den Nahmen. Sie betrieben den Bergbau, weshalb sie in den Urkunden Montani, die Sachsen hingegen Sylvani genannt werden. Aus der Geschichte des hiesigen Berg- und Hüttenwesens erhellet, daß die Bergwerke auf dem Harze zu Karls des Großen Zeiten im Gange gewesen, hernach aber liegen geblieben, und im zehnten Jahrhunderte, bey Gelegenheit die Entdeckung der Rammsbergischen Erze, wieder in Gang gebracht worden sind. Bekanntlich war Karl ein eben so mächtiger Bekehrer der Heiden zur Christentaufe, als Völkerbezwinger. Auch die Harzgegenden bezeugen ihm das. Unter andern machte er im Jahr 780 zu Harzburg dem Götzen Krodo das Garaus; errichtete daselbst ein christliches Bethaus; legte bey Helmstädt ein Kloster an, und stiftete ein Jahr später zu Osterwick (damals Salingstädt oder Seligenstädt genannt) ein Bisthum, das im Anfange des neunten Jahrhunderts nach Halberstadt verlegt wurde.

Bey dieser Gelegenheit ein Paar Worte von den in den umliegenden Gegenden einst angebeteten deutschen Götzen; freylich fehlt es an urkundlichen Nachrichten von dem ganzen Umfange der Göttergeschichten der Deutschen überhaupt, und jener Gottheiten insbesondere, welche die Bewohner der Harzgegenden theils mit andern gemein gehabt, theils für sich allein verehrt haben. Indessen finden sich doch auch hier mehr Ueberreste des heidnischen Götzendienstes, als

irgend-

irgendwo, und mancherley Fingerzeige in deutschen Schriftstellern darüber.

J. Cäsar sagt uns nur, daß die Deutschen, so weit er sie kennen gelernt habe, nur dergleichen sichtbare Dinge göttlich verehrt hätten, von denen sie augenscheinlichen Nutzen hätten, zum Beyspiel, die Sonne, den Mond, das Feuer.*) Tacitus hingegen erzählt uns, hundert und dreyßig Jahre nach Cäsar, schon von mehrern andern Gottheiten, welche die Deutschen damals anbeteten. Ihm zu Folge opferten sie nicht nur dem Herkul, dem Mars, sondern selbst der Isis, die den Weg aus Aegypten nach Deutschland durch des Sesostris Eroberungen in Europa, besonders in Thracien, gefunden haben müßte; dem Merkur brachten sie, nach seinen Geschichtbüchern, an gewissen Tagen Menschenopfer; auch dem Tuisko und dessen Sohn Mann besangen sie als Gottheiten, und unter dem Nahmen Hertha beteten sie die Erde an.**)

Das letztere ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch das erstere? — Die alten Deutschen, welche die Römer, und deren Joch so von ganzem Herzen hasseten, sollten römische Gottheiten unter sich eingeführt haben, da es ihnen nicht an eigenen fehlte? Ich zweifle! Vielleicht legte Tacitus deutschen Nationalgottheiten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit gewissen Römischen, nur römische Nahmen bey. Vielleicht nannte er den von den Deutschen vergötterten Helden Tuisko oder den Armin — Mars.

*) De Bello Gall. Lib. VI. Cap. XXI.
**) De Mor. Germ. C. II. 2. 9. 40.

Digitized by Google

Daß die Deutschen, — nahmentlich die Einwohnwohner des Harzes, die Sonne anbeteten, davon werden im Blankenburgischen hin und wieder Spuren angetroffen. Auch gereicht die dankbare Verehrung dieses allbelebenden prächtigen Himmelskörpers den Einsichten und Empfindungen eines noch rohen Volks zur wahren Ehre. Wirklich muß auch der Sonnendienst in der Natur des ungebildeten Menschen gegründet seyn, da er seit Zoroaster, fast unter den Völkern aller Weltgegenden je einmal Statt fand.

Hier im Harze findet man eine Menge Schlösser und Klöster, Berge und Aecker, die in ihren Nahmen: Sonnenberg — Sonnenburg — Sonnenfeld — Sonnenbreite — Sonnenwald — Sonnenhorn — Sonnenstein und so weiter, noch an den ehemaligen Sonnendienst zu erinnern scheinen. Auch hält man dafür, daß auf dem St. Annenberge bey Helmstädt der aufgehenden Sonne geopfert worden sey. Wenn dieß indessen auch nicht zu erweisen seyn sollte, immer bleibt das noch jetzt daselbst vorhandene Denkmahl des Alterthums ehrwürdig und bemerkenswerth. Fünf große Steine, deren jeder ein längliches Viereck ist, sind hier dergestalt auf einer Grundlage errichtet worden, daß zwischen jedem auf der langen Seite ein Zwischenraum ist. Der vierte ist zur Hälfte, der fünfte aber mit seiner Grundlage bereits ganz umgefallen. Der Platz, auf welchem dieß Alterthum steht, hatte einst eine Einfassung, die ein längliches Viereck bildete, und wovon noch jetzt einzelne Steine aus der Erde hervorragen. Da man innerhalb dieser Einfassung beym Nachgraben, Gebeine, Kohlen und Asche gefunden hat, so mag hier zugleich ein Begräbnißplatz der alten Heiden gewesen seyn.

Deutlichere Merkmale des ehemaligen Sonnendienstes hat das Fürstenthum Blankenburg in seinen vielen noch jetzt sogenannten Sonnenbreiten und Sonnenburgen aufzuweisen. Besonders sind bey der Sonnenbreite des Blankenburgischen Stadtfeldes sichtbare Spuren davon vorhanden. Noch jetzt ist die Anhöhe am Fuße des Sassenberges von einem uralten Grundgemäuer umgeben, das vielleicht einst das Bild oder den Altar der Sonne umschloß. In dem darneben gelegenen Acker werden noch immer eine Menge sehr alter Baumaterialien zu Tage gebracht. Allenthalben zieht sich altes Mauerwerk bis an die Sonnenbreite hin. Die vielen, neben jener eingefaßten Anhöhe ausgepflügten, fast schon ganz aufgelöseten Knochen können die Reste der Sonne dargebrachten Opfer seyn. Bekanntlich waren ihr die Pferde vorzüglich geheiligt, aber auch Menschenopfer brachte man ihr.

Noch bedeutungsvoller ist der Sonnenberg mit seiner zum Götzendienst so bequemen Ebene bey Thale im Vorharze, weil er auch eine Valhalla — jetzt hier Valehölle genannt — hat. Ein solches heidnisches Elisium Valhalla, welches disseits der Gräber immer in einer vorzüglich reizenden Gegend seyn, und wo möglich die Ansicht einer zauberischen Landschaft verstatten mußte, war unsern Vorfahren ein Vorschmack der Freudengenüsse nach dem Tode, auf welche die Opferpriester denen, welche ein Opfer darbrachten, eine so versinnlichte Anweisung gaben. Eine äußerst zweckmäßige Gewohnheit, deren sich Menschen, die immer sinnlich bleiben, eben nicht schämen dürfen, und die immer mehr Sinn und Gefühl für die reinern Freuden der schönen Natur zu erkennen geben, als man unsern übrigens rohen Vorfahren hätte zutrauen sollen. — Bey Blankenburg neben dem Bielsteine, in der

Wienröder- und Hohegeißer Forst, desgleichen bey der Roßtrappe, führen gewisse Forstörter noch jetzt den Nahmen Walhalla, und man kann von ihnen allemal die sichere Schlußfolge machen, daß nahe dabey der Sonne geopfert ist, zumal da die Berge und Flächen ihrer Nachbarschaft ebenfalls noch jetzt die Nahmen der Sonnenberge und Sonnenbreiten führen.

Die Wahalla bey Blankenburg, deren Ebene für viele hundert Personen Raum hat, gewährt eine vortreffliche Hinsicht ins Braunschweigische, Halberstädtische und Magdeburgische, wo Berge und Thäler, Wiesen, Holzungen und Kornfelder auf das Angenehmste abwechseln. Bey Wienrode und Hüttenrode hingegen haben die Sonnenberge und deren Ebenen nicht mehr ihre ehemalige Gestalt, weil man theils nach und nach mit dem Pfluge bis dahin gekommen ist, theils Eisensteingruben daselbst aufgenommen hat.

Unsere altdeutsche Vorfahren verehrten aber die Sonne theils unter dem Bilde einer hellauflodernden Flamme, theils in der Gestalt eines alten Mannes, der auf der Brust ein flammendes Rad hatte, und dessen Kopf mit feurigen Strahlen umgeben war. Auch der Mond war ihnen heilig, und sie setzten dessen Verehrung dem Sonnendienste an die Seite. Die Sonne — Sol — die unter andern auch zu Soltwedel in der Altmark verehrt und deren Dienst daselbst von Karl dem Großen gestöhret wurde — ist vorzüglich an dem ihr gewidmeten Sonntage, dem sie den Nahmen gegeben, angebetet worden, so wie hingegen dem Monde der Montag geheiligt war. Nach dem Scheine des Mondes wurden die wichtigsten Geschäfte geordnet und unternommen.

Die

Die Zeit des Neu- und Vollmonds hielt man für die glücklichste. Insbesondere lieferte man vor dem Neumonde keine Schlacht. Man verehrte den Mond in der Gestalt einer Frauensperson in einer Haube, und mit dem Bilde des Mondes auf der Brust. Man stellte sie als Waldgöttinn unter dem Nahmen Ostera, Ostra, Ostar und Eastar in geheiligten Hainen auf. Bey ihrem Dienste, so wie auch beym Anbeten der Sonne bediente man sich unter andern eines heiligen Horns, dergleichen ein glücklicher Zufall einige auf uns gebracht hat. Sie sind das wichtigste Alterthum, das von unsern deutschen Vorfahren je auf uns gekommen ist, theils wegen der daran befindlichen Runenschrift, theils wegen der hyeroglyphischen Figuren, welche manchen belehrenden Wink über ihre Götterlehre enthalten.

Die beyden ältesten und bedeutungsvollsten von diesen deutschen Opferhörnern wurden beym Dorfe Galhus, ohnweit Tundern, vier Meilen von Schleßwig gefunden, wo einst die Cimbrer hauseten. Das eine im Jahr 1639, das andere 1734.

Jenes hatte die Länge einer Elle, und besteht eigentlich aus einem Doppelblech von dem feinsten Golde. Das inwendige ist ein Ganzes; das äußere hingegen ist aus eilf verschiedenen Stücken zusammengesetzt. Ein jedes derselben ist durch einen Ring an dem benachbarten, und sie alle an dem untern Bleche so befestigt, daß sie an demselben übereinander geschoben werden können. Zwischen den Ringen steht rundherum eine roheingegrabene Bilderschrift, deren Figuren theils ganz ausgebildet sind, theils nur im Umrisse dastehen: Schlangen — Engel, die einen Wolf um etwas zu bitten scheinen — Fische, auf denen pickende Adler

oder Geyer stehen — eine Priesterinn, die einem Menschen den Bauch aufschneidet — mehrere Centauren ähnliche Bilder — ein zum Himmel blickender bärtiger Menschenkopf mit einem Hundeleibe — ein auf einem Fisch stehender Mann — Satyrs mit Sichel und Axt — ein bärtiger Priester im langen Kleide mit einem Opferhorne in der Hand — ein Thier, auf welches einer einen gespannten Bogen, und ein anderer zwey Dolche bereit hält — ein Opferpriester, der auf einem Pferde ohne Sattel reitet — Wölfe — ein von zwey Menschen gehaltener Spiegel mit Schlangen und Fischen, nebst Figuren, die man mit Zauberinstrumenten vergleichen möchte — ein gehörnter blinder Kopf — viele Sterne — Todtenknochen, und so weiter.

Das zweyte fast auf dem nämlichen Fleck bey Tundern gefundene ebenfalls goldene Horn ist nicht ganz so groß als jenes, wiegt aber dennoch sieben Pfund und eilf Loth. Es hat eine dem vorhin beschriebenen ähnliche Einrichtung und Verzierung mit Hyeroglyphen, aber nur sechs Ringeabtheilungen. An der sechsten scheint der Rand, und vielleicht noch mehreres zu fehlen. Der erste Ring hat die Eigenheit, daß er mit dreyßig wahrscheinlich runischen Schriftzügen umschrieben ist, welche Grauer also entziffert hat: Mühltonerns Helligdomshorn in to pipen. *) Nicht weniger bedeutungsvoll ist folgende eigenthümliche Verzierung des zweyten Ringes: Zwey einander ähnliche Menschengestalten, wahrscheinlich Priester der Sonne, halten in der rechten Hand einen Dolch, und

*) Das heißt: Heiligthumshorn der Stadt Tundern, (auch Meltundern genannt) um darauf zu blasen.

und in der linken einen Reif mit dem Bilde der Sonne! Diese Darstellung ist mit Nietnägeln angeheftet, und der erhaben gearbeitete Leib ist ein wenig ausgehöhlt, wahrscheinlich um eine Kette zum Aufhangen des Hornes dadurch zu ziehen.

Daß diese Hörner heidnische Denkmäler von sehr hohem Alter sind, beweiset unter andern die Figur des ohne Sattel reitenden Priesters. Bekanntlich sind die Sättel erst in der Mitte des vierten Jahrhunderts, unter den Söhnen Constantins des Großen in Europa eingeführt. Zugleich scheint die Figur, wo eine Priesterinn dem menschlichen Schlachtopfer den Bauch aufreißt, die Versicherung des Strabo, (L. VII.) und einiger andern, daß unsere deutsche Vorfahren grausam genug waren, auch Menschen zu opfern, außer allen Zweifel zu setzen.

Doch ich kehre zur Göttinn Ostera zurück. Sie muß nicht bloß in den Harzgegenden, sondern in ganz Niedersachsen göttlich verehrt worden, und jenes geheiligte Horn muß, eben so ausgebreitet, ein wesentliches Opferinstrument der Deutschen gewesen seyn. Denn in beyden Wörtern: Ostera und Horn, scheint der Ursprung vieler bis auf uns gekommenen Ortsbezeichnungen zu liegen. Ohnweit Tundern, wo jene Hörner gefunden sind, finden wir noch jetzt ein Osterby. — Bey Stendal liegt ein Osterburg und Osterholz — bey Bremen ein anderes Osterholz und ein Heilshorn, in deren Nähe auch die alten Opfersteine noch vorhanden sind. Ein drittes Osterholz liegt im Lüneburgischen, nahe bey Manhorn, das heißt: Horn des Mahns oder Mondes — Bogshorn, das heißt: Gotteshorn, liegt neben dem

dem Osterwald, — Auch bey Hannover liegt ein Gotteshorn und zwey Stunden davon das Dorf Osterwald. — Ferner der Osterborn und Osterbeck zu Kelm, wo auch ein Ostertempel, jetzt Pascheborg genannt, gestanden hat. — Die Osterwiese beym Dorfe Thiede. — Horn, eine Gegend bey Hannöverisch Loccum, wo auch ein Osterberg und das Dorf Osterode ist. — Horn, eine uralte Stadt im Lippischen, an dem schon im Tacitus (Annal. L. I. C. LX.) nahmhaft gemachten Teutoburgischen Walde; in deren Nähe die Eosterſteine und das Osterholz liegen. — Osterode und Horn, Hornburg und Osterwick.*) — Endlich in den Harzgegenden: der bey Quedlinburg gelegene Osterberg; das Osterholz unter Heimburg; der Osterstein beym Reinstein; die Osterkirche bey Stiege; der Osterwinkel bey Elbingerode. — Alle diese Nahmen bestätigen den Götzendienst der Ostera. Auch selbst in Obersachsen finden sich dergleichen etymologische Spuren von ihrer Verehrung, von denen ich hier bloß das vor Gera gelegene gräflich Reußensche Schloß Osterstein auf dem Berge im Hayne anführen will.

Zu Osterode am Harz hatte Göttinn Ostera, einer Volkssage zufolge, ihren Stand-ort vor dem Harzthore, da, wo auf einem Hügel ein Steinhaufen und ein über die Hälfte eingefallener Thurm steht, der die alte Burg genannt wird.

Das

*) Wik heißt bey den alten Deutschen, wie noch jetzt im Englischen — ein Flecken. Derjenige Flecken, den Herzog Bruno zur Stadt Brunswik erweitert, wird noch de olde Wik, — vicus vetus — genannt.

Das Osterholz unter Heimburg, worinn die Lisekenhöhle ist, auch noch viele alte Grundmauern vorhanden sind, ist nur ein Theil des der Ostera geheiligten Hayns; vormals erstreckte er sich bis um das Schloß Heimburg, welches daher auch in alten Urkunden richtiger Haynburg geschrieben wird. Nach einer mündlichen Ueberlieferung, war die sogenannte saure Wiese daselbst der Stand-ort des Götzenbildes und Altars, wahrscheinlich also auch des Götzentempels, zumal da ein daselbst gestandenes, schon längst wieder eingegangenes Dorf den Nahmen Göddenhusen, das heißt: Götterhaus — geführt hat.

Der Osterstein im blankenburgischen Felde, an der Ostseite des Reinsteins, hat achtzehn Fuß Höhe und vierzig Fuß im Durchschnitt; sein mit Rasen bedeckter Umkreis zieht sich vom Felde sanft hinan. Der Felsen ist behauen, und die Löcher sind noch jetzt sichtbar, worinn wahrscheinlich das Götzenbild befestigt war.

Die Osterkirche heißt eine Stelle bey der zum Amte Stiege gehörigen Schäferey, wovon die allgemeine Sage gehet, daß daselbst ein Götzentempel gestanden habe. Im Jahre 1781 wurde auf dieser Stelle gegraben, um Schutt und Steine zu Wegebesserung zu bekommen. Man fand bey dieser Gelegenheit drey Ellen tief in der Erde ziemlich große Steine, und nach der Brücke hin, förmliches Mauerwerk, das dreyßig Fuß im Umkreis hatte, in der Mitte hohl war, und in Vergleichung mit dem Uebrigen, wahrscheinlich der Göttinn zum Stand-orte gedient hatte. Der dazu gehörige, ihr geheiligte Hayn oder Hagen — denn nach Adelung, wurde Hayn auch Hagen (vom Hegen) genannt — erstreckte sich bis jenseits der Stadt Hasselfelde, wo der Hagenbach, das Hagenbruch, die Ha-

Hagenmühle und das Hagenfeld noch bekannt sind. Auch stand daselbst, nach alten Urkunden, ein Dorf Nahmens Hagen.

Der Göttin Ostera wurde im Monat April ein Fest gefeyert, wovon derselbe den Nahmen Ostermonat bekam, den er auch beybehielt, als Karl der Große den Monaten Deutsche Nahmen beylegte.

An diesem Feste wurde ein Osterfeuer angezündet, dessen Feuerbrände man in Gärten und Felder, so wie auch unter das Vieh, hinwarf; man glaubte nämlich, dadurch theils die Raupen und andere schädliche Insekten von den Gärten, Feldern und Holzungen zu entfernen, theils ansteckende und andere Krankheiten vom Viehe für das laufende Jahr abzuwenden.

Ungeachtet dieser ächt-heidnische Gebrauch schon im Jahr 742 auf der ersten Deutschen Kirchenversammlung zu Regensburg ernstlich verboten wurde: so hat er sich doch auf eine doppelte Art noch bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Fürs erste pflegt man im Magdeburgischen hier und da noch ein sogenanntes Nothfeuer zu machen, und das Vieh, besonders die Schweine, gewaltsam und räsch durch dessen Flamme zu jagen, wenn eine gefährliche Seuche unter demselben ausgebrochen ist. Man will wissen, daß das Sterben des so geängstigten Viehes dann aufhöre. Ich erinnere mich, ein solches heidnisches Schauspiel in meiner Vaterstadt, einem magdeburgischen Landstädtchen, mit angesehen zu haben. Ein hochweiser Magistrat daselbst hatte nämlich im Jahre 1769 dieß Nothfeuer, zu Gunsten der krankenden Schweineheerde der Stadt, aus vorsorglicher Milde zu veranstalten für nützlich erachtet. Allein ungeachtet man nichts Wesentliches dabey ver-

versehen hatte, starben die Schweine nach wie vor. Man zündete, ganz nach dem fortgepflanzten Gebrauche der altheidnischen Deutschen, an zwey Pfählen, die stillschweigend beym Aufgange der Sonne in die Erde gegraben waren, das Feuer an; doch nicht auf die jetzt gewöhnliche Art, mit Stein und Stahl, sondern mittelst hanfener Stricke, die um die Pfähle so lange fest herumgezogen wurden, bis das Holz, mittelst der Reibung, Feuer fing, und der ganze Holzstoß sich entzündete. Schwerlich würden unsere heidnischen Urväter beim jedesmaligen Anzünden eines Feuers sich so, wie hier meine lieben Landesleute, gequält haben, wenn ihnen der Gebrauch des Feuerstahls so bekannt wie uns gewesen wäre, und sie nicht nothgedrungen ihre Zuflucht zur Reibung des Holzes mit einer weichern feuerfangenden Masse hätten nehmen müssen. Aber das muß ich dafür auch jenem aufgeklärten Magistrate und seinem Nothfeuer, zur Steuer der Wahrheit, nachsagen: es war eine prächtige heilige Flamme, die das liebe theure Holz der Bürgerschaft verzehrte!

Die zweyte Art, wie sich jener heidnische Opfergebrauch bis auf unsere Zeiten, abergläubigen Andenkens! erhalten hat, besteht darinn, daß man nicht bloß im Harze selbst, sondern auch auf den Bergen der umliegenden Gegend, am Abend des ersten Ostertages ein noch immer sogenanntes Osterfeuer anzündet, obgleich die jungen Bauerkerls, welche es zu thun pflegen, selbst nicht mehr wissen, warum sie es so eigentlich thun. In unserm holzsparenden Jahrzehend erneuern zwar die Regierungen, zum Beyspiel die Halberstädtische, das Verbot dieses nutzlosen Gebrauchs von Zeit zu Zeit, allein es unterbleibt dennoch nicht; und die jungen christlichen Bursche, die kein Holz zu dem Opferfeuer des leidigen Teufels hinzuschleppen haben, wälzen wenig-

nigstens eine ledige Theertonne den nächsten Berg hinauf, stecken sie auf eine in der Erde befestigte Stange, zünden sie an, und hüpfen und jubeln mit ihren Dirnen in jugendlicher Fröhlichkeit um die flammende Erleuchtung herum. Fragt man sie, was sie mit dem Feuer so eigentlich sagen wollen; so antworten sie: „Unsere Väter und Urgroßväter haben's auch so gemacht.“ Der nämliche Gebrauch, ein solches Osterfeuer anzuzünden, herrscht auch in dem größten Theile von Schlesien und in den böhmischen Gebirgen noch. Ich erinnere mich, daß einer meiner dortigen Freunde, Herr Gr. v. S., in eine Klage darüber verwickelt wurde, weil er seinen Unterthanen die erbetene Erlaubniß dazu ertheilt, und vergessen hatte, zugleich auch dafür zu sorgen, daß dieß Feuer in der gehörigen, völlig unschädlichen Entfernung vom Dorfe angezündet würde.

Vielleicht ist die im Harze verehrte Göttinn Ostera die nämliche, welche in Lüneburg — Lunaeburg — und bey Gardeleben, unter dem Nahmen Isis und Luna, angebetet wurde. Das Götzenbild stand auf einer Säule, hatte lange Ohren, und hielt einen vergoldeten Mond vor sich. Der Isis Tempel bey Gardeleben hieß Ilrim, und die Burg derer von Alvensleben, welche nachmals daselbst erbauet wurde, führt noch bis auf den heutigen Tag den Nahmen Isrimsnippe.

Von den übrigen Harzgötzen und deren Tempelruinen künftig.

Leben Sie wohl!

Sechs-

Sechster Brief.

Inhalt.

Die Harzgötzen und Trümmer von ihren Bildnissen und Altären: Hertha; — Krodo; — Lahra; — Jecha; — Sulze; — Trude; — Bennike; — Püstrich; — Thor; — Stuffo. — Die Wendische und Sächsische Götzen: Wodan; Freya; — Sater; — Irmensul; — Thies; — Bilbog; — Czernibog; — Radegast; — Svantevit; — Flins; — Kobold; — Nixe; — Triglaf und Ben. — Die Druiden; — Tempel der Tantana; — Die Alrunen. — Erste Christen am Rhein und im Harz. — Bonifacius und Karl der Große. — Tempel der Isis zu Gardeleben und Lüneburg. — Aufhebung des Leichenverbrennens. — Uraltes Taufformular der Sachsen.

Goslar, 1794.

Ich habe Ihnen, lieber Freund! im letzten Briefe von den Spuren der göttlichen Verehrung der Sonne und der Ostera, oder des Mondes, einige Nachricht gegeben; heute werde ich Ihnen die hiesigen Ueberbleibsel von der Anbetung der übrigen Deutschen Götzen kurz beschreiben.

Ein dritter, von den heidnischen Sachsen verehrter Götze war der Waldgott Biel. Von ihm scheint man

Digitized by Google

nicht bloß Förderung des Wachsthums der Forsten, sondern auch Schutz für die Holzhauer gegen wilde Thiere, erwartet zu haben. Daher ließ man von seinen Priestern die Beile weihen. Das Beil (im Niedersächsischen det Biel) ist also wahrscheinlich die Veranlassung des Nahmens dieses Götzen. Es scheint, daß der Cimbrische Götze Biel einige Aehnlichkeit mit dem Saturn der Römer gehabt habe. Andre wollen indessen, man hätte durch dieß Götzenbild die ganze Natur vorstellen wollen. Gewiß ist es, daß der Biel auf dem Harze in einem hohen Ansehen stand, und daß verschiedene nach ihm genannte Berge, auf denen er einst verehrt wurde, sein Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten haben. — Der Dornenbiel, Eichenbiel, Espenbiel und Steinbiel bey Heringen; der Bielstein und die Bielshöhe bey Ilefeld; der Steinbiel in der Zorgerforst; und die Bielsteine bey Blankenburg, Altenbrack und Rübeland — sind Berge, welche von dem darauf verrichteten Bielsdienste ihren Nahmen haben.

Wie fest die Herzen der Harzbewohner unter andern auch an dem Götzen Biel gehangen haben, beweiset folgende Anekdote aus der Lebensgeschichte des Bischofs Bonifacius. Als ihnen dieser Apostel der Deutschen das Evangelium von Jesu verkündigte, vertrieb er unter andern auch den Götzen Biel von der Bielshöhe, einer Klippe des Bielsteins bey Ilefeld. Kaum aber hatte sich der Bischof von diesem Orte, wo er lauter aufrichtige Christen zurück zu lassen glauben mochte, wieder entfernt: so wurde der Götze wieder hervorgesucht, aufgestellt, und nach wie vor, göttlich verehrt. Bonifacius kehrte zurück, und ließ in seinem Feuer-eifer den Götzen zermalmen; aber die Harzer suchten nach seiner abermaligen Abreise

auch

auch die kleinsten Stückchen ihres zertrümmerten Bildes zusammen, und beteten glaubensvoll auch diese noch an. *)

Diese Anekdote entspricht ganz der Starrköpfigkeit, welche selbst noch vor ungefähr vierzig Jahren unter den Einwohnern zu Ilefeld und einiger benachbarten Dörfer geherrscht haben soll. Auch sind sie, und die Einwohner des fürstlich-blankenburgischen Orts Stiege, der sonst in Absicht der geistlichen Pflege zum Domstift Halberstadt gehörte, von den Sachsen am spätesten gänzlich zum Christenthume übergegangen. Leukfeld führt in seinen Halberstädtischen Alterthümern an, daß selbst in den Jahren 860 — 862 noch viele Heiden im Bisthume Halberstadt gewesen wären.

Auf dem Bielsteine bey Blankenburg, einem Berge in der dortigen Forst, trifft man auf der Morgenseite der Schießhütte eine Ebene mit abgetheiltem länglichen Vierecke, und mit altem Mauerwerke an. Vielleicht stand hier die Wohnung der Götzenpriester; denn funfzig Schritte davon, gegen Morgen, liegen auf einem Felsen, in welchen der Blitz eingeschlagen hat, noch die Zerstörungen uralter Anstalten, wahrscheinlich für den Götzen selbst, vor Augen. Eine Seite des Felsens ist behauen, eine andere ist jener durch Mauerwerk gleich gemacht worden, und unter den Trümmern sind viele behauene Steine. Die Ruinen eines alten Schlosses können es wenigstens nicht seyn, theils weil der Umfang dieses Felsen viel zu klein dazu ist, theils weil weder Urkunden noch mündliche Ueberlieferungen das geringste von einem daselbst gestandenen Schlosse besagen.

*) Zeitfuchs Stollbergische Kirchen- und Stadtchronik. S. 208 — Leuxfeldii Antiqu. Ilfeld. p. 2.

Nimmt man dagegen an, daß Götze Biel und sein Altar hier gestanden hat, so bekommt diese Meinung durch das, einen Büchsenschuß weiter gegen Osten gelegene Walhalla einen an Gewißheit gränzenden Grad der Wahrscheinlichkeit.

Auf dem Bielsteine bey Rübeland, vor dem Eingange zur Bielshöhle, kommt unsern Nachspürungen des hiesigen Heidenthums noch die allgemeine Volkssage zu statten: daß daselbst vormals ein Götze, Nahmens Biel, verehrt worden sey. Die Stelle, wo er gestanden haben soll, zeigt sich gleich beym ersten Anblick ihrer angeblichen Bestimmung angemessen. Sobald man den Rasen hier und da abstößt, kommt das uralte Mauerwerk selbst, welches die Ebene des Stand-ortes des Götzen befestigt hat, zum Vorschein. Hinter diesem Stand-orte findet man noch die Grundmauern von der ehemaligen Priesterwohnung, vor demselben aber das Mauerwerk zweyer eingefaßten Ebenen.

Göttinn Hertha (Ertha, Aertha, Berthe, Erde, Erdmutter) war eine der vorzüglichsten Gottheiten der alten Deutschen, und die Gemahlinn des Krodo, dieses Vaters der Menschen. Sie soll unter andern auf dem Brocken verehrt worden seyn, und zu Hertesburg, einem ehemaligen pommerschen Orte, unweit Strahlsund, einen Tempel gehabt haben. Ihre Priester gaben vor, daß die Göttinn sich zu gewissen Zeiten unter den Menschen befinde, und auf deren Sachen Achtung gäbe. Ihr Bildniß wurde, sitzend auf einem Wagen, in dem ihr geheiligten Hayne sorgfältig mit Kleidern verhüllt, und außer ihren Priestern war es Niemanden verstattet, es anzurühren. Wenn diese zu bemerken vorgaben, daß sich der Geist bey dem Bilde einfinden wolle: so spannten sie mit großer Ehrerbietung zwey Kühe vor den Wagen, und lie-

ließen dieselben gehen, wohin sie wollten. An dem Orte, wo sie stille standen, wurde ein großes Fest angestellt, und jedermann mußte dabey alle Kriegsgedanken vergessen, und fröhlich seyn. Wenn die Göttinn wieder davon fahren wollte, das heißt, wenn ihre Priester merkten, daß das versammelte Volk gegen ihr Possenspiel gleichgültig zu werden anfing: so brachten sie das Götzenbild an einen abgelegenen See, und badeten es nebst dem Wagen und den Kleidern, womit es verhüllt war. Die Fuhrleute wurden wohlbedächtig ersäuft, damit sie den Betrug nicht entdecken konnten. *)

Ein fünfter, von den Harzbewohnern angebeteter Götze, hieß Krodo — das ist, wie Einige glauben, de Grote (Odom), weil ihn die alten Deutschen für den Vater der Menschen, so wie die Erde — de grote Hertha — für seine Mutter hielten. Der Götze stand auf dem nämlichen Berge, wo Kaiser Heinrich der Vierte, im Jahre 1068, das Schloß Harzburg erbauete. Auch bey Gardeleben wurde Götze Krodo göttlich verehrt, und dessen Bildniß von Karln dem Großen zerstört. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magrem Angesichte, langem Barte und enthlößtem Haupte; mit den bloßen Füßen stand er auf den stachlichten Rückenflossen eines Barsches; in der linken Hand hielt er ein Rad, und in der rechten einen Wasser-eimer voller Blumen, Obst und anderer Früchte. Der lange Rock, den er trug, war mit einer weißen leinenen Binde um den Leib gegürtet. Ob der, alles verschlingende Hecht auf die alles unterjochenden Rö-

*) S. C. Zickermanns historische Nachrichten von den alten Bewohnern in Pommern und deren Religion. Stettin, 1724.

mer hindeute, und ob das Rad das Sinnbild der in Eins verbundenen Deutschen Völkerschaften darstelle, lasse ich dahin gestellt seyn.

Der metallene Altar des auf der Harzburg verehrten Krodo wird, als eins der merkwürdigsten Deutschen Alterthumsstücke, in Goslar verwahrt. Er besteht aus einem länglichten Viereck — drey Fuß, zwey Zoll lang, drittehalb Fuß breit, und zwey Fuß, sieben Zoll hoch. Er wird von vier metallenen Götzenfiguren getragen, ist inwendig hohl, und auf den Seiten durchbrochen. Auf diesem Altar liegt ein eingefaßter Marmorstein mit einem eingehauenen Kreuze, zum Zeichen, daß derselbe bey Einführung des Christenthums zum christlichen Gebrauche eingeweihet worden ist. Das Götzenbild selbst, welches Karl der Große im heiligen Eifer den groten Dübel — den großen Teufel — nannte, ist von demselben im Jahre 780 zerstört worden. *)

Ferner wurde der Lahra, einer Harzgottheit weiblichen Geschlechts, durch Bonifacius das Garaus gemacht. Das einzige bis auf uns gekommene Denkmal, welches sie hinterlassen hat, dürfte das Schloß Lohra im Hohensteinschen seyn, wo ihr geopfert worden seyn soll.

Göttinn Jecha, der die Harzer und Thüringer so lange dienten, bis Bonifacius im Jahre 714 auch die-

*) In einer Urkunde, welche die Belehnung Herzogs Julius mit der Grafschaft Hohenstein enthält, kommt der Heydenstieg beym Crodenberge vor; und in einem Gränzbriefe des Klosters Walkenried wird der Crodenbach zur Gränze gesetzt. Siehe Eckstrom. Chron. Walkenr. p. 216.

dieſes Götzenbild zerbrach, gab dem längſt zerſtörten Schloſſe Jechaburg, und dem Dorfe Jecha (Jiecha) bey Sondershauſen, den Nahmen. Ihr Hayn war eine bergigte Gegend nahe dabey, und heißt jetzt Haynleite, und Hegenleite.

Dem Götzen Sulze war eine Waldung unweit Hohegeiß gewidmet, welche von ihm den Nahmen Sulzehagen (Sulzehayn) bekam. Das Götzenbild ſoll in dieſer Gegend unter einer ehrwürdigen Eiche im hohenſteinſchen Walde verehrt worden ſeyn.

Von einer Göttinn Truda zu Trudenſtein, und einem Götzen Bennike zu Bennikenſtein, findet man in keiner ſchriftlichen Nachricht etwas Gewiſſes. Wenn aber eine mündliche Ueberlieferung ausſagt, daß zwiſchen Bennikenſtein und Tanne ein Götzenbild geſtanden habe, ohne daſſelbe nahmhaft zu machen: ſo iſt das zwar nicht unwahrſcheinlich; aber zweifelhaft bleibt es darum immer noch, ob dieſer Götze Bennike geheißen habe.

Nicht weniger ungewiß iſt es auch, ob man das Standbild des Püſtrich unter die am Harze verehrten Götzenbilder rechnen dürfe. Man fand daſſelbe auf dem verfallenen ſchwarzburgiſchen Schloſſe Rothenburg, bey dem Städtchen Kelbra. Jetzt wird es im Schloſſe zu Sondershauſen aufbewahrt. Es iſt aus einer Zuſammenſetzung von Eiſen und Kupfer gegoſſen, wiegt ſechs und ſiebenzig Pfund ſchwer, und iſt inwendig hohl. Es hat die Geſtalt eines dickleibigen Knaben, der auf dem linken Beine knieet, und in dieſer Stellung zwey Fuß hoch iſt. Des Knaben rechte Hand liegt auf dem Kopfe, die Finger der linken aber ſitzen, getrennt vom Arme, am linken Kniee feſt. Der Golddurſt hat nämlich, ohne Rückſicht auf die Verſtüm-

stümmelung eines so seltenen und dadurch schon so kostbaren Alterthums zu nehmen, diesen Arm bis an die Finger vom Rumpfe abgeschlagen, um ausforschen zu können, ob die Erzmasse vielleicht viel Goldtheile enthalte. Dieser Knabe hat in der Gegend des Mundes ein Loch, und noch ein anderes viel kleineres mitten auf dem Kopfe. Wenn diese hohle Statüe nun mit neun Maaß Wasser angefüllt, und mit verstopften Löchern über Feuer gesetzt wird: so stößt die Hitze die Pfröpfe mit einem Knall heraus, und sprützt das Wasser umher. Man mag dadurch den Zorn des Götzen über die Bosheit mancher Menschen angezeigt, oder diese Einrichtung des Pûstrich zu irgend einer Priestergaukeley benutzt haben. Aus jener Eigenschaft des erhitzten Knaben, dürfte sein Nahme Pûstrich — von dem platt-deutschen Worte pusten, das heißt, die Luft gewaltsam von sich stoßen, — herzuleiten seyn.

Götze Thor (Tonnar, Donnergott, der Jupiter der Deutschen) wurde unter andern bey dem Dorfe Geismar im niederhessischen Amte Gudensberg am Harze, unter einer ur-alten und ungewöhnlich großen Eiche verehrt. Von diesem Götzen, dem man darunter opferte, nannte man die Eiche selbst die Donner-eiche. Bonifacius, der im Jahre 722 in diese Gegend des heutigen Hessens kam, ergriff das kürzeste Mittel, den Götzen zu Schanden zu machen. Er legte, im Beyseyn einer Menge Volks, entschlossen Hand an die heilige Eiche, und streckte sie zu Boden; die abergläubigen Leute ließen das ruhig geschehen, weil sie nichts gewisser erwarteten, als daß ihr Jupiter den Frevler mit Donner und Blitz niederschmettern würde. Aber es kam kein Feuer vom Himmel, und ehe man sich's versah, war die Donner-eiche gefället. Bonifacius erbauete eine dem Petrus geheiligte

ligte Kapelle aus dem Holze. Dem Tonnar war der Donnerstag heilig. Er mag ursprünglich bloß durch seine ausgezeichneten Naturkenntnisse, besonders als Wetterprophet, sich die Achtung der Deutschen erworben haben, und nachher göttlich verehrt worden seyn. Man sagt, sein Bildniß sey auch auf dem Donnersberge bey Kirchheim in der rheinischen Pfalz verehrt, und so die Veranlassung von dem Bergnahmen: Donnersberg — Mons Jovis — geworden.

Von Niederhessen aus, nahm der Heidenbekehrer Bonifacius seinen Weg nach dem, an den Harz stoßenden kurmainzischen Eichsfelde. Hier verehrte man auf einem Berge den Götzen Stuffo, daher der Nahme Stuffenberg — jetzt gewöhnlich Hülfenberg genannt. Auch hier erbaute er eine christliche Kapelle, nach welcher viel gewallfahrtet wurde.

Die übrigen Götzen der alten Bewohner des sächsischen Deutschlands stehen zwar in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit den Harzgegenden; einer größern Vollständigkeit wegen aber will ich sie hier, wiewol nur ganz kurz, nahmhaft machen, um bey dieser Gelegenheit noch auf die übrigen, von ihnen abzuleitenden Benennungen der Deutschen, Holländischen und besonders der Englischen Wochentage aufmerksam machen zu können.

Götze Wodan (Woda, Vodha, Odin, Othin) war der Gott des Krieges, den die Wenden auch als den höchsten und einigen Gott des Himmels anbeteten. Seine Verehrung erstreckt sich über ganz Deutschland. Die Barden besangen ihn. Ihm war vorzüglich der Mittewoch geheiligt; daher heißt dieser Tag im Holländischen noch jetzt der Woenstag.

Göttinn Frea (Freya), der besonders der Freytag heilig war, hält man für Wodans Gemahlinn, und für die Vorsteherinn der sinnlichen Freudengenüsse. Sie scheint also, obgleich sie fast wie Minerva gebildet war, der Venus zu entsprechen, die (nach des Iserloheschen Rectors Forstmanns Kronik der Mark Brandenburg) unter andern bey Alvensleben im Magdeburgischen göttlich verehrt wurde.

Dem Götzen Satar, den Einige für den Saturn der Deutschen, mithin für den sonst sogenannten Krodo, halten, opferte man vorzüglich am Sonnabend, daher heißt dieser Wochentag in Holland noch immer Sadertag.

Die Irmensul (Arminssäule), ursprünglich nichts als ein Ehrendenkmal, welches die siegenden deutschen Völkerschaften dem Retter ihrer Freyheit, Herrmann oder Armin, nach der Hauptniederlage der Römer unter Warus, errichtet hatten, wurde bald von den dankbaren Cheruskern und Sachsen göttlich verehrt, und ist als der Deutschen Mars zu betrachten. Wahrscheinlich wurde diese Säule in der Nachbarschaft der Weser, vielleicht beym Dorfe Armensülle unweit Hildesheim, errichtet. Sie stand auf einem Berge, bey einer alten Feste, welche die Geschichtschreiber Eresburg nannten, und hatte die Gestalt eines geharnischten Mannes, der in seiner rechten Hand ein schwebendes Kriegspanier mit dem Bilde einer Rose, in der linken neben einem Schwerdte eine Waage hielt. Im Schilde stand ein Löwe in einem mit Blumen gezierten Gefilde. *)

Götze

*) Sulzers Auf- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardeleben, S. 65. Werners General-Chronik des löblichen Erzstifts Magdeburg. S. 6.

Götze Thies war ursprünglich wahrscheinlich auch nichts mehr, als ein tapferer deutscher Krieger, der nach und nach vergöttert wurde. Ihm war der Dienstag gewidmet.

Die Wenden (oder Slaven, die von den östlichen Sarmatischen oder Slavonischen Völkern abstammten, und welche die Sueven oder Schwaben, von denen die Gothen ein Volksstamm sind, aus den östlichen Gegenden Deutschlands verdrängten,) hatten außer ihrem Kriegsgott Wodan auch noch den Herovit zum Gotte des Krieges. Er hatte unter andern zu Hologast (Wolgast) in Pommern einen Tempel. Sein Zeichen war ein großer goldener Schild, welcher neben ihm an der innern Wand des Tempels hing. Er ist wahrscheinlich der nämliche, den die Wenden der Mark Brandenburg unter dem Nahmen des Gerovithe verehrten, nachdem die christlichen Heidenbekehrer dem Dienste des Triglafs unter ihnen ein Ende gemacht hatten.

Ihm stand Götze Borovit — der Gott des Friedens und der Handelsschaft entgegen; dieser hatte fünf Köpfe aber kein Schwerdt.

Bilbog — Bialbog — Bjelbog — (der weiße oder gute und oberste Gott) wurde als der Schöpfer und Regierer der Welt verehrt. Ihm schrieb man alles Gute, was in der Welt geschiehet, zu, und von ihm hoffte man, daß er die Menschen beglücke.

Den Czernibog oder Tschernibog — (den schwarzen oder bösen Gott) — hielt man dagegen für den Stifter alles Uebels auf der Erde. Beyden Gottheiten weihete man bey jedem Gastmahle den ersten Becher. Sie scheinen Manichäischen Ursprungs zu seyn.

Der

Der Radegast — (Radogast, Radigast, Redegast, Ridegast, Redigast, Gadegast) — hatte seinen Haupttempel zu Rhetra, einer ehemals berühmten Stadt im Lande der Rheterer.*) Auch zu Wineta im Mecklenburgischen und in der Lausitz verehrte man diesen Götzen. Er war nackt, zuweilen von purem Golde, aber gewöhnlich nur von Holz. Auf dem Kopfe mit krausen Haaren hatte er eine Krone von Metall, worauf ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln saß. Die Brust bedeckte er mit einem Schilde, auf welchem ein Ochsenkopf abgebildet war. In der Linken hatte er eine Hellebarde oder Streitaxt.

Götze Svantevit — der Gott des Lichts ist vermuthlich der veränderte ehemalige Bjelbog gewesen. Sein Haupttempel stand auf der Insel Rügen, und zwar auf dem Markte zu Arkona. Er hatte vier Köpfe, hielt in den Händen ein Opferhorn, Bogen und Pfeile, und hatte ein Schwerdt an der Seite. Ihm wurde, nach dem Rückfalle der Wenden vom Christenthum zum Heidenthume, noch dritthalbhundert Jahre lang, neben den Rindern

*) Die Stadt Rhetra soll nebst dem Radegast von Kayser Otto dem Ersten in der Mitte des zehnten Jahrhunderts zerstöhrt, dann von den Wenden wieder erbauet, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unter Heinrich dem Löwen nochmals und gänzlich zerstört worden seyn. Man glaubt, sie habe beym Mecklenburgischen Dorfe Prilwitz am Tollensee gelegen. Andere versetzen sie nach Pommern, wo sie entweder an und in dem Cummerowschen See, oder in der Gegend des jetzigen Dorfes Rieth am Neuwarpschen See und nahe am Haff gelegen haben soll. Siehe: A. G. Masch gottesdienstliche Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollenzersee.

dern und Schaafen auch Christenblut geopfert — Arkona wurde nebst dem Götzentempel im Jahre 1168 vom dänischen Könige Waldemar dem Ersten erobert und zerstöhrt.

Götze Flins war den alten Deutschen der Gott des Todes. Meistentheils war er als ein todter oder schlafender Mann in einem langen Mantel vorgestellt. In der Hand hatte er einen Stab und eine Blase, auf der linken Schulter einen Löwen.

Die Kobals oder Kobolds — und wahrscheinlich auch die Nixe oder Nickelsmänner — waren wohlthuende Hausgötter der Deutschen. Erst der Aberglaube und der Haß und Abscheu der Christen gegen das Götzenthum verwandelte sie nachmals in fürchterliche Hausgespenster.

Trigla — sonst auch Triglaff und Triplatt genannt — war ein sehr berühmter wendischer Abgott, mit dreyen Köpfen, oder wenigstens mit so vielen Gesichtern. Diese waren mit einer goldenen Decke bedeckt, damit er die Uebelthaten der Menschen nicht sehen möchte. Er wurde unter andern auf dem Gipfel des Harlungers- (jetzt Marien-) Berges vor Brandenburg, so wie auch bey Havelberg göttlich verehret. Auch betete man ihn im Mecklenburgischen und auf der Insel Rügen an, desgleichen zu Grim im Meißenschen, und in Pommern besonders zu Julin und Stettin. Einige wollen, er habe die Diana vorgestellt. Andere halten ihn für einen Gott des Himmels, der Erde, und der Hölle zugleich. Noch andere sind gar der Meynung, daß die Wenden von ihren als Krieger aus Italien zurückkehrenden Landsleuten etwas von der christlichen Dreyeinigkeit gehöret, und dieselbe

in

in dieser sinnlichen Abbildung dargestellt hätten. Hiermit scheint Friedeborn *) vollkommen überein zu stimmen, wenn er sagt:

„Die christliche Religion wollte bey den Stettinern erst nicht recht haften, man blieb vielmehr, nach wie vor, in seinem alten heidnischen Wahne. Herzog Bolislaff in Pohlen sah sich daher genöthigt, das große Bekehrungsgeschäft dem Bischofe von Bamberg, Otto, zu übertragen. Dieser kam auch im Jahre 1124 nach Stettin, und lehrte auf offenen Straßen und Plätzen. Wirklich nahmen sie auch unter ihren Landesfürsten Wartislaus dem Ersten den christlichen Glauben an; jedoch unter der Bedingung, wenn ihnen Bolislaff den vor vier Jahren auferlegten Tribut erlassen, und ewigen Frieden versprechen wolle. Dieß geschah; und der goldene Triglaff wurde dem Pabste Honorius als ein Zeichen des geistlichen Sieges nach Rom geschickt." — Noch setzt der Erzähler hinzu: da, wo dieß dreyköpfige Götzenbild zu Stettin einst stand, sey die Kirche St. Adelbert erbauet — und, der leidige Teufel möge wohl, ad exemplum sacrosanctae Trinitatis, dieß Affenwerk einer dreyfachen Einheit nachgebildet haben. — Nach einigen Abbildungen hielt Triglaff vor der Brust einen halben Mond.

Ein anderer Wendischer Götze hieß Prono. Er wurde in einem, der Stadt Oldenburg gegen Osten gelegenen Walde bey einer ungeheuern Eiche verehrt. Rund um diese her waren sehr viele andere Götzen aufgestellt, deren einige zwey, drey und vier Angesichte hatten. **)

Götze

*) Dessen Stettinische Geschichte, Seite 30 und 31.
**) Petersens Chronik der Lande Holstein, ꝛc. S. 82. 83.

Götze Ben — der Deutschen Neptun — wurde von den Wenden, unter andern bey Werben in der Altemark, besonders wenn die Elbe da austrat, und Ueberschwemmungen und Verwüstungen anrichtete, angerufen. Der nämliche Götze soll auch in den beyden Elbdörfern Derben und Zerben verehrt worden seyn. Vielleicht gab Götze Ben jenen Oertern die letzte Silbe ihrer Nahmen.

Unstreitig waren bey den deutschen Götzen von jeher auch Opferpriester angestellt, wenn gleich J. Cäsar in Deutschland noch keine Druiden vorfand. Kaum dreyßig Jahre nach ihm, erwähnt Strabo schon eines Priesters der Chatten, Nahmens Libys; den Germanicus im Triumph mit aufgeführt habe; und zu Tacitus Zeiten gab es in Deutschland auch schon Druiden, die von den ersten Kayserm aus Gallien waren vertrieben worden. Sie waren den Deutschen nicht bloß Götzenpriester, sondern auch Gerechtigkeitspfleger, Aerzte und Weltweise. Als eigentliche Priester mußten sie Götzenbilder, Tempel, Hayne, einzelne Bäume, Waffen und Geräthschaften weihen, Unterricht ertheilen, und die Opfer besorgen. Man opferte aber Menschen und Thiere, Obst und Feldfrüchte; insbesondere war ihnen das Laub der heiligen Eiche bey jedem Opfer unentbehrlich.

Zu Tacitus Zeiten hatten die Deutschen noch keine Götterwohnungen. Die Natur und das große Himmelszelt war ihr Tempel, indem sie ihren Götzen auf den Anhöhen schattigter Heyne Altäre errichteten. Ueberhaupt waren ihnen die Wälder überaus ehrwürdig, theils weil sie mehr von der Jagd als vom Ackerbau lebten, theils weil die Undurchdringlichkeit der Waldungen ihre Art Krieg zu führen so sehr begünstigte.

Zwar

Digitized by Google

Zwar erwähnt Tacitus selbst (Annal. Lib. I. C. 51.) eines Tempels der Tanfana, den Germanicus bald nach Christus, in der Gegend von Münster zerstöhrt habe: allein, da doch dieser Schriftsteller hoffentlich nicht sich selbst widersprechen wird, so mag darunter bloß ein Versammlungshaus zu verstehen seyn, worinn man über allgemeine Landesangelegenheiten berathschlagte, oder vielleicht auch Gastmähler hielt. Wenn aber hier im Harze bey Stiege, eine gewisse Gegend von jeher die Osterkirche hieß, und auch die mündliche Ueberlieferung von einem hier gestandenen Götzentempel spricht — wenn ferner bey Derenburg am Harze die Feldmark Godderhusen (Götzenhausen) die deutlichsten Spuren eines hier gestandenen Götzentempels enthält: so mögen beyde Tempel erst nach den Zeiten jenes römischen Geschichtschreibers erbauet seyn, eben so, wie man erst nach ihm bey steigender Kultur förmliche Dörfer, Flecken und Städte in Deutschland anlegte.

Die Priesterinnen der Deutschen unter dem Nahmen Alrunen bekannt, waren zugleich öffentliche Wahrsagerinnen. Eine derselben, deren Nahmen bis auf uns gekommen ist — die Velleda — weissagete den Cheruskern einen vollkommenen Sieg über die Legionen des Varus; und stand, da er wirklich erfolgte, noch lange nach ihrem Tode in hohem Ansehen. Man nannte sie dankbar vertraulich Mutter Holla, und auch Frau Holda. — Man erforschte den göttlichen Willen, und bestimmte den Ausgang wichtiger Unternehmungen theils durchs Loos, theils durch weiße Pferde, deren Wiehern und Bewegungen man aufs genaueste beobachtete, und die den Deutschen überhaupt heilig waren; theils durch den Zweykampf zwischen einem aufgefangenen Krieger der Feinde, und einem

aus

aus ihrem eigenen Kriegsheere, welcher den Ausgang einer Schlacht entscheiden mußte.

Das Heidenthum ward von der christlichen Religion in den verschiedenen Gegenden Deutschlands auch zu sehr verschiedenen Zeiten verdrängt. Längst dem Rheine hin, wenigstens am linken Ufer desselben, gab es unter den römischen Legionen schon im zweyten Jahrhunderte einzelne Christen. Dieß beweisen die bey Maynz und Bingen ausgegrabenen christlichen Leichensteine. Auch gedenken die Kirchenväter Irenäus und Tertullian mehrerer christlichen Versammlungen, die schon im dritten und vierten Jahrhunderte am Rhein gehalten wurden. In dem innern Deutschlande hingegen faßte das Christenthum erst unter Clodovåus, dem ersten christlichen Frankenkönige, festen Fuß. Nach seinem Beyspiele nahmen im fünften Jahrhunderte etliche tausend Franken den christlichen Glauben an. Im achten Jahrhunderte traf indessen Bonifacius noch christliche Priester unter ihnen an, die zwar christlich tauften, darneben aber auch den deutschen Götzen noch opferten.

Bonifacius und seine vornehmsten Gehülfen Burchard und Willebald, die nun das Christenthum in Deutschland immer mehr verbreiteten, waren gebohrne Engländer, und die Aehnlichkeit und Verwandschaft ihrer Sprache mit der deutschen erleichterte ihnen ihre Absichten gar sehr. Ersterer, der im Jahre 723 zu Rom die Bischofsweihe erhielt, trieb sein Bekehrungsgeschäft zuförderst in Hessen und Thüringen. Hierauf wandte er sich auch zu den Sachsen, und zerschmetterte mit unternehmender Hand deren Götzen, nahmentlich den Biel bey Bielefeld, die Ostera bey Osterode, die Lahra

im Hohensteinischen, und die Jecha bey Sondershausen. So zerstörte er im heiligen Eifer manches Denkmal des Aberglaubens, erbauete christliche Gotteshäuser, und ertheilte einen seinem Zeitalter angemessenen Unterricht in der Lehre Jesu. Freylich mochte seinen Lehren nicht selten die Ueberzeugungskraft fehlen. Es erfordert viel Kopf und Zeit und Mühe, Volksmeinungen und Religionsbegriffe zu bestreiten, die uns gleichsam angebohren sind. Die Herzen mancher Deutschen, insbesondere der Harzer, hingen daher zu fest an ihren Götzen, als daß sie sich so geschwind von denselben hätten losreissen können. Viele von den neubekehrten Christen beobachteten zwar christliche Gebräuche, aber sie behielten noch lange auch ihre alten heidnischen Vorurtheile bey. — Mancher Wahnglaube jener Zeit ist selbst bis auf uns gekommen. Sehr viele fielen ganz vom Christenthume wieder ab, und beteten, zum Beyspiel bey Ilefeld, selbst noch die Trümmer des zerschmetterten Bielsgötzen an.

Der gute Bonifacius meldete das alles mit nicht geringer Betrübniß dem Pabste, und erhielt einen Hirtenbrief an die starrköpfigen Sachsen zum Troste. Indessen fuhr er unermüdet fort, im Weinberge des Herrn zu arbeiten, legte Kapellen, Klöster und Kirchen *) an, und ver-

*) So schreibt sich die Kirche zu Hecklingen, wahrscheinlich das älteste Kirchdorf im Halberstädtischen, vom Bonifacius her. Auf der entgegen gesetzten Seite des Harzes, im Thüringischen legte er den ersten Grund zu einer Kirche in dem uralten Städtchen Ohrdruf, und zu der in ihren Trümmern noch sichtbaren Johanniskirche auf der Höhe zu Altenberge, einem Dorfe am Thüringer Walde im Gothaischen Amte Reinhardbrun. —

versah sie mit Lehrern und Mönchen, welche die anwachsenden Gemeinden unterrichten mußten. Die erste Kapelle, oder, wie man damals sprach, Celle, erbauete er da, wo hernach das alte Kloster Celle, und in neuern Zeiten die Stadt Cellerfeld angelegt worden ist. Wo jetzt in derselben das herrschaftliche Brauhaus steht, war einst das Kloster, welches, nebst Osterode, Ilefeld, Kalenburg, Gandersheim, Einbeck, Nordhausen, Göttingen und Fulda der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu Maynz, wozu Bonifacius im Jahre 745 bestellt wurde, unterworfen war.*)

*) Bonifacius ging noch in hohem Alter, nachdem er seine bischöfliche Würde dem Lullus übertragen hatte, nach Friesland zur Verbreitung und Befestigung des Christenthums daselbst. Er fand da aber dießmal seinen Tod, weil er sich zu tief ins innere Land der Frisen wagte. Er soll den erbitterten Friesen, da sie auf ihn losshieben und stachen, ein Buch, das er in der Hand hatte, vorgeworfen haben, welches sie auch durchbohrten. Daher kommts, daß man den Märtyrer zuweilen mit einem Schwerdte, auf welchem ein Buch steckt, abgemahlt findet. Seine Ermordung geschah im Jahre 755 nachdem er etliche und dreyßig Jahre zur Verbreitung des Christenthums in Deutschland unermüdet thätig gewesen war. Sein Leichnam wurde von den Christen aufgesucht, und zu Utrecht beygesetzt. Hier blieb er indessen nicht. Bischof Lullus ließ ihn nach Maynz holen, behielt daselbst die Eingeweide des Leichnams, und schickte den übrigen Körper nach Fulda, weil ihn Bonifacius gebeten hatte, seine Leiche daselbst einst beyzusetzen. Das Wehklagen der deutschen Christenheit über den Tod ihres Wohlthäters war unbeschreiblich groß. Auch zeigt man in verschiedenen Kirchen und Klöstern so viele Reliquien vom Körper dieses Martyrers vor, daß man aus diesen Knochen eine Menge Bonifacienskelette zusammen setzen könnte.

Karl der Große, dem das Völkerbezwingen u. das Heidenbekehren gleich sehr am Herzen lag, sah wohl, daß noch immer viele Sachsen übrig blieben, welche die Lehre Jesu niemals angenommen hatten. Er trat daher, mit großem Bekehrungseifer und mächtigem Arme ausgerüstet, in die Fußstapfen jenes Apostels der Deutschen.

So machte er dem Götzendienste der Irmensul bey Eresburg, der Isis zu Lüneburg und des Hammo zu Hamburg ein Ende; so zerstöhrte er zu Soltwedel die Altäre der Sonne und des Merkurs; (oder wenigstens eines Götzen, der viel Aehnlichkeit mit dem Merkur hatte.) So vernichtete er die Götzenbilder des Krodo, beydes zu Gardeleben und bey Harzburg, und wahrscheinlich noch viele andere Harzgötzen, über welche uns die Fränkischen Geschichtschreiber in Ungewißheit lassen, wer ihnen eigentlich das Garaus gemacht habe.

Besonders aber glückte Karln sein Bekehrungsgeschäft unter den Sachsen von dem Zeitpunkte an erst recht, als Wittekind, der Sachsen großer Heerführer, diesen mit gutem Beyspiele voranging, und im Jahre 785 sich christlich taufen ließ. Ihm folgten nun sehr viele nach. So erzählen die Geschichtsbücher, daß unter andern zwischen Wolfenbüttel und Hornburg an der Oker eine Menge Ostphalen auf Karls Veranstaltung getauft worden sey. Um das Geschäft des Taufens mit mehrerer Bequemlichkeit verrichten zu können, wurde eine Brücke über den Fluß geschlagen, wovon das Dorf Kissenbrügge — Christenbrücke — seinen Nahmen haben soll. Eben so soll das benachbarte Gotteslager, wo die neuen Gottanbeter sich versammelten und lagerten, von dieser Begebenheit benannt worden seyn.

Karl

Karl ließ aber auch nichts unversucht, um das große Werk des Heidenbekehrens zu fördern. Im heiligen Eifer schlug er auch wohl einmal mit dem Schwerdte drein, und befahl den Halsstarrigen: „sie sollten und müßten seelig werden.“ Indessen man kann ihm, ohne ungerecht zu seyn, auch die edlern Zwangsmittel einer liebreichen Behandlung, des Unterrichts und der Ueberzeugung, mittelst der allenthalben angestellten Lehrer, nicht absprechen. Auch erließ er den neuen Christen allen Tribut, und machte ihnen bloß die Entrichtung des Zehnten an ihre Religionslehrer zur Pflicht. In weltlichen Sachen behielten sie ihre alten Rechte und Freyheiten bey, obgleich sie das römische Reich als ihr Oberhaupt anerkennen mußten.

Ihre bisherige Gewohnheit, die Todten zu verbrennen, und die Asche derselben in Urnen zu sammeln und so beyzusetzen, wurde ihnen indessen durchaus nicht ferner gestattet, weil mit diesem policeylichen Gebrauch die Religion doch zu genau verbunden war, und mit dem Glauben der Christen in einem scheinbaren Widerspruche stand. Karl der Große verboth ihnen dieß Verbrennen ihrer Leichen bey Lebensstrafe. In Voraussetzung, daß diesem Verbothe sogleich Folge geleistet worden ist, müssen also die Todten-urnen und Aschenkrüge, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich in dem Ober- und Niedersächsischen Kreise, so häufig aus der Erde gegraben worden, wenigstens ein Alter von eintausend Jahren haben.

Oft fügte man den Urnen noch Thränengefäße bey, worinn die Zähren der hinterbliebenen Leidtragenden gesammelt waren; eine Zärtlichkeit, die den Gefühlen eines so rohen Volkes und seiner Anhänglichkeit an die jedesmaligen Seinigen zur Ehre gereicht. — Nicht sel-

ten findet man bey den Aschentöpfen auch Münzen, Messer, Hammer und Pfeile, theils, damit ihnen beym Anfange des neuen Lebens das Nöthige und Nützliche sogleich zur Hand seyn möchte; theils um die bösen Geister damit in Furcht zu setzen. Vielleicht in dieser Hinsicht liegen die Streitärte — fälschlich Donnerkeile genannt — zuweilen auch unter und neben den Urnen.

Durch das Verbrennen der Leichen glaubten die Deutschen mit den Griechen und Römern, die Seele zu läutern und zu reinigen, damit sie der Freuden in Walhalla — dem zukünftigen bessern Leben — desto empfänglicher seyn möchten. — Außer den Urnen, die man in der Stadt Blankenburg vorgefunden, hat man deren unter andern sehr viele bey dem Dorfe Thale, von den Siebenspringen aufwärts, im Vorharze, ausgegraben. Dort findet man auch noch vierzehn erhabene Grabhügel in zwey Reihen. — Viere davon sind geöffnet, und man hat in jedem derselben mehrere Urnen angetroffen.

Beym Uebergange der Sachsen von dem Heidenthume zum Christenthume mußte man eine Art von Glaubensbekenntniß ablegen, und dann den Dienst der Götzen und alle heidnischen Werke in folgender altdeutschen Gelobungsformel abschwören.

Frage an den Täufling: Forsachistu Diabolae?
Entsagest du den Götzenbildern?

Antwort des Täuflings: Ec forsacho Diabolae.
Ich entsage den Götzenbildern.

Frage:

Frage: End allum Diabolgelde?
Und allem Gelde der Götzendiener?*)

Antwort: End ec forſacho allum Diabolgelde -
Und ich entſage allem Gelde der Götzendiener;
End allum Diaboles Wercum end Wordum -
Und allen heidniſchen Werken und Worten;
Thuna eren de rouden end ſaxnote -
— — — — — (?)
Ende allum them Unholdum, the hira genotas ſint.
Und allen den Unzufriedenen, die ihre Genoſſen ſind. **)

Frage: Gelobiſtu in Got almehtigan Fadaer?
Glaubeſt du an Gott, den allmächtigen Vater?

Antwort: Ec gelobo in Got almehtigen Fadaer.
Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Frage: Gelobiſtu in Chriſt Gotes ſuno?
Glaubeſt du an Chriſtum, den Sohn Gottes?

Antwort: Ec gelobo in Chriſt Gotes ſuno.
Ich glaube an Chriſtum den Sohn Gottes.

Frage: Gelobiſtu in haligan gaſt?
Glaubeſt du an den heiligen Geiſt?

Antwort: Ec gelobo in haligan gaſt.
Ich glaube an den heiligen Geiſt.

*) Es ſcheint: als ob die Götzenprieſter die jungen Chriſten auch durch Beſtechungen zum Rückfalle verleitet hätten.

**) Verglichen mit der Herleitung des Wors Unhold im erſten Briefe.

Dieſes eintauſendjährige Alterthum iſt immer merkwürdig, und das älteſte, das wir in ſeiner Art aufzuweiſen haben. Eine alte Handſchrift des Vatikans hat es uns aufbewahrt. *)

Da unter andern nahmentlich die Thüringer, als Nachbarn des Harzes, das deutſche Volk der Gothen zu Stammvätern haben: ſo ſetze ich hier zur Vergleichung der alten deutſchen Mundarten ein Paar Worte aus des Ulphilas Gothiſcher Bibelüberſetzung her, deren Bruchſtücke in der Herzoglich Braunſchweigiſchen Bibliothek zu Wolfenbüttel handſchriftlich vorhanden ſind, und die bekanntlich die älteſte deutſche Bibel iſt:

Atta unſar, thu in Himilam
Vater unſer du im Himmel!
Weihuai Namo thein
Geweihet ſey dein Nahme
Jah ni briggais uns in Fraiſtubnjai.
Bring uns ja nicht in Verſuchung
Ak lauſei uns af thamma Ubilin.
Sondern erlöſe uns von dem Uebel.

Aus beyden Bruchſtücken ſieht man, daß eine große Aehnlichkeit zwiſchen dem damaligen und dem heutigen Deutſche in den mehreſten Ausdrücken nicht zu verkennen iſt. Insbeſondere aber giebt uns jenes alte Taufformular einen bedeutenden Wink über die wahrſcheinliche Entſtehung

*) Siehe Stübers Merkwürdigkeiten des Fürſtenthums Blankenburg, 2 Theile

stehung des sogenannten Exorcismus bey der Taufe unserer Kinder. Wie ist es doch möglich, daß man in einigen Gegenden Deutschlands noch bis auf den heutigen Tag dem Bonifacius gedankenlos die Formel nachschwatzt: „Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken und Worten?“ — Man bedenke doch, daß es uns schon längst nicht mehr in den Sinn kommen konnte, den Götzenbildern unserer Vorfahren opfern, oder, nach dem damaligen Sprachgebrauche, „Diabolae end allum Diaboles Wercum end Wordum“ huldigen zu wollen!

Siebenter Brief.

Inhalt.

Verwüstete Harzdörfer — und Raubschlösser. — Schicksale des Reinsteins. — Bergwerksprodukte. — Geschichte des Bergbaus im Harze. — Bergwerksgedicht aus dem neunten Jahrhunderte. — Hüttenwesen unter Karln dem Grossen. — Rammsbergische Entdeckungen. — Ursprung der Städte Wildemann, Zellerfeld und Grubenhagen. — Harzreichthümer befördern den Handel und Luxus. — Verfall der Bergwerke durch die Pest. — Ungeheurer Waldbrand. — Andreasberg und Klausthal. —

Klausthal 1794.

Zu den übrigen Harzmerkwürdigkeiten aus dem Alterthum rechne ich ferner die Dörfer, deren Ruinen wir auf den nach ihnen genannten Feldern, und deren Nahmen wir in alten Urkunden noch vorfinden — die zerstörten Burgfesten und Raubschlösser — und die in der Vorzeit einmal gangbaren Bergwerke, die oft Jahrhunderte lang liegen geblieben, oder nun ganz eingegangen sind. Der jetzt nicht mehr vorhandenen alten Dörfer zählt man bloß im Blankenburgischen Harzdistrikte mehr als dreyßig; und

der

der Bergfesten einige und zwanzig. Die Veranlassungen zu diesen Verwüstungen, so wie die Ursachen der oftmaligen Unterbrechungen des hiesigen Hüttenwesens, liegen theils in den verheerenden Ausbrüchen der Pest und der Kriege; theils in den Durchzügen der Hunnen und andern Völkerwanderungen, so wie auch in den entvölkernden Kreutz- und Ritterzügen, theils in dem gänzlichen Mangel an bürgerlicher Ordnung und Sicherheit des Eigenthums zur Zeit der gleichsam privilegirten Räubereyen des Adels.

Die vielen ehemaligen Bergschlösser des Harzes sind jetzt fast durchgehends nur noch in ihren Ruinen vorhanden. Viele von ihnen wurden im zehnten Jahrhunderte durch Kayser Heinrich den Finkler wider das Eindringen der Hunnen angelegt. Andre schreiben sich von Heinrich dem Vierten her, der im eilften Jahrhundert die rebellirenden Sachsen und Thüringer damit in Ordnung halten wollte. Noch andre dankten ihr Daseyn den leidigen Zeiten des sogenannten Zwischenreichs, und denen, in welchen die Kayser mehrere Heereszüge nach Italien thaten. Die Ersten hatten zwar die Beschützung des Landes zur Absicht, sie arteten aber zuletzt in Raubschlösser aus, deren nach und nach immer mehrere aufgeführt wurden. Die Besitzer derselben überfielen einander, verheerten das gegenseitige Eigenthum, machten die Straßen unsicher, und richteten dadurch Verwirrung und Unheil aller Art an. Das Uebel war besonders im dreyzehnten Jahrhundert, da sich das Faustrecht allgemein geltend machte, ungemein groß. Rudolph von Habsburg machte sichs daher bey seiner Thronbesteigung zur ersten Pflicht, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Er zog wider Deutschlands Freybeuter und Selbstrichter zu Felde, und zerstöhrte im Jahr 1289 nicht weniger als sechs und sechzig adeliche Raubnester.

ſter. Damit war indeſſen dem Uebel noch lange nicht ganz abgeholfen; auch Karls des Vierten güldene Bulle ſtellte den goldenen Landfrieden noch nicht gänzlich wieder her. Selbſt nachdem Kayſer Maximilian der Erſte im funfzehnten Jahrhundert dieſen Landfrieden auf dem Reichstage förmlichſt feſtgeſetzt, und die Einrichtung der Reichskreiſe, zur Verfolgung der Friedensſtöhrer, zu Stande gebracht hatte, entſprach der Erfolg den beſten Verordnungen noch nicht ganz; und nur nach und nach ſahen die unglücklichen Deutſchen Ruhe und Ordnung zurücke kehren.

Unter den ehemaligen Bergfeſten des Harzes iſt eins der merkwürdigſten der Reinſtein, deſſen Geſchichte und Daſeyn ſelbſt bis in unſere Zeiten hineinreicht. Dieß Schloß, nach der plattdeutſchen Mundart auch Regenſtein genannt, lag auf dem feſten Sandſteingebirge, welches eine halbe Stunde nordoſtwärts von Blankenburg im freyen Felde tief eingewurzelt ſteht. Es iſt eins von den vielen, wodurch ſich Heinrich der Finkler, gegen die Einfälle der Hunnen, Sicherheit verſchaffte. Er erbauete daſſelbe gleich beym Antritte ſeiner Regierung im Jahre 919 zur Sicherſtellung des Harzgaues, und verſah es mit einer Garniſon. Nachher wurden die Grafen vom Harzgau oder von Blankenburg damit beliehen, wo es denn vorzüglich der Stadt Blankenburg zur Bedeckung diente. — In den Zeiten, da Rauben und Plündern Tapferkeit hieß, war Reinſtein ein Raubſchloß, und zu ſeiner eigenen Sicherheit ziemlich befeſtigt.

Merkwürdig iſt es, daß ſowohl bey Anlegung dieſer Bergfeſte, als auch bey Einrichtung ſeines Schloſſes zur gräflichen Reſidenz, der Felſen benutzt werden konnte. Auf

der

der Seite nach Blankenburg hin, kam man zuerst in den Vorhof; weiter hinauf waren acht kasemattirte Pferdeställe mit steinernen Krippen in den Felsen gehauen; ein Gewölbe darzwischen diente den Knechten zur Wohnung. Zur Linken hatte ein einzelnes Stück Felsen zwey über einander ausgehauene Gemächer mit steinernen Ruheplätzen. Darauf kam man zu einem tiefen Graben im Felsen, welcher mit einer Menge Kasematten und einer Zugbrücke versehen war. Der Thurm, der den Eingang vertheidigte, hatte westwärts eine starke Mauer, welche bis an einen steilen Felsen reichte. — Auf dem Schloßhofe selbst waren die Wohnzimmer nebst Bettstellen, die Vorrathskammern, die Pferdeställe nebst den Krippen und die Kirche, alles in den Felsen gehauen. Vieles davon ist noch jetzt erkennbar. Auf der Westseite des Reinsteins trifft man über dem Mühlenthale auch noch Ueberreste einer Mahlmühle an, auf welche man das Michelsteinsche Wasser oberhalb der Mönchsmühle durchs Holz, beym Hasenwinkel quer über den Derenburgschen Weg, und endlich durch einen Graben und Stollen, hingeleitet hatte.

Das Schloß Reinstein wurde einst von appanagirten Grafen von Blankenburg bewohnt, und damals einmal durch folgende List erobert. Etliche feindliche Soldaten verkleideten sich am Neujahrstage 1090 in Frauenkleidungen, und brachten als Marketenderinnen Lebensmittel zum Verkauf. Sie stießen den Thürhüter, der sie als solche einließ, nieder, und verschafften so ihrem Hinterhalte, der ihnen nachgeschlichen war, mit leichter Mühe den Eingang. Den Grafen sollen die Eroberer in ein Bette genehet, und mittelst eines Seiles auf die unzugängliche Seite des Felsens hinabgesenkt haben.

Im

Im Jahre 1670 besetzten Kurbrandenburgische Truppen dieses Bergschloß. Man gab ihm eine der neuern Art, Kriege zu führen, angemessene Befestigung, führte ein Wohnhaus für den Kommandanten auf, erbauete Kasernen für etwa hundert und zwanzig Mann Invalidenbesatzung, und stellte den tiefen verschütteten Brunnen auf dem Schloßplatze wieder her. — Die angelegten Befestigungen wurden im Jahre 1736 durch den Blitz, der in den Pulverthurm schlug, großentheils gesprengt, jedoch bald wieder hergestellt. Im siebenjährigen Kriege nahm ein bis hierher vorgedrungenes Corps von der französischen Armee des Herzogs von Richelieu dieses Schloß ein, verließ es aber bald wieder. Nach der Wiederkehr des Friedens wurden sämtliche Festungswerke geschleift, die aufgeführten Gebäude niedergerissen, und der Brunnen bis auf vierhundert Fuß verschüttet.

Was das Berg- und Hüttenwesen des Harzes betrifft, so giebt dasselbe Silber, Kupfer, Bley, Eisen, Arsenik, Kobold, Zink, Queckſilber und Schwefel zur Ausbeute. Ja selbst eine Kleinigkeit Gold trifft man, besonders in dem Rammsbergischen Erze, an. Vormals wurden aus dem Harzgolde Gedächtnißmünzen, auch Dukaten mit der Umschrift:

EX. AVRO. HERCYNIAE.

gepräget. Jetzt scheidet man zwar noch das Gold von dem Rammsbergischen Silber, aber ohne Vortheil. Ob der Goldbach jenseit des Reinsteins, welcher diesen Nahmen schon im zwölften Jahrhunderte hatte, je einmal Waschgold mit sich geführt hat, ist ungewiß. Unbezweifelt aber ist es, daß der Goldbach in der Tannerforst seinen Nahmen nicht von dem bey sich habenden Waschgolde, sondern von der sogenannten Gold-erde bekommen hat, welche dort

an

an verschiedenen Orten bricht; dergleichen Erde aber enthält nichts weniger, als Gold. Im Blankenburgischen will man etwas Gold in den braunlagischen Silbererzen, wie auch in dem dortigen Eisensteine gefunden haben.

Die vorzüglichsten Bergwerksprodukte des Harzes waren von jeher Silber, Kupfer, Bley und Eisen. Die drey ersten Erze hat vornehmlich der Oberharz, obgleich nicht ausschließend. Denn unter andern auch im Blankenburgischen und Walkenriedschen sind vormals an verschiedenen Orten Bergwerke von dieser Art im Gange gewesen, und edle Erze gewonnen worden.

Der Bergbau auf dem Harze, und in Deutschland überhaupt, ist sehr alt. Tacitus erzählt im eilften Buche seiner Annalen, daß der Römer Curtius Rufus, funfzig Jahre nach Christus, in der Wetterau ein Silberbergwerk entdeckt habe, welches aber nur von schlechtem Ertrage gewesen sey. Da die alten Deutschen gebohrne Krieger waren, so kann ihnen die Zubereitung des Eisens, das ihnen unentbehrlich, und in den Harzgebirgen anzutreffen war, nicht unbekannt gewesen seyn. Im Stollbergischen sollen die Berg- und Stahlhüttenwerke schon im sechsten Jahrhunderte im Gange gewesen seyn, und die Stollberger (Stahlberger) daselbst im Jahre 530 sich angebauet haben. Gewiß ist es, daß die damals gangbaren Bergwerke des Harzes nicht bald wieder liegen geblieben, sondern im achten und neunten Jahrhunderte noch betrieben worden sind. Wie würde sonst Karl der Große die Bergwerke des Harzes als ein Eigenthum sich angemaßt, und über das Eigenthumsrecht an denselben gehalten wie sein Sohn, Ludwig der Fromme, sonst über die gewonnenen Erze des Harzes disponirt haben, da er im Jahre 817 seine Länder unter seine drey Söhne theilte? —

Den

Den Wohlstand des Harzes im neunten Jahrhunderte, in Beziehung auf den Bergbau, beschreibt der Mönch Ottfried in fränkisch-deutscher Sprache unter andern also:

Itz ist filu feizzit, das ist:
Jetzt ist viel Reichthumszeit;
Harto ist itz geweizit
Der Harz ist jetzt geweizet
Mit mannichfalt, an Ehtin;
Mit mannigfalt'gem Essen;
Nist itz bi unsen Frehtin,
Nichts ist (bey unserm Frieden) unserm Frieden gleich.
Zi nutze grebit man auch dar
Zu Nutzen gräbet man auch daselbst
Er in die Kuphar. — —
Erz und Kupfer. — —
Jo bi thia Meina
Ja, bey dem Meine
Isinet Steina,
Eiserne Steine,
Auch thara zua Fuagi
Auch daselbst sehr oft
Silabor zi nuagi.
Silber zur Genüge.

Jo

Jo leſent dar im Lante
Ja, ſie leſen da im Lande
Gold in ihro Sante.
Gold in ihrem Sande. *)

Dieß beweiſet wenigſtens, daß das Berg- und Hüttenweſen auf dem Harze, vom ſechsten Jahrhunderte an, bis auf Karln den Großen, und deſſen Söhne und Enkel, guten Fortgang hatte. Daß aber der alte Betrieb auch noch im zehnten Jahrhunderte Statt gefunden haben muß, beweiſet der Stiftungsbrief des Kloſters Grüningen an der Bode, vom Jahre 936. Nach Ausſage deſſelben, vermachte der Harzgraf Siegfried dieſem Kloſter ſein ganzes Vermögen, ſamt dem Bergwerke.

Im zehnten Jahrhunderte geht, mit der Aufnahme der Rammsbergiſchen Gruben, ein neuer Harzbergwerks-Zeitraum an. Die Entdeckungsgeſchichte dieſer Bergwerke wird alſo erzählt: Ein kaiſerlicher Bedienter, Nahmens Ramm, ritt aus der Harzburg auf die Jagd, ſaß an einem Berge ab, band das Pferd an einen Baum, und ging ins Holz. Bey der Rückkehr glänzten ihm edle Erze entgegen, welche das ſtampfende Roß zu Tage gebracht hatte. Dieſe wichtige Entdeckung bedurfte nur einer Bekanntmachung zur weitern Unterſuchung. Man überzeugte ſich bald, daß ein vortreffliches Bley- und Silbererz daſelbſt bis unter den Raſen in die Höhe geſetzt hatte. Nun ſchlug man ein, ſunk Schächte ab, und gewann die herr-

*) *Otto Sperling* de numis non cuſis. C. 36.

herrlichsten Silber-erze, womit Kaiser Otto der Große einen überaus großen Aufwand zu machen im Stande war.

Weil es damals auf dem Harze an solchen Leuten fehlte, welche die Stufen edler Erze behandeln konnten, so wurden dergleichen aus Franken nach Goslar verschrieben. Der blühende Zustand des Bergbaues des von jenem Entdecker sogenannten Rammsberges lockte nun viele andre auswärtige Bergleute dahin. Da sie hier nicht alle angestellt werden konnten, so wurden auch auf den obern Gebirgen des Harzes glückliche Versuche gemacht, und nach und nach verschiedene Bergwerke aufgenommen. Um das Jahr 1045 wurde das zu Wildemann, — 1070 das zu Zellerfeld, weiterhin das zu Grubenhagen, und mehrere andere, fündig gemacht. Die Rammsbergischen Erze wurden bey Goslar geschmolzen, und die bleybaren nach Böhmen auf den Kuttenberg verfahren. Unterwegs entdeckten die goslarschen Fuhrleute, zu Otto des Großen Zeiten, im Erzgebirge edle Erze in dem Wagengeleise. Nun begaben sich viele Bergleute vom Harze dahin, und nahmen mit so gutem Erfolge Bergwerke daselbst auf, daß man dem damals regierenden Markgrafen Otto von Meißen deshalb den Beynahmen des Reichen gab.

Auch dem Kaiser Otto dem Großen brachte der Betrieb des Berg- und Hüttenwesens im Harze eine goldene Zeit. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Meißen, Naumburg, Merseburg und Brandenburg zu stiften, kaiserlich zu beschenken, und seine Residenz zu Goslar um vieles glänzender zu machen. Auf Magdeburg allein verwandte er neunzehn Tonnen Goldes. Die Menge

des

des gewonnenen Silbers erzeugte gar bald Pracht und Ueberfluß. Es wurden Künstler herbeygerufen, welche in aller Art mit dem Verarbeiten der Metalle umzugehen wußten. Man goß Glocken, man formte Kelche, Schüsseln, Leuchter, Rauchfässer und andere Figuren von Golde und Silber für Kirchen und Klöster. In allen Fächern fanden die arbeitsamen Hände der Künstler Beschäftigung.

Ungefähr von dieser Zeit an wurden in Deutschland auch häufiger Münzen gepräget. Bis dahin hatte man sich mehrentheils des ausländischen Geldes bedient, und war überhaupt des Geldes weniger benöthigt gewesen, weil die mehresten Abgaben in Vieh, Getraide und andern Landesprodukten bestanden. Außer dem Kaiser münzten indessen damals nur etliche Reichsstände, welchen es die Kaiser erlaubten, besonders die Bischöfe. Die Kunst, zu münzen, lag indeß noch in der Wiege. Die Münzen waren schüsselförmig, mit rohen Bezeichnungen, und von dünnem Silberbleche. Jedoch hatten sie keinerley Zusatz, und vollkommen den bestimmten Werth. Die erlangten Reichthümer beförderten den Handel Deutschlands mit Italien und Griechenland, und dieser den Luxus. — Indessen dauerte der rasche Betrieb der Bergwerke des Harzes nur bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts.

Hierauf wurde der Bergbau — veranlaßt durch die große Hungersnoth, welche im Jahre 1004 entstand, und bald darnach eine fürchterlich wüthende Pest in ihrem Gefolge hatte — auf zehn Jahre fast gänzlich unterbrochen. Indessen brachte, unter Heinrich dem Zweyten, Ramms Brudersohn, dem der Kaiser eine besondere Vollmacht dazu ertheilte, wieder neue Betriebsamkeit in das Berg- und Hüttenwesen; und es scheint, nach einer Schen-

kungsurkunde des Klosters Walkenried, auch im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte ernstlich fortgesetzt zu seyn. An Bergleuten muß es in diesem Zeitraum auch nicht gefehlt haben, weil Herzog Heinrich von Braunschweig, ein Bruder des Kaisers Otto des Vierten, Bergleute mit ins Gelobte Land nahm, welche die Mauern daselbst untergraben und deren Einsturz befördern mußten.

Im vierzehnten Jahrhunderte wüthete die Pest abermals, und zwar so fürchterlich, daß von vier Menschen nur Einer übrig blieb. Die Harzbergwerke blieben daher über hundert Jahre lang fast ganz liegen, und man fand nach so langer Zeit noch verschiedene Gerippe von den Bergleuten, welche zur Pestzeit in den Gruben geblieben seyn mochten.

Im Jahre 1473 fiel eine so brennende Hitze und Trockniß ein, daß der Wald, wahrscheinlich durch Verwahrlosung, Feuer fing, und auf vier Meilen weit abbrannte. Durch diesen traurigen Vorfall wurde man in die Nothwendigkeit gesetzt, die Erze dahin zu verfahren, wo Holz genug war. Man bediente sich dazu besonders des Kaiserweges, den Friedrich der Erste für seine Reisen durch den Harz hatte durchhauen lassen. Von diesem Verfahren der Erze aus einer Harzgegend in eine andere, wo dergleichen nicht brechen, schreiben sich unstreitig die vielen Schlackenhaufen von oberharzischen Erzen her, welche im Unterharze hier und da angetroffen werden. Man findet dergleichen, zum Beyspiel, an mehrern Orten längst der Oker im Harze, beym Brunnenbache unweit Braunage, an der Bode und am Weidawasser. In letzterer

terer Gegend ist eine dieser alten Schlackenbanken zwischen der Feldmühle und der Schwedenschanze mehr als hundert Schritte lang und breit. Neben einem ebenfalls sehr ansehnlichen Schlackenhaufen in der großen Steyer findet man selbst noch die Trümmer von ur-alten Hütte.werken und einem Hüttengraben. Ueberhaupt sollen damals, in einem Bezirke von zwanzig Meilen, gegen hundert Schmelzhütten hier errichtet gewesen, und einst in Einer Nacht boshafterweise sämmtlich in Brand gesteckt worden seyn.

Im sechzehnten Jahrhunderte war der Bergbau des Harzes, unter der Regierung Herzogs Heinrich des Jüngern, wieder in gutem Stande. Man hatte das Bergwerk im Joachimsthale, im Jahre 1516, mit solchem Vortheile aufgenommen, daß es innerhalb vierzig Jahren eben so viele Tonnen Goldes reine Ausbeute gab. Fünf Jahre später wurde auch das Bergwerk Andreaskreutz fündig gemacht, welches Gelegenheit zur Erbauung der Stadt Andreasberg gab. Auf der St. Georgenzeche gab damals ein Kux mehr als sechzig Thaler quartalige Ausbeute. Um diese Zeit fand man Buttermilchsilber, Rothgülden-erz, Glaserz und haariges Silber. — Aufgemuntert durch den glücklichen Fortgang des Bergbaues bey Andreasberg und Joachimsthal, nahm man im Jahre 1524 auch etliche alte Bergwerke wieder auf. So wurden dann nach und nach die Bergstädte, Wildemann, Zellerfeld und Lautenthal angelegt.

Als hierauf, nach des Herzogs Absterben, die verwittwete Herzoginn Elisabeth ihren Wittwensitz zu Stau-

fenburg nahm, brachte sie die Eisenhüttenwerke Grunde und Gittelde zu Stande. Im Jahre 1554 wurde der Bau des Bergwerks zur Claus wieder angefangen, und dadurch die Erbauung der Bergstadt Clausthal veranlaßt. Auch der Betrieb der Grubenhagenschen wurde damals wiederhergestellt. Im siebenzehnten Jahrhunderte richtete der dreyßigjährige Krieg in dem Berg- und Hüttenwesen des Ober- und Unterharzes starke Verwüstungen an; seitdem es aber wieder in gehörigen Stand gesetzt worden ist, hat es ununterbrochen den besten Fortgang gehabt.

Achter

Achter Brief.

Inhalt.

Heerstraßen vor Cassel. — Lage der Stadt. — Herleitung ihres Nahmens. — Ihre älteste Geschichte. — Eintheilung. — Druselthurm. — Geschleifte Festungswerke. — Paradeplatz und Kolonnade. — Friedrichsplatz und Karl. — Königsplatz. — Vorzüglichste Straßen. — Palläste und öffentliche Gebäude.

Cassel, 1794.

Wenn die Wege allenthalben so vortrefflich wären, als der von Göttingen bis hier, so würden Reisende die Hälfte ihrer Zeit, ihrer Kosten und Beschwerden ersparen. Die Chaussee hierher wird in dem besten Zustande erhalten, und führt die fünf Meilen fast immer in gerader Richtung fort. Selbst da, wo man diesseits Minden den beträchtlichen Berg zu ersteigen hat, erleichtert sie dem Wanderer das schweißtreibende Geschäft, so viel sichs thun läßt; und die endlich erreichte Höhe lohnt dann mit dem entzückenden Ueberblick einer reizvollen Gegend.

Das nahrhafte hannöverische Städtchen Minden, wodurch der Weg führt, und das ungefähr in der Mitte von

Göttingen und Cassel liegt, hat eine höchst angenehme Lage auf der Erdzunge, welche die hier zusammenfließenden Flüsse Werra und Fulda bilden. Da, wie bekannt, in deren Vereinigung die Weser ihren Anfang nimmt, so übersieht man hier gleichsam drey verschiedne Flüsse mit einem Blick — ein Fall, der selten seyn würde, wenn diese drey Nahmen, Werra, Fulde und Weser auch zugleich so viel selbstständige Gewässer bezeichneten. Werra und Weser scheint indessen nur die veränderte Aussprache des nämlichen Flusses zu seyn.

Für die Residenz eines bloßen Landgrafen hat Cassel und die umliegende Gegend verhältnißmäßig außerordentlich viel Sehenswerthes, wovon einiges sogar Bewunderung verdient. Ich werde daher nicht so geschwind von dannen reisen können, da ich nicht gerne eine Merkwürdigkeit unaufgesucht lassen möchte. Ohnehin hat sich hier, seitdem der Regierungsrath Schminke im Jahr 1767 seine Beschreibung dieser Residenz heraus gab, alles ungemein verändert; und noch hat sich kein Nicolai gefunden, der hier den Reisenden die Stelle eines Mentors vertreten könnte. Durch Landgraf Friedrichs des Ersten verschönernde Bauten verlohr Cassel fast gänzlich seine vorige Wesenheit, wenigstens in Absicht der Außenseite. Die alte Gränzen wurden durch Ebenung des sonstigen Walles und Grabens um die Hälfte erweitert. So ist nun ein beträchtlicher Theil der Stadt als völlig neu anzusehen, und der seit zwanzig Jahren ihr mitgetheilte verstärkte Glanz hat sie den angesehensten Städten Deutschlands an die Seite gesetzt.

Cassel bekanntlich die Residenz und Hauptstadt der gesammten Hessencasselischen Lande, liegt im sieben und

zwan-

zwanzigsten Grade der Länge; ihre nördliche Breite beträgt ein und funfzig Grade neunzehn Minuten und zwanzig Secunden.

Die Anhöhe, an welche sie sich auf ihrer südlichen und westlichen Seite anschmieget, bildet gleichsam einen großen Kessel, in welchem der untere Theil der Stadt liegt. Cassels erhabnere Einwohner hingegen, besonders diejenigen des südlichen Theils, genießen immerfort der angenehmsten Uebersicht einer fruchtbaren, schön angebauten Landschaft, in welcher Wiesen und Felder, Wasser und Hügel, Wälder und Dörfer bunt abwechseln.

Mit den gelehrten Herleitungen des Nahmens dieser Stadt will ich Sie nicht heimsuchen. Sie beruhen, wie gewöhnlich, alle nur auf Muthmaßungen, wovon die eine bloß einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit mit sich führt, als die andre. Am mehresten hat unstreitig die Herleitung von dem alten deutschen Worte Kasel für sich, welches Wort ein großes steinernes Haus, ein festes Schloß bezeichnet. Nach dem Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs (Thl. 2. S. 745.), war unter andern in Bremen ein dergleichen Gebäude, worin die Gesellschaft der Kaselsbröder hauste, und welches im Jahr 1347 zerstöhrt wurde.

Die Schreibart der Stadt Kassel mit einem K scheint daher nicht so ganz unrichtig zu seyn; wenigstens findet man schon in Urkunden des dreyzehnten und folgenden Jahrhunderts häufig Kassel und kasselisch geschrieben. Indessen läßt sich dagegen erinnern, daß das altdeutsche Wort Kasel (festes Schloß) vielleicht von dem lateinischen Castellum (eine kleine Feste) entlehnt ist; wenigstens

stens erlernten unsre deutschen Urväter das Erbauen der steinernen Häuser und Castelle unstreitig von den in Deutschland kriegführenden Römern. Die Meynung derer, welche den Nahmen der hessenschen Hauptstadt von einem vormals daselbst gestandenen Castell oder Casteel herleiten, bestätigt sich ohnehin auch durch mehrere ihrer Nahmensschwestern, deren jetzige Benennung noch viel unverkennbarer römischen Ursprungs ist. Das am rechten Rhein-ufer, Mainz gegenüber gelegene Städtchen Cassel, war ohne allen Zweifel ursprünglich ein zur Befestigung der Stadt Mainz gehöriges römisches Castellum, und wird noch jetzt eben so häufig Castell als Cassel geschrieben. Nicht weniger gewiß ist es, daß das Französisch-flanderische Montcassel oder Cassel op dem Berge ursprünglich bloß ein von den daselbst kriegführenden Römern angelegtes Castellum war.

Daß aber einige hiesige Casseler, etwas eitel, den Ursprung ihrer Stadt von dem römischen Feldherrn Drusus, als den Erbauer des Castells, welches der Stadt den Nahmen gegeben habe, herleiten, scheint Hrn. Schminke, diesem großen Kenner der hessenschen Alterthümer zum wenigsten völlig unerweislich. Vielleicht hat der hier befindliche Druselthurm die Veranlassung zu dieser Sage gegeben, welcher doch offenbar seinen Nahmen von der Drusel, einem Bache, erhalten hat, dessen Wasser durch die Gassen der Altstadt fließt, nachdem es zuvor für die Bedürfnisse der Stadt im Druselthurme gesammelt worden.

Auch das Alter des Orts ist eben daher nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Wäre die Meynung derer gegründet, welche das Stercontium des Ptolomäus für unser

unſer heutiges Caſſel halten: ſo würde man deſſen Alter wenigſtens bis in das zweyte Jahrhundert hinaufſetzen können. Allein da das wirkliche Daſeyn eines ehemaligen Caſtells nicht einmal vollkommen erwieſen iſt: wie will man den Zeitpunkt beſtimmen können, worin es erbauet wurde? — Die älteſte Urkunde, worin von dieſem Orte Meldung geſchiehet, iſt ein Schenkungsbrief Konrads des Erſten, den dieſer deutſche König zu Caſſala unter dem achtzehnten Februar des Jahres 913 für das Kloſter Meſchede in Weſtphalen ausgeſtellt hat.

Ob nun gleich hieraus erhellet, daß die Herrn dieſer Lande ſich ſchon im Anfange des zehnten Jahrhunderts hier aufgehalten haben müſſen; ſo ſcheint doch der erſte beſondere Landgraf von Heſſen, Heinrich, da er nach dem Tode ſeiner Mutter, der Herzoginn Sophie von Brabant, die Regierung übernahm, Caſſel zuerſt zur beſtändigen Reſidenz gewählt zu haben. Das alte Schloß daſelbſt ließ er abbrechen, und im Jahr 1277 ein neues erbauen, woraus denn nach und nach durch mancherley Anhänge und Veränderungen das dermalige entſtanden iſt.

Caſſel wird durch die Fulde in zwey ungleiche Theile getheilt, die eine ſteinerne Brücke von vier Schwibbogen verbindet. Der Theil am rechten Ufer, welche der kleinſte iſt, wird jetzt die Unter-neuſtadt genannt; der am linken Ufer die Altſtadt; und der neueſte, ſchönſte und größeſte auf der Anhöhe: die Ober-neuſtadt.

Die Altſtadt muß in der Vorzeit eine nicht unbeträchtliche Feſtung geweſen ſeyn; denn ſie wurde gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu drey verſchiednenmalen vergebens belagert.

Die

Die Ober-neuſtadt — ſonſt auch die franzöſiſche Neuſtadt genannt — dankt ihren Urſprung dem Landgrafen Karl; und ihre vorzüglichſte Verſchönerung und Vollendung dem Vater des jetzt regierenden Herrn. Jener nämlich, klug und menſchenfreundlich, erbauete vom Jahre 1688 an auf ſeinen Luſtgärten dieſen ſchönſten Theil Caſſels für die franzöſiſchen Künſtler, Fabrikanten und Handwerker, die Ludwigs des Vierzehnten fanatiſche Dummheit aus dem Lande vertrieb. Friedrich der Zweyte aber ließ vom Jahre 1768 an auch die Wälle abtragen, die bisher die Alt- und Ober-neuſtadt noch von einander getrennt hatte. Ueberhaupt wurden die ſämmtlichen Feſtungswerke geſchleift, weil der ſiebenjährige ſchleſiſche Krieg hinlänglich erwieſen hatte, daß Caſſel, als Feſtung in unſern Tagen, dem Feinde zwar zum ſichern Waffenplatze dienen, aber keine ernſtliche Belagerung aushalten könne, ohne ihrem ſchönſten Theile, der ganzen Ober-neuſtadt, den unvermeidlichſten Untergang zuzuziehen. Durch die geſchleiften Wälle und ausgefüllten Gräben entſtanden große Ebenen, durch deren Benützung die Stadt in ihrem ganzen Umfange ungemein erweitert wurde. Beſonders gewann bey dieſer Erweiterung die Ober-neuſtadt, die nun mittelſt gerade durchlaufender Straßen mit der Altſtadt überall auf das genaueſte verbunden ward. Jetzt erſt bekam jene auch eine ordentliche Stadtmauer. Die dadurch vermehrten Thore rund um Caſſel belaufen ſich jetzt auf dreyzehn.

Ueber achthundert Laternen machen nächtlich die öffentliche Erleuchtung der Stadt aus, welche in der durch Schönheit, Länge und gerade Richtung mit Recht berühmten Königsſtraße beſonders gut in's Auge fällt.

Unter

Unter den sieben öffentlichen Plätzen der Altstadt zeichnet sich ganz besonders der im Jahr 1763 auf der Reitbahn angelegte vortrefliche Paradeplatz aus. Er liegt dem Schlosse südwestlich, ist hinten, nach der Ober-neustadt zu, mit einer prächtigen Kolonnade geschlossen, die die Gestalt eines halben Zirkels hat, der an beyden Enden mit einem viereckigten Pavillon sich schließt, und in der Mitte mit einem Triumphbogen verziert ist. Ueber dem letztern steht eine sogenannte Gloria Principis nebst zwey darneben liegenden Löwen. — An der einen Seite des Paradeplatzes, der da, wo die Kolonnade aufhört, mit einem erhabenen eisernen Geländer eingefaßt ist, sind breite Durchgänge, deren jede mit kolossalischen Standbildern — Pferdebändiger — von der bildenden Meisterhand eines Nahl, verziert ist. An der zwischen beyden angebrachten Treppe, die zum Platze führt, stehen zwey römische Schleuderer; ihnen gegen über, auf der andern Seite des Platzes, zwey Fechter; vor jedem Pavillone der Kolonade, kämpfende Ringer. Außerhalb dieses eingeschlossenen Paradeplatzes gränzt der äußere daran, der Raum genung für die Wachparade von sechs Regimentern hat.

Zu den öffentlichen Plätzen der Ober-neustadt gehören vorzüglich der Karls- der Königs- und der Friedrichsplatz. Ersterer ist regelmäßig viereckigt und mit Linden umfaßt. Er führt seinen Nahmen von dem Erbauer der Karlsstraße und Grundleger der ganzen Ober-neustadt, dem Landgrafen Karl, dessen Bildsäule von weißem Marmor (schon 1686 von Eggers verfertigt) im Jahr 1768 durch seinen Enkel, in der Mitte des Platzes auf einem erhabenen Fußgestelle zu seinem Andenken errichtet worden ist.

Der

Der Königsplatz, gleich der Straße und dem Thore dieses Nahmens, dem Andenken Königs Friedrich des Ersten von Schweden gewidmet, ist ganz zirkelrund, auch die Vorderseite der zum Theil sehr ansehnlichen Gebäude, die ihn umschließen, sind nach einem Zirkelbogen ausgeschnitten, und werden von drey Straßen, die sich hier durchkreuzen, in sechs gleiche Theile getheilt. Diese sechs concave Häuserabschnitte sind die Ursache von dem vortreflichen, sechsmal auf das deutlichste wiederholenden Echo, welches man auf dem Mittelpunkte dieses Platzes bey nächtlicher Stille hört, besonders wenn man nach der obern Königsstraße hinruft.

Der ungemein prächtige, große Friedrichsplatz — dem Vater des jetzt regierenden Landgrafen zu Ehren so genannt — bildet ein regelmäßiges länglichtes Viereck, welches nicht weniger als neunhundert vier und siebenzig Fuß lang und beynahe halb so breit ist. Er wird seiner Länge nach, von der Friedrichs- und Bibliothekstraße, und der Breite nach, von der Königs- und Bellevüestraße begränzt. Letzte ist hier offen, und gewährt daher dem Auge die schönste Aussicht in das angenehme Thal, worinn die Stadt liegt, und vornehmlich nach der Aue. Zu den Gebäuden, welche dem Platze vorzüglich auf der einen Seite zur größten Zierde gereichen, gehört der vortrefliche Pallast der Landesstände, das weitläuftige Bibliothekgebäude, und die neue Kapelle. Die drey übrigen Seiten sind auf dem Platze selbst unter andern auch mit Lindenalleen umschlossen, deren kühlende Schatten im Sommer, und deren Wohlgeruch zur Blüthenzeit diese Gegend zu einer einladenden Promenade machen. In der Mitte des Platzes, der Bibliothek gerade gegenüber, haben seit kurzem die Landesstände das von Mahl vortreflich

bear-

bearbeitete marmorne Standbild des verstorbenen Landgrafen Friedrichs des Zweyten errichtet.

Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in der Altstadt sind: das fürstl. Schloß, der Marstall, das Reit- und Exerzierhaus, der alte und der neue Collegienhof, das ehemalige Kunsthaus, das Modellhaus, das Comödienhaus, das Obermarschallshaus — das Elisabethshospital, das Zeughaus, das Gießhaus — die Kasernen und das lutherische Waisenhaus.

In der Unter-neustadt bemerke ich wegen ihrer Wohlthätigkeit bloß das Süsterhaus und das Niederkunft- und Findelhaus. Ersteres ist zur Versorgung alter und armer Frauen; letzteres, das billig in allen größern Städten seyn sollte, war vormals alt und ungeräumig, und ist seit 1777 erweitert, zweckmäßiger und schöner neu aufgeführt.

Besonders reich an öffentlichen großentheils fürstlichen Gebäuden ist die Ober-neustadt. Die vorzüglichsten und sehenswertheſten sind: das fürstliche Haus — die Bildergallerie, die Mahler- und Bildhauer-academie, das Lusthaus Bellevüe, das alte Prinz Georgenhaus, das Opernhaus, das Lottohaus, die Post, die Hallen, das geistliche Haus, das Bibliothekgebäude mit dem Museo, das Meßhaus, das Landsständische Haus, das Rathhaus, das französische Hospital, das deutsche Kirchenhaus, das Süster- und Jacobshaus.

Die Kirchen und Schulen zu Cassel sind: die Martins- oder Stiftskirche, die Brüderkirche,

die

die Ober- und Unter-neustädtische Kirche, die Garnisonkirche, das lutherische Gotteshaus, die Schloßkirche, die katholische Hofkapelle, die neue katholische Kapelle, die Hospitalkirche, die Zucht- und Spinnhauskirche. Ferner das Pädagogium, die Garnison- und die Findelschule.

Endlich sind auch außerhalb der Stadt noch besonders folgende Gebäude sehenswürdig: die Orangerie, das Marmorbad, der neue Pavillon, die Gewächshäuser, die Menagerie und die Charité.

Um nicht zu weitläuftig zu werden begnüge ich mich, die mehresten dieser öffentlichen Gebäude bloß dem Nahmen nach angeführt zu haben; und verspare das, was von dem einen oder andern vorzüglich bemerkenswerth ist, für den nächsten Brief.

Leben Sie wohl bis dahin!

Neun

Neunter Brief.

Inhalt.

Geschichte des fürstlichen Schlosses. — Merkwürdigkeiten des Modelhauses. — Schätze der Bildergallerie. — Die Orangerie. — Pracht und Kunstwerke des Marmorbades. — Partien des Augartens. — Seltene Bibelausgaben und chemische Handschrift. — Naturalienſammlung.

Cassel 1794.

Von den am Ende meines letzten Briefes nahmhaft gemachten Casselischen Merkwürdigkeiten verdienen einer vorzüglichen Aufmerksamkeit: das Schloß — das Modelhaus — die Bildergallerie — das Marmorbad mit dem daran stoßenden Auegärten — die Bibliothek — und die Kunstkammer. Ich werde jetzt Wort halten, und Ihnen, lieber Freund! dieß eben Genannte kurz beschreiben; ich bitte aber auch zum Voraus um Verzeihung, wenn dieser Brief lang werden sollte.

Das fürstliche Schloß liegt am linken Ufer der Fulda, von welcher ein hoher Wall es scheidet; es besteht aus vier

Flügeln, die ein länglichtes Viereck bilden, und einen innern Schloßhof umschließen. Schon Heinrich der Erste erbauete hier im Jahr 1277 ein hölzernes Schloß; Ludwig der Zweyte ließ es im Jahr 1466 unten massiv machen. Da aber der übrige Bau von Holz immer hinfälliger wurde, fing Landgraf Wilhelm im Jahr 1503 an, den Grund zu dem gegenwärtigen Schlosse zu legen, und den Flügel nach der Fulda ganz massiv zu erbauen. Philipp der Großmüthige endete erst im Jahr 1562 das Werk, und brachte es in den Stand, worinn es, der Hauptsache nach, noch jetzt ist. Vormals war es befestigt, und von einem hohen Wall und tiefen trockenen Graben, der es bis zur Hälfte deckte, rund umgeben. Da es dadurch von außen das Ansehen eines Gefängnisses gewann und von innen weder der frischen Luft, noch einer freyen Aussicht genoß: so ließ der verstorbene Landgraf diese verunstaltende, und nichts nütze Befestigung, so wie die sämtlichen Werke der Stadt selbst schleifen, wodurch Schloß und Stadt unendlich gewonnen hat.

Innerhalb des Schlosses ist die zwar nur kleine, aber hoch gewölbte Schloßkapelle, und seit dem die protestantischen Landgrafen wieder zum allein seligmachenden Glauben zurückgeführt sind, — ich glaube seit 1760 — auch eine katholische Hofkapelle. Ein Gemach voller Prunk und außerordentlichen Reichthümer. Den hohen Altar bekleidet ein vortreffliches Gemälde: die Himmelfahrt Christi, von der Meisterhand eines Tischbein.

Unter den übrigen Gemächern des Schlosses, zeichnen sich drey Säle: als vorzüglich sehenswerth aus: nämlich der weiße Saal, der rothe Stein und der goldene Saal. Letzterer ist ganz gewölbt.

In

In den Nieschen seiner Seitenwände stehen die regierenden Landgrafen und deren Gemahlinnen, von Philipp dem Großmüthigen an, bis auf Moritz. In den Fensterbögen aber, und an den Wänden desselben, sieht man die Bildnisse aller der Kayser, Könige, Chur- Reichs- und ausländischer Fürsten, welche in dem halben Jahrhunderte von 1530 bis 1581 gelebt haben.

Der rothe Stein wurde im Jahr 1770 bey Gelegenheit der Stiftung des großen hessenschen Ordens vom goldenen Löwen, zu einem prächtigen Ordenssaale eingeweiht.

Das Modellhaus, am Paradeplatz, gegen die Aue zu gelegen, ist ein neues Gebäude zum Aufbewahren vieler saubern Modelle von Kunstwerken, Gebäuden und Städten, die zum Theil bis jetzt nur noch bloße Ideale geblieben, großentheils aber in der Wirklichkeit dargestellt worden sind. Man findet hier unter andern das Modell der am Zusammenfluß der Diemel und Weser neu angelegten hessenschen Stadt Karlshafen, nebst dem daselbst angefangenen Kanal, der mittelst vieler Schleusen, zur Beförderung des Handels, die Schiffahrt bis Grabenstein, zwey Meilen von Cassel möglich machen sollte, aber wegen außerordentlicher Kosten bis jetzt nicht vollendet ist.

Sehenswerth, besonders für den Liebhaber der Mechanik, sind hier ferner mehrere fleißig gearbeitete Modelle von Mühlen, Schleusen und Pumpwerken. Desgleichen die Modelle des fürstlichen Auegartens und Bades, einer noch anzubauenden casselischen Vorstadt, und des Gartens bey dem Lustschlosse Freyenhagen, der sich durch seine acht und vierzig Fuß hohe Buchsbaum- und Taxispyramiden auszeichnet.

Mehr als alles dieses aber zieht gewöhnlich das Modell der Wasserkünste des Karlsberges die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich. Durch seine ungeheure Größe ist es auch in der That einzig in seiner Art. Denn die ganze Länge dieses Modells beträgt nicht weniger als zwey hundert und zwanzig Fuß, casselischen Maaßes. Und da es auch den gehörigen Fall hat, so zieht es sich aus dem obern Stockwerke des Modellhauses in das untere hinab. Das erstaunenswürdige Werk ohne seines Gleichen, dessen verjüngte Darstellung es ist, scheint etwas von seiner hohen Bewundernswürdigkeit auf das unvollkommene Bild der Wirklichkeit übertragen zu haben. — Man versichert, daß der Abhang und die vorzüglichsten Theile dieses Modells auf das genaueste und verhältnißmäßigste mit dem Abhange des Karlsberges selbst, und dessen Wasserkünste, berechnet worden sey, und übereinstimme. Jedoch ist der Theil des Modells hiervon ausgenommen, der wegen ungeheurer Vergrößerung der Kosten bis jetzt noch nicht hat zur Wirklichkeit gebracht werden können. Es ist das Werk des Modellisten Wachter, der es im Jahr 1709 zu verfertigen anfing.

Zu den vorzüglichern Merkwürdigkeiten in Cassel gehört unstreitig auch die vortreffliche Bildergallerie. Das Gebäude für sie begrenzt das fürstliche Haus, ist nicht weniger schön, wie dieses, und in den Jahren 1749 bis 1751 für diese Gallerie besonders erbauet. In Verbindung mit ihr steht die seit 1775 eröffnete Maler- und Bildhauer-academie, welcher ebenfalls ein ansehnlicher Vorrath von Gemälden, besonders aus der italienischen Schule, angetroffen wird.

Die Bildergallerie dankt besonders Landgrafen Wilhelm dem Achten, manches vortreffliche Originalgemälde

de berühmter Künstler. Ich begnüge mich, der Kürze wegen, nur einige von denen Stücken anzuführen, die nach dem Urtheil der Kenner einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth sind. Von Rubens schönsten Erzeugnissen sieht man hier den Melchisedeck, wie er dem Abraham nach erhaltenem Siege Brodt und Wein überreicht, in Lebensgröße — den triumphirenden Mars — einen Perser in Lebensgröße — und das Kind Jesus auf der Flucht seiner Eltern nach Aegypten.

Von Rembrand, dessen fast unnachahmliche Darstellungsgabe, besonders in Absicht der Leidenschaften, bekannt ist, zeichnen sich besonders aus: der von den Philistern gebundene und der Augen beraubte Simson — Jacob, wie er Josephs Kinder segnet — eine böhmische Prinzessinn in Gesellschaft eines Mannes — ein Bürgermeister aus Amsterdam — Jesus, wie er vom Kreuze gehoben wird, woran die bewundernswürdige Composition eine Erfindung Rubens ist — Jesus, wie er nach seiner Auferstehung der Magdalena in Gestalt eines Gärtners erscheint — und endlich der Kopf eines alten Mannes und Rembrands Bruststück, von ihm selbst verfertigt.

Von des unsterblichen Raphaels Pinsel findet man hinter einem grünen seidenen Vorhang eine Maria mit dem Jesuskinde.

Anton van Dyck's schönste Stücke sind: ein stehender Cupido — ein männliches und ein weibliches Brustbild in schwarzer Kleidung — ein englischer Prediger und ein Rathsherr von Antwerpen in Lebensgröße — die sieben Heiligen, ein vortrefflich componirtes Kirchenstück.

Von Jordans: der von den Nymphen erzogene Bacchus das Bohnenfest auf dem Dreykönigstag, in welchem die vortreffliche Zusammensetzung der vielen Figuren die Aufmerksamkeit jedes Kenners fesselt — vier ansehnliche Stücke von gleicher Größe, wovon die beyden ersten zwey Landwirthschaften, das dritte die Bacchanilien und das vierte den Jordans selbst mit seiner Familie vorstellt.

Von Breugel: eine Landschaft mit verschiedenen Thieren und Insecten, die in Ansehung der Figuren von Rubens zu einer noch höhern Vollkommenheit erhoben ist — eine wunderschöne Landschaft, nach der Natur, am Ufer der Schelde.

Ein Frucht- und Blumenstück von J. van Huysum, der in diesem Fache der Malerey nur wenige seines Gleichen hat.

Von Elsmeyer: die Geißelung Jesu, ein ausnehmend schönes Nachtstück.

Von Crayer: das Kind Jesus und dessen Mutter, wie sie zu Bethlehem von den Hirten vorgefunden worden. Der nämliche Gegenstand ist hier noch einmal von einem andern Künstler.

Von Corrain: die vier Tageszeiten in Landschaften mit einem ausgezeichneten Fleiße dargestellt.

Von A. van Werff: die vier Jahreszeiten in vier Stücken — die Vertreibung Adams und der Eva aus dem Paradiese — und Loth mit dessen beyden Töchtern.

Von

Von Carrache: eine liegende Venus mit dem Cupido — und die Herabnahme Christi vom Kreuze.

Von Ostade: eine Bauernhochzeit mit vielen Figuren, und ein vortrefflichs Miniaturgemälde: das Kind Jesus zu Bethlehem.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, begnüge ich mich, von mehrern andern Meisterstücken der malerischen Darstellungskunst nur die Nahmen ihrer berühmten Schöpfer zu nennen: van der Heiden — Wouvermann — von Momper da Vinci — Potter — Metzü — Slingeland — Miris — Fyt — Neefs u. m. a.

Am Fuße des Schlosses liegt die sogenannte Aue mit der ganz im italienischen Geschmacke erbaueten Orangerie, dem Marmorbade und dem Auegarten. Ehemals war die Aue eine förmliche von der Fulda umflossene Insel, die Landgraf Heinrich der Erste 1308 zum Theil vom Kloster Hersfeldhusen eintauschte. Nachmals wurde ein die Aue umschließender Arm der Fulda oben abgedämmt, um den Strom im Haupt-arme zu mehren, und die Schiffahrt da zu fördern. So ist die Aue nun gleichsam eine Halbinsel, und in zwey große Theile getheilt, in die Orangerie mit den ihr angehörigen Gebäuden und in die eigentliche Aue.

Die Orangerie gränzt zu nächst an das Schloß, bildet gegen das Auethor einen halben Zirkel, und erstreckt sich bis an einen neu angelegten großen Rasenplatz. Ihre erste Anlage schreibt sich schon von Wilhelm dem Vierten aus dem Jahre 1568 her. Zur jetzigen Vollkommenheit gelangte sie erst unter dem Landgraf Karl. Das vortreffliche Orangeriegebäude dieses Gartens genüget allen Re-

geln der Baukunst, hat drey hundert Fuß Länge und besteht aus drey großen Pavillons; unter deren mittelsten das sehr hohe offene Portal ist, welches die Durchfahrt nach der Aue giebt. Auf der Nordseite sind in verschiedenen Nieschen große Statuen angebracht, welche die zwölf Zeichen des Thierkreises vorstellen, mit deren jedem die Statue einer Tugend abwechselt und die auswärts von den vier Theilen der Welt begränzt werden. Darüber hangen die Bildnisse der römischen Kayser der beyden ersten Jahrhunderte. Zwischen den zwey Stockwerk hohen Pavillons sind schöne Säle, denen die vielen Bildsäulen der Kayser, das Grottenwerk und die Al-fresco-Deckgemälde des berühmten Raff ein überaus schönes Ansehn geben.

Dem Orangeriehause zur Seite liegt das Marmorbad mit seinen bezaubernden Meisterwerken der Bildhauerkunst. Man erblickt inwendig nichts als den raresten Marmor, Jaspis und dergleichen Steinarten; daher sein Nahme. Das Bad selbst in der Mitte des Gebäudes ist zehn Stufen tief, und hat fünf und zwanzig Fuß im Umfange. Die Kuppel, durch welche alles Licht hineinfällt, ruhet auf acht Säulen von korinthischer Ordnung. Die acht Bogen, welche sie unterstützen, sind von den vier Jahrszeiten und den Elementen in halb erhabene Arbeit und oberwärts mit kleinen Genien verziert. In dem obersten Deckgemälde schwebt Aurora in ihrem Glanze. Alle übrige Verzierungen dieses Gebäudes sind theils Statuen, theils Basreliefs. Sie wurden von 1728 an innerhalb zehn Jahren unter dem Meißel und der Angabe und Leitung des berühmten Bildhauers Monnet gebildet und vollendet und stellen insgesamt Geschichtsscenen der Mythologie der Alten, besonders aus den Verwandlungen Ovids vor.

Die

Die acht Stücke von der vortrefflichsten halberhabenen Arbeit stehen zwischen den Fensterbogen an den Wänden herum und wechseln mit Statuen ab. Als bloßer Liebhaber solcher Bildungen wag ichs nicht, mich auf die Auseinandersetzung ihrer einzelen und allgemeinen Schönheiten einzulassen; sondern mache hier die Gegenstände selbst bloß nahmhaft.

Das erste Basrelief enthält die Vermählung des Bacchus mit Ariadnen. Darneben steht die Bildsäule der Latona mit ihren Zwillingskindern, dem Apoll und der Diana. — Das zweyte hat die Geschichte der Nymphe Arethusa, und des in sie verliebten Flusses Alpheus zum Gegenstande; dazwischen steht Paris mit dem Zankapfel — darneben befindet sich das Bildniß der Landgräfinn Marie Amalie, gehalten von zwey Genien und umgeben von der Liebe, dem Frieden und der mütterlichen Fürsorge. Unter demselben ist die Erdkugel von schwarzem Agath und gelbem Marmor. — Ihr zur Seite die Statue der Venus mit dem Cupido.

In dem dritten Basrelief ist die mit ihren Nymphen sich badende Diane und der in einen Hirsch verwandelte Aktäon dargestellt. Die darauf folgende Bildsäule ist der in sich selbst verliebte Narciß.

Das vierte enthält Daphnens Verwandlung in einen Lorbeerbaum.

Das fünfte die aus Meeresschaum sich bildende Venus; und die Zwischenstatue die Lada mit dem Jupiter, wie er sich aus Liebe zu ihr in einen Schwan verwandelt.

Im sechsten Basrelif befreyt Perseus die an einen Felsen geschmiedete Andromeda. Ihr zur Seite steht Göttinn Flora, und darneben unterstützen Minerva und die Gerechtigkeit das Bildniß des Landgrafen Karl. Ueber demselben schwebt ein Genius mit Zepter und Fürstenhut, nebst der Fama, die sein Bildniß hält. Ein anderer Genius schüttet Münzen und Gnadenketten aus — eine in der That sinnreich satyrische Schmeicheley! — Darunter sieht man eine Himmelskugel von blauem Agath mit silbernen Fixsternen und Planeten, desgleichen den Thierkreis von gelbem Marmor. Ganz unten liegt auf der einen Seite ein mit Lorbeerzweigen umwundenes bloßes Schwerdt, und auf der andern die Sinnbilder der Malerey, Mathematik, Musik und Bildhauerkunst; Wissenschaften, die Karls Liebe und Schutz ganz besonders genossen.

Hierauf folgen die Bildsäulen Merkurs und Cupido's — und dann die Scene wie Diane die Schwangerschaft der Calliste entdeckt. Neben ihr steht ein Faunus, über dessen Schultern ein Rehkalb hinabhängt. Diese vortrefflich gearbeitete Statue allein soll, nach der Versicherung meines Führers, vier und zwanzigtausend Thaler gekostet haben.

Das achte Basrelief endlich enthält die Geschichte der Entführung der Europa durch Jupiter.

Nicht weniger hinreissend schön sind die Bildsäulen, welche in der Mitte des Gebäudes zwischen den korinthischen Säulen stehen. Die in ihnen bearbeiteten Gegenstände sind: Bacchus — Apoll, wie er dem Marsyas die Haut abzieht — Minerva, die mit einem Finger-

zeig

zeig auf dieß Marmorbad aufmerksam macht, indem ein Genius neben ihr, sie aufmerksamen Blickes anschaut, und ein anderer einen Kranz bearbeitet — und endlich eine Bachantinn, mit dem lebhaftesten Ausdrucke ihres hohen Jubels.

Unter jeder Statue steht der Nahme ihres Schöpfers, auch der Ort und die Jahreszahl, wo und wann sie verfertigt ist. Am Eingange stehen die Worte:

Petrus Stephanus Monnot fecit
omnia opera marmoris. Anno MDCCXXVIII.

Ich komme jetzt auf den höchst angenehmen Auegarten, der den Cafselern zu jeder Zeit offen steht, und für sie eben das ist, was den Berlinern der Thiergarten ist. Sein beträchtlicher Umfang schließt Abwechselungen aller Art in sich. Seine schöne breite Hauptallee, eigentlich zum Fahren bestimmt, stößt gerade auf das größere Bassin der Aue, welches in Form einer Leyer länglicht rund ist, und in der Mitte eine kleine grüne Insel hat. Letzteres wird durch den Fahrweg von einem kleinen Wasserbehältniß abgesondert, das seinen Zufluß vermittelst einer Schleuse aus einem Canal erhält, der mit der Fulda in Verbindung steht.

Eine der größern Neben-alleen führt zu einem runden Bassin und eine andere auf einen großen von Linden beschatteten Platz. Uebrigens wechseln Berceaux, Bassins, Boskets, Gewässer, freye Plätze, grüne Theater und andre künstliche Anlagen, dieses durch Natur und Kunst gleich angenehmen Gartens auf das Unterhaltendste mit einander ab; und er verlieret jährlich mehr von dem ekelhaft

haft steifen holländischen Geschmacke, in welchem er ursprünglich angelegt war, indem die Vorliebe des regierenden Herrn für die englischen Garten-anlagen ihn nach und nach immer mehr umschaft und veredelt.

Ich komme jetzt auf einen Gegenstand, der allein im Stande ist, einen aufmerksamen und wißbegierigen Reisenden in Cassel mehrere Wochen auf das angenehmste zu beschäftigen — auf das Musäum und die damit verbundene Bibiothek.

Beyde befinden sich in dem Bibliothekgebäude, auf dem Friedrichsplatze. Der Bau desselben begann schon im Jahre 1769. Es fanden sich aber bey der Gründung in den vielen alten und tiefen Gewölben, die unter den vormals hier hinlaufenden Festungswerken waren, der Hindernisse und Schwierigkeiten so viele, daß die eben so mühsame als kostspielige Grundlage des heeren Gebäudes allein mehrere Jahre erforderte, weil sie sehr tief und mit ungeheurem Mauerwerke ausgefüllt werden mußte. Erst nach Verlauf eines Jahrzehends stand er vollendet in seiner ganzen Schönheit da.

Der untere Theil dieses geräumigen Gebäudes wurde bestimmt, die sonst in dem Kunsthause gewesenen Kostbarkeiten und Seltenheiten der Natur und Kunst aufzubewahren. Der zu diesem Behuef auf jeder Seite des Eingangs angelegte große Saal hat von beyden Seiten sechs Fenster, und die Decke desselben ruhet, der außerordentlichen Tiefe wegen, auf zehn in zwey Reihen stehenden Säulen.

Das Stockwerk darüber ist der fürstlichen Bibliothek gewidmet, die sich besonders durch einige seltene Bibel,

belausgaben und Handschriften empfiehlt. Die Zahl der Bibeln von verschiedenen Ausgaben und Sprachen beläuft sich auf zweyhundert. Darunter befindet sich das berühmte Werk Biblia Complutensia, oder Polyglotta von 1514, 1515 und 1517 in drey Foliobänden. — Die Biblia Polyglotta Antwerpiensia von 1569 in acht Foliobänden. — Eine alte deutsche Bibel, die noch vor Luther herauskam, aber weder Jahrzahl noch Druckort hat. Die älteste unter allen gedruckten Bibeln, die äußerst seltene Vulgata in Folio vom Jahr 1462. Die Bibel neuen Testaments in crobatischer Sprache mit glagolischen Buchstaben, übersetzt von Truber in zwey Quartbänden von 1563. Eine von Reina übersetzte spanische Bibel in Quart von 1569. — Eine im Jahr 1743 von dem Schneidergesellen Sauer zu Germantowe in Quart gedruckte, und von Luther verlegte deutsche Bibel, welche den Seeräubern in die Hände fiel, und wovon überhaupt nur zwölf Exemplare nach Deutschland gekommen sind.

Unter den Handschriften dieser Bibliothek ist wegen des hohen Alters eine der allermerkwürdigste, ein hebräischer Codex des alten Testaments. Er ist weit älter als selbst der Codex Junstianus zu Rom, wiewohl seine Punctation erst in neuern Zeiten hinzugefügt ist. Die Bücher desselben haben weder Titel noch Abschnitte, außer daß sie mit einem großen Buchstaben anfangen. Auch hat die Bibliothek einen nicht weniger großen Schatz von neuern Handschriften, besonders in dem Fache der Mathematik, Astronomie und Chymie aufzuweisen.

Nahmhaft mache ich nur den Schwärmern in der Alchymie eine ihnen köstliche Handschrift mit dem Titel: Lux Lu-

Lucens in Tenebris, d. i. gründlicher Bericht die höchste Gehaimniß der Natur zu erforschen vnnd aus dem verborgenen an das Licht dem Menschen zu gueten zu pringen clar vnnd heel, beschrieben auß der Natur nach Philosophischem Gebrauch.

Dieß Werk ist zu Kayser Rudolphs des Zweyten Zeiten wunderschön auf Pergament geschrieben. — Aus Besorgniß, daß die Länge dieses Briefes, doch zu ungebührlich werden möchte, muß ich hier abbrechen, und der Beschreibung des weltberühmten Museums einen eigenen Brief widmen.

Schließend bemerk ich nur noch, daß hier in der alten weißensteiner Vorstadt ein Privatmann Nahmens Schildbach eine Naturaliensammlung besitzt, die für jeden Liebhaber der Naturgeschichte sehenswerth ist. Vorzüglich vollständig ist in derselben die Naturgeschichte der Vögel von ihrer Entstehung an, stufenweise bis zum Vergang — und die Sammlung deutscher Holzarten.

Zehn-

Digitized by Google

Zehnter Brief.

Inhalt.

Das Museum: Sculpturen — Sich fortwälzende Uhren — Uhr von Thon — Campanische Uhr — Möglichkeit eines Perpetuo-Mobile — Versteinerungen — Physikalischer Aparat — Optische Instrumente — Sonnenuhren — Griechische, Römische und Deutsche Alterthümer — Ruinen von Kork — Drittehalbtausend Gemmen — Grouppe von Ahnen — Schwebende Stubenthür.

Cassel 1794.

Das Museum in den untern Zimmern des Bibliothekgebäudes empfiehlt sich durch eine vortreffliche Sammlung von kostbaren und seltenen Kunstsachen, Antiquitäten und Naturalien. Ich mache Ihnen, l. F. der Kürze wegen, nur das sehenswertheste davon nahmhaft und fange bey den Sculpturen an.

Die Massen dieser gegrabenen, geschnitzten oder auch gegossenen Kunstwerke sind theils Holz und Metall, theils Marmor, Alabaster und andre Steine. Am vortheilhaftesten zeichnen sich darunter aus: das Paradies — das jüngste Gericht — die Geschichte des reichen Mannes; die Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt Christi; und die Ehebrecherinn, deren Sün-

Sünden Christus in den Sand schreibet. Die Statüen des Landgrafen Karls und seiner Gemahlinn, der Venus, des Apolls und der Pallas — die Modelle, wornach die Bildsäulen und Basreliefs im hiesigen Marmorbade verfertigt sind — der Evangelist Johannes, und der weinende Petrus in Musaischer Arbeit — Zwey köstliche Tische, die aus fein gestoßenem Marmor bereitet sind, deren einer den Grundriß der Hessenschen Lande, und deren anderer den Streit Apolls mit dem Pan, nach dem Ovid darstellt.

Das hiesige Uhrenkabinet besteht aus einer großen Sammlung von Uhren, an welchen theils die Erfindung und Arbeit, theils die Bestandtheile oder das Alterthum bemerkenswerth ist. So verdient unter andern die nach dem Ptolomäischen Weltsysteme eingerichtete große astronomische Uhr, wegen der überaus künstlichen Verbindung aller ihrer Theile zur Erhaltung des Endzwecks, Bewunderung. Indem der Mechanismus dieses seltenen Kunstwerks, eine über der Uhr befindliche Himmelskugel täglich von Morgen gegen Abend um ihre Axe drehet, gehet die Sonne durch die Ecliptik weiter nach Osten zu und legt ihre Bahn innerhalb einem Jahre zurück. Die eine Seite der Uhr zeigt die Tags- und Wochenzeit und den Lauf des Mars; die andre den Kreislauf Merkurs und der Venus; die dritte den Lauf des Mondes, dessen Alter und Schein, und die jährliche Sonnenbahn; ferner einen immerwährenden Julianischen Kalender, auf welchem die Jahreszeiten, die Eintheilung der Jahre in Monate, Wochen und Tage, und das Zu- und Abnehmen der Tage und Nächte befindlich sind. Auf der vierten Seite sieht man die Jupiters- und Saturnsbahn — Uebrigens kann diese Uhr nach der jedesmaligen Polhöhe gestellt werden, und sogar darauf ist

bey

bey ihrem so mannigfaltigen Mechanismus Rücksicht genommen, daß sie nach dreyen Gemeinjahren von dreyhundert fünf und sechzig Tagen in das jedesmalige vierte Jahr den dreyhundert sechs und sechzigsten Tag einschaltet. Dieß Meisterstück der Uhrmacherkunst ist unter dem Landgrafen Wilhelm dem Vierten von Jobs Byrgius verfertigt.

Unter der beträchtlichen Anzahl Taschen-uhren von berühmten Meistern sind verschiedene merkwürdige astronomische Feder-uhren.

Unter sehr guten Tisch-uhren ist eine stählerne, die in Einem Aufzuge ein ganzes Vierteljahr geht. Eine in ihrem Gehewerke angebrachte gezahnte Stange mit einem Gewichte treibt sie vier und zwanzig Stunden, löset dann ein Laufwerk aus, welches in einem Augenblick dieß Gewicht wieder zur vorigen Höhe bringt.

Die hiesigen Spiel-uhren haben nichts, was sie vor andern besonders auszeichnete.

Ueberraschend ist die unvermuthete Wirkung der Weckeruhr, welche eine Pallas zum Gehäuse hat. Auf der Brust dieser Göttinn ist das Zifferblatt, in ihrem Bauche die Uhr selbst und in der rechten Hand hält sie eine gespannte Pistole. Sobald der Wecker zu spielen aufhört, drückt sie die Pistole los und zündet zugleich ein Licht an.

Der Sonderbarkeit wegen ist in diese Uhrensammlung auch ein Werk aufgenommen, an welchen nicht bloß das Zifferblatt und die Gewichte, sondern sogar die Räder von gebranntem Thone sind. Der Ewigkeit wird sie freylich, wegen der Friction ihrer in einander eingreifenden Theile, nicht

so trotzen, wie jede andre von einer Masse, die der Natur der Uhren angemessener ist.

Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit schien mir die eine balancirende Uhr werth zu seyn. Dieß Werk ist mit seinem sinnreichen Mechanismus in einer metallenen Walze verschlossen, deren eine Zirkelfläche das Zifferblatt enthält, auf welchem der Zeiger beständig senkrecht nach oben hinzeigt. Diese Walze ruhet auf einer metallenen Platte, welche die Walze, in einem gegebenen Zeitraum durchläuft. Das Uhrwerk selbst schwebt in den beyden Axen der Walze, und da es in so fern, nebst dem an ihm befestigten unbeweglichen Stundenzeiger, von seinem Gehäuse unabhängig ist, so bleibt es aufrecht stehen, während daß dieses samt dem Zifferblatte die schiefe Fläche von unten nach oben zu in gleichförmiger Langsamkeit durchläuft. Hat der Stundenzeiger so seinen Kreislauf vollendet, und ist das Uhrwerk zugleich abgelaufen, so muß dieses nicht nur von neuem aufgezogen, sondern seine Walze auch wieder auf den ersten Punkt der zu durchlaufenden Fläche gestellt werden. Bewegt sich die Walze einer solchen Uhr alle vier und zwanzig Stunden nur einmal um sich selbst: so enthält das Zifferblatt nach Italienischer Art die Zahlen von Eins bis Vier und zwanzig; hingegen muß sie bey Deutschen Zifferblättern die Fläche, auf welcher sie lauft, die Peripherie der Walze wenigstens zweymal enthalten, wenn sie vier und zwanzig Stunden ohne fremde Beyhülfe gehen soll. Das Bewundernswürdigste an dergleichen Uhren ist, die ganz außerordentliche Genauigkeit, mit welcher der Künstler die Federkraft seiner Uhr mit dem geringen Flächenraum balanciren muß, den die Walze in jeder Stunde nur durchlaufen darf, wenn das richtige Zeitmaaß am Zifferblatte herauskommen soll.

Mehr

Mehr als alle übrige Uhren zog die Campanische, als erfindungsreiches Kunstwerk, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie erweckte von neuem in mir die schon lange genährte Idee, wie etwa ein sogenanntes Perpetuum Mobile, in dem vernünftigen Sinne des Worts, zur Wirklichkeit gebracht werden könnte. Ich weiß wohl, daß philosophische Mechaniker die Möglichkeit der Erfindung eines Instruments, welches ohne Zuthun einer demselben nicht eigenthümlichen Kraft, sich immerwährend bewege, von jeher bezweifelt, oder vielmehr geradezu abgeleugnet haben. In diesem Falle scheint man Bestandtheile dieses Werkzeugs vorauszusetzen, die von der Friction, und überhaupt von dem Zahne der Zeit gar nicht leiden, oder mit andern Worten, die nicht, wie alles Sichtbare in der Welt, tausendfachen Veränderungen ihres Daseyns unterworfen sind. Aber welcher wirklich mechanische Kopf ohne Schwärmerey hat dann auch je ein solches Unding erfinden, ein solches Ideal realisiren, eine solche baare Unmöglichkeit möglich machen wollen? Das hieße ja in der That mehr thun wollen, als selbst der Schöpfer alles Sichtbaren zu thun vermag. Ich wiederhole es also: die Hervorbringung eines unvergänglichen Kunstwerks aus vergänglichen Bestandtheilen hat mir nie am Herzen gelegen. Dagegen hab' ich oft gewünscht, daß irgend ein Künstler ein Etwas möchte erdenken können, welches z. B. in einem Studierzimmer durch einen einfachen Mechanismus eine ununterbrochene gleichförmige Bewegung so lange in sich schlösse bis endlich — vielleicht nach funfzig oder hundert Jahren — die durch die lange Bewegung und durch die Luft aufgelöseten Bestandtheile durch andere an deren Stelle geschobene ersetzt werden müßten. Ein schwaches Bild, und zugleich den Beweis der möglichen Ausführung dieser Idee, liefert uns jede Schiffmühle eines großen, nie versiegenden und nie frierenden Stromes. — Soll in-

dessen der Wunsch, ein Perpetuum Mobile zu erfinden, wie ich dessen Begriff so eben angegeben habe, keine unnütze Speculation bleiben, sondern vielmehr den Wissenschaften irgend einen zu ahndenden Vortheil gewähren: so müßte die bewegende Kraft zuvörderst fortdauernd seyn; und sich unter allen Umständen gleichförmiger äußern, als ein Strom, dessen Wirkung nach Maaßgabe des zufließenden Wassers, das Wasserrad bald mehr bald weniger langsam umtreibt, und der, wenigstens in unserm Himmelsstriche, im Winter gar nicht anwendbar ist.

An der hier befindlichen Campanischen Uhr sind zwey sich ablösende Kugeln in ununterbrochener Bewegung. Während daß die Eine, innerhalb messingener inclinirender Rinnen mit vielen Abstufungen, mittelst ihrer eigenen Schwere, von oben in die Tiefe hinabläuft, wird die Andere hinter der Uhr mittelst eines doppelten löffelartigen Hebels aus der Tiefe wieder in die Höhe gehoben, so daß sie in eben dem Augenblick, in welchem jene ihren Lauf nach unten vollendet hat, diesen Kreislauf oben von neuem beginnt. Während daß sie ihn fortsetzt, wird die abgelösete Kugel wieder in die Höhe gehoben. Jede Kugel gebraucht zur Beendigung ihrer ganzen Bahn dreißig Secunden. Mithin lösen sich beyde Kugeln innerhalb einer Stunde sechzigmal ab. Der Zeitmesser dieser Uhr ist oben angebracht.

Gesetzt nun, dieser einfache Kugelnlauf würde nicht durch eine dem Auge verborgene Federkraft eines gewöhnlichen Uhrwerks bewirkt, sondern ein geschickter Mechanicus suchte fein ökonomisch das Gewicht der über Abstufungen hinunter fallenden Kugel selbst, als hebende Kraft so zu benüzzen, daß sie mit jedem Fall auf die Stufen die andere Kugel nach und nach wieder auf die erforderliche Höhe förderte,

um

um zu einem ähnlichen Zwecke den nämlichen Lauf abwärts zu beginnen, und wechselsweise bald Kraft bald Last, oder vielmehr Ursach und Wirkung zu seyn — sollte ein solches Perpetuum Mobile nichts weiter, als das Unding einer schöpferischen aber verirrten Einbildungskraft seyn? —

Ferner enthält die Kunstkammer eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Mineralien und Versteinerungen. Von den ersten sind vorzüglich sehenswerth: verschiedene Ungarische und Indische schöne Goldstufen, und eine von gediegnem Golde aus Tyrol — mehrere Silberstufen aus Norwegen, Ungarn, Sachsen und dem Harz — ein wie Holz gebildetes Stück Quarz — Einländischer Goldsand, so wie ihn die Edder im Hessenschen mit sich führt — eine Stufe gewachsenes Zinn — Eisenstufen, die, mit unzähligen Muscheln angefüllt, bei Gudenberg im Hessenschen gefunden worden.

Die Petrefacten, nahmentlich die versteinerten Holzarten, Fischschiefern, Ammonshörner, Corallenschwämme und Elephantenknochen sind auch vorzüglich nur als Hessensche Producte merkwürdig. Die versteinerten Elephantenkinnladen mit Zähnen hat man zu Bettenhausen und im Weinberge bey Cassel ausgegraben.

Der hiesige physikalische Aparat ist vortrefflich. Die merkwürdigsten hierher gehörigen Instrumente sind: eine inclinirende Luftpumpe von Muschenbroeck; eine andere mit zwey Zylindern von Gravesand, und noch eine Englische von Cuff — Einige Windkanonen, auch Mörser, deren Kugeln von der Kraft zusammengedrückter Luft geworfen werden — Mehrere Arten Pyrometer; unter andern ein unten zugespitztes messingenes Viereck, das stark erwärmt, und zwischen vier in den Ecken zusammen-

passende bewegliche Federn gesteckt, diese merklich von einander dehnt, und sie, erkaltend, wieder in ihren vorigen Schluß setzt. — Eine nach des Abts Nollet Angabe verfertigte Maschine, wo Einer Kugel zu gleicher Zeit eine dreyfach verschiedene Bewegung gegeben werden kann, indem sie nicht bloß um ihre Horizontal-axe, sondern zugleich auch noch in zwey andre Axen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, herumgetrieben wird — Eine Wassermaschine, wodurch dem Wasser erst eine Centrifugalbewegung gegeben und dann in die Höhe getrieben wird. Dieß berühmte Hessensche Kunstwerk ist von Papin erfunden, und unter dem Nahmen: Rotatilis Suctor et Pressor, bekannt — Das Original von der in neuern Zeiten durch Savery so sehr verbesserten, und so nützlich angewandten Dampfmaschine, wodurch die Schnellkraft des durch Feuer ausgedehnten Wassers anschaulich gemacht wird. — Unter den verschiedenen ungewöhnlichen Wasserkünsten, Saug- und Druckwerken zeichnet sich besonders eine Stegmannsche Wassermaschine aus. Ich übergehe der Kürze halber mit Stillschweigen die mancherlei Wagen für genaue hydrostatische Versuche, ferner alle Instrumente, welche die Lehre von der Schraube, dem Hebel und Keile anschaulich machen; desgleichen diejenigen, wodurch die Gesetze der einfachen, zusammengesetzten und zurückprallenden Bewegung, des Widerstandes, der Mitteldinge, der Schwere und der Reibung erklärt und bewiesen werden können.

Unter den optischen Instrumenten ist ein vortreffliches Tschirnhausensches Brennglas von drittehalb Fuß im Durchmesser; der Brennpunkt desselben fällt auf dreyzehn Fuß und fünf Zoll. Das dazu gehörige Collectivglas hat neun Zoll im Durchmesser und zwey Fuß Brennweite. Die Wirkung ist ungeheuer; es bringt in kurzer Zeit die härtesten Stei-

Steine zum Fluß, und verwandelt Holz unter dem Wasser bald in eine gedämpfte Kohle. —

Der metallene Brennspiegel von Vilette ist wegen seiner Größe und Kraft nicht weniger merkwürdig. Beydes, seine Durchmesser und sein Brennpunkt beträgt drey Fuß und acht Zoll — Ein großer alabasterner Brennspiegel, der im Durchmesser vier Fuß hat und mit Glanzgolde überzogen ist — Ein gläserner Brennspiegel — Unter einer Menge Brenngläser von ein bis zwey Fuß im Durchmesser zeichnet sich noch das Hartsoekerische vortheilhaft aus. — Das sehr schöne Englische Teleskop von fünfthalb Fuß Länge bewahrt in besondern Röhren die dazu gehörige Augengläser, wovon vier zu cölestischen und eins zu terrestrischen Observationen bestimmt sind. — Ein astronomischer Sector aus England nach Dollands Erfindung. — Unter den übrigen Teleskopen sind drey Gregorianische die vorzüglichsten. — Eins der dioptrischen Ferngläser des berühmten Campani, im Jahr 1684 zu Rom verfertigt, hat einen Brennpunkt von hundert fünf und vierzig Palmen. — Unter den Fernröhren für beyde Augen ist das Parisische mit einer viereckigten Röhre versehne von Mesnard vorzüglich gut. — Eben so verdient ein kleiner Tubus, dessen Objectivglas einen Fuß und fünf Zoll Brennweite, und eine Oeffnung von drey Linien hat, wegen seiner vortrefflichen Wirkung, besondre Aufmerksamkeit.

Die Sammlung von einfachen und zusammengesetzten Microscopen ist zahlreich. Jene sind größtentheils von Muschenbroeck, Scarlet, Kulpeper, Wilsen und Lieberkühn; diese von Cuff, Scarlet, Campani, Marschall und Stegmann, lauter Männer, deren Nahmen allein schon Empfehlungen für ihre Werke

sind. Die Objecte sind mit bewundernswerther Kunst bereitet; z. B. ein Stück von der innern Haut dünner Menschengedärme, deren Zäserlein und Arterien mit rothem und deren Venen mit grünem Wachse angefüllet sichtbar gemacht sind; ein Stück Schildkrötenlunge, das auf eine ähnliche Art die Vereinigung der Arterien mit den Venen anschaulich macht; die innere Haut der Gallblase von Menschen; die Haut und die innere Seite vom Augenliede eines Kindes; die äußere Seite der Iris; eine Froschlunge, in deren netzförmigen Gefäßen von einem lebenden man den Kreislauf des Blutes leicht beobachten kann; ein Stück von einem Muskel, wo die Gefäße sämmtlich in der nämlichen Richtung mit den Zasern desselben laufen. Die auf das Künstlichste mit Wachs angefüllten Gefäße aller dieser Körper sind in Gummi begraben, um sie vor der Zerstöhrung der Luft zu bewahren.

Bey dem Eintritt in eins der Zimmer für die physikalischen Sachen erblickt man in einer Entfernung von etwa vier Schritten einen Strauß von ausgesucht schönen Blumen, die in einem Glase mit Wasser zu stehen scheinen. Tritt man näher hinzu, so verschwinden diese Blumen allmählig, und man sieht nichts, als das Wasserglas, worin sie standen. Es ist ein Blendwerk der Optik, indem ein unsichtbar angebrachter Hohlspiegel ein hinter dem Tisch verborgenes Blumengemälde zurückwirft, und dem getäuschten Auge des Hereintretenden wie in der Luft über dem Glase schwebend darstellt.

Auch der mathematische Aparat verdient Aufmerksamkeit, nahmentlich zeichnen sich unter den vielen hierher gehörigen Instrumenten folgende aus: eine Himmelskugel von zwey Fuß vier Zoll Durchmesser mit silbernen

nen Sternen, die nach Maaßgabe ihrer in die Augen fallenden Größe eingelegt sind, von Burgi und Lennep — Ein künstlicher Magnet, der aus einer Menge vierzehn Zoll langer stählerner Platten besteht von Febure. — Ein Hartsoekerischer natürlicher Magnet von der Größe einer kleinen Haselnuß, der über ein Pfund trägt. — Ein von Zumbach erfundenes Planetolabium. — Ein Lunälabium, Jovilabium, Saturnilabium. — Zwey halbe Himmelskugeln um einen künstlichen Magnet. — Die von Bleau und Valk verfertigte Himmels- und Erdkugel, von ungewöhnlicher Größe und Richtigkeit. — Ein Acimutalquadrant von Tycho de Brahe — dessen Weltsystem, so wie auch diejenigen des Ptolomäus und des Copernicus.

Unter dem großen Vorrathe zum Theil vortrefflicher Universalsonnen-uhren, sind Aequinoctial-Polar-Vertical-Horizontal-Oriental-Occidental-Acimutal- und Krug-Sonnen-uhren. Von den allgemeinen Sonnentafeln und Sonnenringen in verschiedener Größe, sind die sehenswertheften: eine Acimutal-uhr von Muth, worin die Magnetnadel selbst die Stunde zeigt, und eine silberne Universalsonnen-uhr von Willebrand, die sogar Minuten zeigt; von dem nämlichen Künstler ist auch eine andere da, die ohne Magnet die Stunde zeigt.

Ich komme jetzt auf die im Museo gesammelten Alterthümer. Zu den einheimischen gehören die auf der Maderheide im Jahr 1709 ausgegrabenen steinernen Waffen und Urnen der alten Katten, und drey Römische von Winkelmann ausführlich beschriebene Steinschriften, deren eine eines Varus gedenkt, der aber doch schwerlich der unglückliche von den Deutschen über-

wundene seyn dürfte. Zwey andere Inschriften sind im Jahr 1688 von dem in Venetianischen Diensten gestandenen Hessenschen Regimente aus Athen mitgebracht. Die erstere enthält Lobgesänge auf den Esculap, die Hygra und den Telesphorus, die andre soll das Andenken der öffentlichen Spiele der Athener enthalten. Die beyden großen alabasternen Bruchstücke mit vielen Figuren in erhabner Arbeit waren einst wahrscheinlich die Verzierungen eines heidnischen Tempels.

Man findet hier ferner einen schönen Faunuskopf, eine Isis, einen Merkur, einen Pan, eine Alrune von Bronze; verschiedene alte Lampen und Thränenurnen von Terra Sigillata; Armspangen von Corintischem Metalle und einen alten Runenstab.

Von den vier Gemählden, die im Herculano gefunden seyn sollen, stellt das erste eine heidnische von Frauenzimmern verehrte Gottheit dar; das andre ein Opfer, welches dem Merkur, der Venus und dem Priapus gebracht wird; auf dem dritten wird der Bildsäule des Priapus allein geopfert; das vierte ist das Leichenbegängniß der Lucretia, wobey einige Klageweiber mit Fackeln begleiten.

Vorzüglich hoch schätzen Kenner folgende Stücke: den Kopf des sterbenden Seneca, das Haupt Nerva Trajans, des Aristoteles, Euripides, Commodus und eines Faun:s, von Erz; ein Helvius Pertinax von Porphyr; Homers Brustbild, Cicero, Hadrian und Sabina, Diogenes und Sokrates in

weis-

weißen Marmor — und ein Römisches Familiengrab, dessen Deckel folgende Inschrift hat:

D. M. SEX. AVFIDIO. PHITEIO. CONIVGI.
IANVARIA. B. M. FECIT. ET. SIBI.
POSTERISQVE. EORVM.

Endlich ist noch in Bronze hier: der Aegyptische Götze Aelurus, ein Apis, zwey Isis mit dem Horus, ein Laocoon mit seinen Söhnen, ein Mars, ein Silenskopf, ein Herkules und Antheus, eine Lucretia, ein Priapus hortensis; ein Herkules mit den Zerberus, eine Vesta, und die vortrefflichen Köpfe eines Jupiters und J. Cäsars.

Die auserlesene Sammlung von mehr als drittehalbtausend geschnittenen Steinen — Gemmis — besteht auch großentheils aus Antiken; doch sind auch moderne darunter.

Die zum Theil äußerst merkwürdigen Stücke sind entweder in erhabener oder eingeschnittener Arbeit; mehrere derselben stellen ganze Geschichtserzählungen vor. Zur bequemern Uebersicht sind sie ordnungsmäßig auf eigen dazu eingerichteten Tischen, deren jeder höchstens hundert Stücke enthält, ausgebreitet. Die Steinarten sind Agath, Jaspis, Sardonix, Hyazinth, Calcedon, Carniol, Lapislazuli und Amethist. Einige der vorzüglichsten Stücke sind: Eine Lucretia — ein J. Cäsar und Mercur — Commodus und Crispina — Cleopatra — Agrippina — Claudius — Nero — Vespasian — Hadrian und Sabina — Faustina — Pertinax, — Julian — Constantin der Große — Lysimachus — Mucius Scävola — Sokrates — Cicero

cero — Pallas Minerva — Ceres — Diana — ein Meduſenhaupt — Bacchus — Silen auf ſeinem Eſel von Paſta-antica — Ganimed, wie ihn Jupiter als Adler in die Höhe trägt. — Eine ſehr ſchöne, die Proſerpina ſuchende Ceres. Ein Jupiterskopf mit einem Barte von bewundernswürdiger Feinheit, eins der kleinſten Stücke.

Unter den zuſammengeſetzten Stücken, mehrentheils von Orientaliſchem Agath, ſind einer ganz vorzüglichen Aufmerkſamkeit werth: die drey Grazien — die von Jupiter entführte Europa — Paris, wie er der Venus den Apfel reicht — Andromeda's Befreyung durch Perſeus — Leda, der entdeckte Mars und Venus — Phryxus auf einem Widder über den Helleſpont nach Colchis reitend — Markus Curtius mit dem Pferde in den Pful ſprengend. — Die Werke des nun ausruhenden Herkules. — Das Opfer der Iſis — Scävola und Porſenna — das große vortreffliche Stück, worauf das Haupt des Pompejus dem J. Cäſar gezeigt wird. — Der Kampf auf der Tiberbrücke zwiſchen den Horazius Cocles und den Curiatiern —

Ferner ein vortrefflicher Sokratesкopf — Orpheus in erhabener durchbrochener Arbeit. — Ueber hundert Stücke mit verſchiedenen Thieren. — Eben ſo viele mit kleine Genien. — Eine ſitzende Victoria auf einen über ſechs Zoll langen Sardonix. — Ein wunderſchöner Neptun im Triumpf mit ſeinen Amphitriten — verſchiedene alte hieroglyphiſche und andre Ringpetſchafte. — Mehr als drittehalbhundert zum Theil ſehr merkwürdige Amulete oder Taliſmanns, die alle einwärts gegraben,

ben, und im Jahr 1702 zu Venedig von Capello in in Kupfer geſtochen ſind.

Zu den hier befindlichen Kleinodien, goldenen, ſilbernen Trinkgeſchirren und andern Gefäßen gehört vorzüglich ein Mexicaniſcher Götze von Cryſtall, mit Rubinen und Sapphiren beſetzt — eine koſtbare mit wohlgeſchnittenen Cameen eingefaßte goldene Schaale — ein ſehr vollſtändiger und prächtiger Damenſchmuck von Cameen, auf welchem ſich unter andern eine Cleopetra, eine Diana, eine Leda, eine Flora und ein Scipio auszeichnen. — Eine mit Armaturen umgebene ſilberne Tafel, mit zehn goldenen Medaillen von der Schwediſchen Familie des Hauſes Vaſa, nebſt mehrern mit Diamanten Perlen und Sapphiren beſetzte Kronen. Sie ſtellt die Ehrenpforte vor, womit Stockholm die Königinn Ulrica Eleonora bey deren Zurückkunft von der Krönung zu Upſala empfing. — Ein Ecce Homo von grünem Jaspis. — Ein päbſtliches Schwert, welches Innocenz der Achte im Jahr 1491 dem Heſſenſchen Landgrafen Wilhelm dem Erſten bey deſſen Zurückkunft aus dem Gelobten Lande zur Belohnung für die Modethorheit ſeines Zeitalters zum Geſchenk machte.

Billig halt ich mich nicht auf bey dem hier aufbewahrten Stücke Gold, welches der Wundermann Graf Cajetano aus Kupfer, und bey dem Stücke Silber, das er aus Queckſilber ſchöpferiſch hervorgebracht zu haben, angeſchuldet wird. Auch übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, die mancherley zum Theil ſehenswerthen Künſteleyen in Elfenbein, Kokus und Wachs.

Aeußerſt überraſcht wurde ich übrigens, da der Herr Inſpector dieſer Kunſtſachen ganz unvermuthet und raſch einen

ſei-

seidenen Vorhang wegzog, hinter welchem ich um einen runden Tisch herum die trauliche Gruppe der Landgräflichen Ahnen, ganz in dem Costüm ihres jedesmaligen Zeitalters gekleidet, erblickte. Diese Arbeit in Wachs mag sich vielleicht nicht durch besondere Güte auszeichnen, aber ungemein hat mir die Idee gefallen, den unvorbereiteten, im Beschauen so vieler Sehenswürdigkeiten vertieften Wanderer, so urplötzlich diesen längst vermoderten Regenten preis zu stellen.

Uebrigens ist noch ein besonderes Zimmer für vermischte Merkwürdigkeiten. Man findet hier viele ausgestopfte vierfüßige Thiere und Vögel, Gemählde mit seltenen Thieren — gute Insectensammlungen — alte einländische, so wie auch Chinesische und Lappländische Kleidertrachten, musikalische Instrumente, merkwürdige Gläser, alte Rüstungen, künstliche Gewehre. — u. s. w.

Für mich hatten hier die verjüngten Nachbildungen mehrerer noch zu Rom befindlichen Alterthümer, und die äußerst kunstreiche Stubenthür, durch welche man in dies Quodlibet-Zimmer tritt, das mehreste Interesse.

Jene fleißig gearbeiteten Modelle der ehrwürdigen Trümmer altrömischer Baukunst, sind aus einer Art Kork zusammengesetzt, der ganz die Farbe des Alterthums hat. Für den leidenschaftlichen Freund so seltener und prächtiger Ruinen, der wenig oder keine Hoffnung hat, die Originale jemals an Ort und Stelle zu sehen, kann man sich nichts Reizenders denken, als diese Versetzung, z. B. in die prächtigen Ueberreste eines anderthalb tausendjährigen Römischen Amphitheaters, u. s. w.

Die eben erwähnte künstliche Stubenthüre hat das Eigenthümliche, daß sie rechts und links, also zu beyden

den Seiten in unsichtbaren Thür-angeln hängt, zu beyden Seiten eine Thürklinke und ein verschließbares Schloß hat, und willkührlich auf beyden Seiten gleich gut eröffnet werden kann. Auch ist das Zimmer nicht eher wirklich unzugänglich, als bis beyde Englische Schlösser dieser Thüre auf die gewöhnliche Art verschlossen, und beyde Schlüssel gehörig ausgezogen sind. Verschließt man hingegen z. B. nur das Schloß zur Rechten, so kann sie zwar von dieser Seite nicht, wohl aber noch von der linken eröffnet werden, indem selbst die verschlossene Thürseite rechts noch ungehindert zwischen Angel und Hespe spielt. An dieser räthselhaften Thüre, die drey Zoll dick ist, sind zu beyden Seiten auf der Kante unten und oben, starke stählerne Einlagen; und ob es gleich augenscheinlich ist, daß in und unter diesen feingeschliffenen Stahlbelägen das Geheimniß verborgen liegt; so war doch alle die Mühe vergebens, womit ich da in den etwanigen feinen Fugen zum Hervorspringen der Thür-angeln den Schlüssel zum Räthsel zu entdecken suchte. Ich spürte hierauf überall an der ganzen Thüre nach einem mich befriedigenden Aufschluß. Es glückte mir aber auch damit nicht, obgleich man mir oft gesagt hat, daß es mir nicht ganz an jenen Talenten fehle, die zur Durchschauung solcher Kunstaufgaben erfordert werden. Nichts desto weniger hat mir in meinem Leben noch keine Thür mehr Vergnügen gemacht, wie diese. Nur das mußte ich schmerzlich bedauern, daß auch der mich umherführende Hr. Inspector den verborgenen Mechanismus dieses Kunstwerks mir nicht analisiren konnte, — wollte, — durfte. — „Der Meister dieser Thüre, hieß es, sey verstorben und mit ihm ging der Schlüssel zum Geheimnisse zu Grabe. Man würde ihn indessen leicht wieder finden, wenn man die Thüre gewaltsam aus ihrer Lage reissen wollte, um ihrer innern Zusammensetzung nachzuforschen.“ — Aber warum gab

man

man nicht lieber eine schriftliche Erklärung ihres Mechanismus in sichere Verwahrung? dann waren dergleichen gewaltsame Untersuchungen ganz unnöthig.

Nächstens von den Wunderwerken des Weißensteins. Ich weiß zwar, daß sie schon öfter als einmal beschrieben sind, allein ein Jeder hat so seinen eigenen Gesichtspunkt, woraus man eine Sache ansehen kann. Ich bin eigenliebig genug, Ihnen, l. F. auch den meinigen mitzutheilen, zumal da es Ihr Wunsch ist. Leben sie wohl!

Eils

Eilfter Brief.

Inhalt.

Lustschluß Weißenstein. — Chinesisches Dorf. — Einsiedeley. — Römische Wasserleitung. — Göttertempel. — Griechische Weltweisen. — Virgils Grabmal. — Wasserfall. — Teufelsbrücke. — Pluto's Reich. — Zufälliger Schrecken. — Grotte des Herkules. — Riesenschloß. — Polyphemsgrotte. — Verborgene Wasserorgel. — Vexierfontainen. — Musikalische Uebertäubung. — Neptunsgrotte. — Hauptfontaine von 160 Fuß Höhe.

Cassel, 1794.

So oft ich auch schon in Cassel verweilte, und so fleißig ich mir dann jedesmal die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt und ihrer Nachbarschaft aufsuchte: so hatte sichs doch zufälligerweise bisher immer nicht so treffen wollen, daß bey meiner Anwesenheit auf dem Lustschlosse Weißenstein die Wasserkünste des dahinter liegenden Carlsberges wären angelassen worden. In diesen Tagen hatte ich endlich dieß Glück, und in der That, es ist ein königliches Vergnügen, das Ungeheure, Kühne und Schöne dieses seltenen Kunstwerks in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit zu

Digitized by Google

sehen. Groß und gespannt waren meine Erwartungen, aber der Eindruck, welchen das Ganze auf mich machte, hat sie doch weit übertroffen.

Das landgräfliche Lustschloß Weißenstein liegt mit seinen benachbarten Partien und Anlagen, die sich zu beyden Seiten längst den Wasserkünsten den Berg hinauf ziehen, eine gute Stunde von Cassel, am Fuße des Habichtswaldes und des erhabenen Carlsberges, auf dessen vordern Gipfel Landgraf Carl zu Anfange dieses Jahrhunderts durch das zu den Wasserkünsten gehörige Riesengebäude sich ein Denkmal errichtete, das der Ewigkeit zu trotzen scheint. Den Nahmen hat Weißenstein von dem weißen Felsen, der hier gebrochen wird. Ursprünglich hatte der Augustinerorden hier ein Mönchs- und dann ein Nonnenkloster, welches schon im Jahr 1143 erbauet war, und in alten Urkunden unter dem Nahmen Witzenstein und Wyßensteyn vorkommt. Seine jetzige Bestimmung und erste Anlage dankt es dem Landgrafen Moritz, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts das erste Schloß hier erbauete, das Landgraf Friedrich der Zweyte nachmahls verbesserte und erweiterte; Wilhelm der Neunte, der regierende Herr, legte endlich das jetzige neue Schloß hier an, das aus einem Hauptgebäude und zwey Flügeln besteht, wovon ersteres noch nicht ganz vollendet ist.

Auch dankt ihm die schnurgrade Straße von Cassel nach Weißenstein, und deren doppelte Reihe schattigter Linden und Eschen ihr Daseyn.

Alle drey Gebäude des Schlosses, in alt-römischer Bauart, fallen vortreflich ins Auge, sind inwendig sehr räum-

räumlich und bequem, und die Flügel auf das pracht- und geschmackvolleste meublirt; sie scheinen für die Ewigkeit gebaut, und sind dem erhabenen Styl, worinnen das Gebäude oben auf dem Berge angelegt ist, völlig angemessen. Sie bestehen aus drey Stockwerken, haben fünf Fuß dicke Mauern und platte, mit Kupfer gedeckte Dächer, welche rund um von Gallerien, mit Urnen geziert, umkränzt sind. — Beym Eingange des rechten Flügels liegen zwey große von Ruhl in Stein gebildete Löwen, dergleichen auch beym Eingang des linken Flügels von der nämlichen Größe, durch die Gebrüder Hayden verfertigt liegen, die ihren Künstlern Ehre machen. Der ganze Vorgang des linken Flügels, welchen zwey Säulen zieren, ist marmorirt; man tritt aus demselben in den Audienzsaal, dessen Wände mit drey und zwanzig sehr schönen Gemälden von dem verstorbenen Hofmaler Tischbein behangen sind. Ihr Gegenstand ist die Geschichte des Antonius und der Cleopatra. Rechts an diesen Saal stößt der ebenfalls schön marmorirte Speisesaal, und links ein Vorzimmer, woraus man in ein Schreib-Cabinet, und aus diesem, durch ein daran gränzendes kostbares Zimmer, in das Schlafgemach kömmt. — Ueber der Thüre des letztern, woran noch zwey Zimmer stoßen, sieht man das Gemählde einer liegenden Venus, von der geschickten Hand des Professors Böttner. — In der bel Etage herrscht das nämliche Verhältniß, und dieselbe Eintheilung der Zimmer. Hier sind die mehresten Gemählde von ebengenanntem Böttner, einem Künstler, dessen Talente in Frankreich und Italien Aufsehen erregt haben. Zum Gegenstande wählte er sich den Wielandischen Oberon.

Man findet daher in diesen Zimmern: Hüon mit der Amande; in dem Augenblick, wo sie auf der wüsten In-

sel von dem Einsiedler gesegnet werden; — die Entbindung der Amande; — dieselbe, wie sie erwachend den neugebohrnen Knaben auf ihrem Schooße erblickt; und — Hüon, wie er zurück kömmt, und über die neue Erscheinung staunt. — Ausser dem Audienz- und Speisesaal sind alle Zimmer mit Seidenstoffen verschiedener Farben, in Hanauer Fabriken verfertigt, tapezirt, womit Vorhänge und Stühl-Ueberzüge der Zimmer übereinstimmen. Es würde zu weitläuftig seyn, die mannichfaltigen Verzierungen der Zimmer im Detail anzuführen, aber es verdient zur Ehre des Fürsten bemerkt zu werden, daß alle hierzu gehörige Erfordernisse im Lande selbst verfertigt sind, und daß kein Franzos, noch irgend ein anderer Ausländer sich rühmen kann, etwas dazu beygetragen zu haben. —

Linker Hand des Schlosses ist ein See, mit Gondeln; jenseits desselben aber ein von seiner Bauart und Einrichtung so genanntes Chinesisches Dorf, wo man einen niedlichen Speisesaal, eine kleine Fürstliche Wohnung, die Bagatelle genannt, seitwärts eine Meyerey, und in einer geringen Entfernung einen Thiergarten antrifft, in welchem Hirsche, Rehe und dergleichen zum Vergnügen unterhalten werden. —

Nahe hinter dem Schlosse sind auf beyden Seiten Lustwälder in angenehmen Abwechselungen angelegt, deren mannichfaltige Schönheiten den aufmerksamen Beobachter ganze Tage hindurch beschäftigen können. Gleich Anfangs stößt man auf die Einsiedeley des Petrus Eremita, dieses Stammvaters des Eremiten- „und nachherigen Mönchsleben. Dieser Ort ist im Sommer äußerst angenehm, besonders durch das kühle Dunkel der Bäume, welche die Einsiedeley umgeben. Versunken in seine schauerliche

Ein-

Einsamkeit, hört man auf einmal vor sich den Donnerfall des Aqueducs, eines großen Römischen Gebäudes von vierzehn ziemlich weit gesprengten Bogen, woraus dessen beträchtliche Länge zu ermessen ist. Das Ganze hat völlig das Ansehen einer Ruine, besonders vermehrt der darauf halb zusammengestürzte Thurm, und der funfzehnte Schwiebbogen, dessen Hälfte mit seinem Pfeiler gänzlich zertrümmert in den rauhen Abgrund gestürzt ist, die Täuschung im hohen Grade. Dieß Kunstwerk ist von einem geschickten Baumeister nach römischen Denkmälern von behauenen Quadersteinen aufgeführt. Hinten ist diese Ruine der Anhöhe, von welcher das Wasser aus einem dahinter gelegenen Bassin darauf geleitet wird, gleich gebaut. Das Wasser strömt mit Heftigkeit durch breite Kandeln, stürzt sich achtzehn Fuß breit, und einen Fuß im Durchmesser in eine Tiefe von einhundert und vier Fuß, und erfordert in jeder Stunde zweytausend, achthundert Ohmen Wasser. Der Fall selbst gewährt ein herrliches Schauspiel. Das Wasser stürzt mit einem fürchterlichen Getöse die Ruine herab in einen Behälter, wo es zu lauter Schaum aufwallt. So schlängelt es eine kurze Strecke, rauschend über Felsen und Klippen hin in das Bassin der Fontaine. Oben auf beyden Seiten der Ruine sind breite Gänge, worauf man ohne Furcht hin und her bis an den Sturz des Wassers spaziren, und von dessen größter Höhe man mittelst einer Windeltreppe, die innerhalb des nur noch zur Hälfte stehenden Thurms versteckt, angebracht ist, in die Tiefe hinaufsteigen kann. Man muß indessen durchaus nicht zum Schwindelichtwerden geneigt seyn, weil theils der jähe Abgrund, in dessen geräuschvolle, schäumende Tiefe man hinabblickt, theils die in den Kanal der Wasserleitung heftig vorbey strömende Fluth den Kopf des Wanderers ungemein leicht schwindeln macht.

Nahe hierbey erblickt man ein kleines Haus, worinnen ein in Gips geformtes Model des ganzen Plans vom Weißenstein aufbewahret wird.

Seitwärts davon liegt auf einer kleinen Anhöhe der Tempel des Apoll, so wie in einiger Entfernung der des Merkurs, und die Halle des Plato, wo man diesen Weltweisen unter seinen Schülern erblickt. —

Auf der entgegen gesetzten Seite findet man, nachdem man einen so genannten Philosophen-Gang durchwandert hat, den Socrates. Hier hat das Auge die reizendste Aussicht; man sieht in der Tiefe den großen See, und in der Ferne eine Landschaft, die nicht malerischer seyn kann; wer an diesem zauberischen Orte nicht ein wenig ausruhet um im Genusse der schönen Natur zu verweilen, der ist ihr Freund nicht.

Von hier kömmt man unvermerkt in ein kleines romantisches Thal, wo Pythagoras, der weinende Heraklyt, und der lachende Democrit, neben dem weisen Anaxagoras hausen. Auch kann man hier der Cumäischen Sybilla in ihrer hundert Fuß tiefen dunkeln Grotte, mit Hülfe eines Lichts, einen Besuch machen kann. —

Die Grabmäler Virgil's und eines Cajus Sextus, wovon das erstere nach dem bey Neapel befindlichen, der Sage nach, wahren Monumente dieses Dichters erbaut ist, begrenzen dieses herrliche Thal, und zugleich die schönsten Spaziergänge, die man nur wünschen kann. Man bemerkt übrigens in dieser Gegend sehr viele ausländische Holzarten, womit die Lustwälder bepflanzt sind; z. B. die seltene Ceder, und zwar in verschiedenen Sorten, den Tulipanenbaum, verschiedene Arten Nadelhölzer, Ameri-

kani-

rikanische Fichten mit fünf Sprossen, den so genannten Baum des Lebens, und Hamboks aus Canada.

Etwas weiter hin, und zwar oberhalb des schon beschriebenen Aqueducs, wird man abermahls durch den Anblick eines prächtigen Wasserfalls überrascht. Sein Wasser stürzt hier über einen ungeheuren Felsen beynahe eben so tief und in einer noch beträchtlichern Breite als bey jenem herab. Da die künstlichen Felsmassen mitten in einem hohen und dichten Bergwalde liegen, dessen in und über die Fluthen wild herabhangende Zacken und Gesträuche das Ganze in ein schauerliches Dunkel hüllen, und das wilde Chaos vermehren helfen: so begreift man kaum, wie die Natur hier nicht durchaus alles allein, und die Kunst auch nur das Geringste gethan haben sollte. Ein größerer Freund der Natur, als der sie nachbildenden Kunst, empfand ich daher ungleich mehr Vergnügen hier bey den Anblick dessen, was kein Menschenwerk zu seyn schien, als dort, wo die Kunst wenigstens in dem zerfallenen römischen Bau stets durchschimmerte. Lebhaft erinnerte mich dieser schöne Wasserfall an den Zackeneinfall im Riesengebirge ohnweit Hirschberg, wovon er eine glückliche Nachahmung im Kleinen zu seyn scheint.

Ueber demselben erscheint der Felsen wie durchsprengt, und von der einen Felsenwand zur andern ist eine Brücke gebaut, die Teufelsbrücke genannt, auf welcher man den majestätischen Wasserfall unter sich hörbar durchstürzen sieht, und vor sich die prächtigste Aussicht hat, indem das Auge nicht nur den Strom des Wassers bis an den äußern Rand des Aqueducs, wo es herabstürzt, verfolgen kann, sondern auch eine zauberisch schöne Gegend und ganz Cassel übersieht.

Die Uebersicht der Stadt von dem erhabenen Standpunkte aus, veranlaßte indessen für uns eine Stöhrung im Genuß dieser Naturfreuden. Wir sahen nämlich den 15 Juny, Sonntags Nachmittags von der Teufelsbrücke aus plötzlich eine schwarze Dampfwolke mit lichten Flammen über den Häusern der Casseler. Der Landgraf und alle anwesende Einheimische eilten schleunig und höchst besorgt in die Stadt zurück. — Die vortrefflichen Löschungsanstalten, welche sich schon am Sonntage vorher, wo ebenfalls ein gefährliches Feuer zu Cassel bald nach dem ersten Ausbruch gelöscht ward, sehr wohlthätig erwiesen hatten, ließen uns hoffen, daß die Gefahr auch dießmal nicht um sich greifen würde.

Unmittelbar nach dem Anblick dieser Feuersbrunst führte man uns in die nahe bey der Brücke gelegene tief in einen Felsen gehauene Grotte — in Plutos unterirdisches Reich. Ein jeder von uns, der zum erstenmal und unvorbereitet in sie eintrat, hatte, wegen des so eben vorhergegangenen Umstands, einen heftigen Schreck. Wir sahen die ganze Grotte sammt denen darinn befindlichen Personen der heidnischen Götterlehre, in einer Art von Flammenerleuchtung, die widersprechend genug mit einem grausigten Halbdunkel verbunden zu seyn schien. Es war, als ob von außen durch die Fenster der Grotte, die Flammenerleuchtung einer ungeheuern Feuersbrunst hineinfiele, und bloß durch dicke Fenstervorhänge verhindert würden, alle Gegenstände in eine blendende Flammenröthe zu setzen. Ich weiß selbst nicht genau anzugeben, wie ich mir in dem ersten überraschenden Augenblick diese furchtbare Erscheinung erklären mochte, oder doch zu erklären versuchte, aber das weiß ich, daß das Feuer in Cassel, mit welchem meine ganze Seele noch beschäftigt war, mir schwer aufs Herz

fiel,

Digitized by Google

fiel, und mir eine so überaus räthselhafte Erscheinung erklären mußte. Kaum hatte ich beym Eintritt in dieß unterirdische Reich einen flüchtigen Blick auf seinen Beherrscher und dessen schreckliche Gesellschaft geworfen: so sprang ich an die Fenster der Grotte, um zu sehen, ob die Feuersbrunst in Cassel plötzlich so fürchterlich überhand genommen habe, daß sie ihren Schein selbst beym hellen Tageslichte bis in diese Grotte hinein werfe. Aber o Himmel, was erblickte ich! — die umliegende Gegend, Städte, Dörfer, Bäume und das ganze Himmelszelt, in einer gräßlichen Flammenerleuchtung. Eine Ueberraschung und Täuschung, die für den Unvorbereiteten im eigentlichsten Sinne fürchterlich schön war. Ihre Dauer konnte indessen nur kurz seyn; denn wer nur nicht ganz unbekannt mit der Naturlehre ist, merkt sogleich, daß dieß sonderbare Phänomen auf einem optischen Betrug beruhen müsse, welchen das feuergelb gefärbte Fensterglas dem Auge spielt, indem es das Tageslicht färbt und bricht. So sahen wir denn auch bald, daß das Feuer zu Cassel auch nicht in der entferntesten Verbindung mit der Erleuchtung der Plutonischen Grotte stand. Verziert ist dieses höllische Reich auf der einen Seite des Eingangs mit Herkules und Alcesten, welche er aus der Unterwelt zurück bringt, und ihrem entzückten Gemahl, dem König Admet zuführt; er wird von drey Furien verfolgt, die ihm den schönen Raub wieder abnehmen wollen. Alle diese Figuren sind von Gips, und haben viel Ausdruck. Auf der andern Seite sieht man den Sänger Orpheus, mit seiner geliebten Euridice. Pluto hatte, gerührt vom Saitenspiel des Unglücklichen, die Rückkehr seiner Geliebten auf die Oberwelt, ihm unter der Bedingung verstattet, daß er sich, so lange er mit seiner Beute noch in seinen Staaten verweilen würde, nicht nach ihr umsehen sollte; er

überschreitet dieses Gebot, und nun bemächtigten die Furien sich von neuem Euridicees, und ein kleiner Amor beweint das harte Schicksal der beyden Liebenden. — Neben diesen Statüen erblickt man die drey Parzen: Lachesis hält den Rocken, Clotho zieht den Faden, und Atropos schneidet ihn ab. —

Inwendig steht beym Eingang der Grotte abermahls Herkules mit seiner Keule, welche er gegen den Cerberus, den strengen Wächter des Tartarus schwingt. In der Mitte sitzt auf einem Thron Pluto, der Gott der Unterwelt, mit seiner Gemahlinn Proserpina, welche die drey Höllen-Richter: Minos, Aeacus und Rhadamantus zu ihrer Rechten haben. — Verschiedene Gruppen stellen die mancherley Strafen vor, womit, nach der Dichtung der Griechen, die Verbrechen der Oberwelt im Tartarus gebüßt wurden.

So sieht man den Tantalus, angeschlossen im Wasser; über ihm beugt sich ein Baum mit schönen Früchten, welche aber, so wie er im Begriff ist, sie mit dem Munde zu haschen, gleich dem Wasser, worinnen er bis ans Kinn steht, zurück weichen. Er leidet diese Strafe, weil er die Geheimnisse der Götter, womit diese bey einem von ihm veranstalteten Gastmale, unter den Freuden des Weins und der Tafel, zu freygebig gewesen waren, zum größten Scandal, unter die Leute gebracht hatte.

Ixion ist mit Schlangen auf ein Rad geflochten, welches sich schnell und unaufhörlich mit ihm umwendet. Er hatte die Verwegenheit gehabt, seine Augen zur Gemahlinn des ersten der Götter zu erheben, und ihre nähere Bekanntschaft zu wünschen. Jupiter, welcher sich das Recipro-

ciprocum in diesem Puncte von seinen Geschöpfen natürlicherweise nicht gefallen lassen wollte, empfand das Beginnen Ixions, ihn einem so menschlichen Schicksale unterwerfen zu wollen, sehr übel, und strafte den Frevler auf die gedachte Art. Auch Juno entrüstete sich gewaltig darüber, daß Ixion sie schön gefunden hatte — zum offenbaren Beweise, daß sie nicht zu den Töchtern der Erde gehörte. —

Sisyphus ist verurtheilt, einen großen runden Stein einen hohen Berg hinauf zu schieben, welcher, sobald er dem Gipfel desselben nahe ist, immer wieder in die Tiefe hinabrollt. Seine Räubereyen auf der Oberwelt haben ihm diese ewig vergebliche Arbeit auferlegt.

Tityus, weil er Latona die Schwester Apolls liebte, wurde von diesem getödtet, und im Tartarus auf dessen Befehl auf einen Felsen geschmiedet, wo ein Geyer ihm am Tage die Leber zerfleischt, welche des Nachts wieder wächst; ein zu grausames Urtheil von dem Gotte der Musen! — Die Danaiden, welche ihre Geliebten in der Brautnacht ermordet hatten, sind durch einen gerechtern Urtheils-Spruch zu dem langweiligen Geschäfte verdammt, ein durchlöchertes Faß mit Wasser zu füllen.

Oberhalb des Plutonischen Reichs, und zwar linker Hand desselben, kömmt man an einen Wasserfall von einer neuen Anlage; die Gegend ist hier so wild und so schauerlich, als eine lebhafte Phantasie sie sich nur immer denken kann. Der Wasserfall stürzt sich in einem etwas schmalen Beet über unordentlich auf einander gethürmte Felsen-Stücke, und durch wildes Baumgesträuch in eine beträchtliche Tiefe, und rauscht von da, als ein schmaler Giesbach, über natürliche Cascaden, durch die eremitischen

Flu-

Fluren der vorhin erwähnten Griechischen Philosophen, bis er sich in den großen See ergießt. —

Auf dem Gipfel des Carlsbergs steht das Riesenschloß, oder das so genannte Octogon, ein achteckigtes sehr sonderbares Gebäude von Tufstein, aus welchem auch die sämmtlichen Grotten, Cascaden und Treppen bestehen. *) Ein großes Kreuzgewölbe mit vielen offenen Bogen, macht das erste Stock dieses Gebäudes, worüber noch zwey andere Gewölbe aufgethürmt sind. Dieß Riesenschloß ist aus sehr großen, roh behauenen Steinen erbaut, welche so künstlich zusammen gefügt sind, daß es nur aus einem Felsen gehauen zu seyn scheint. Der berühmte Italiener Guermieri brachte es in den Jahren 1701 bis 1714 zu stande. Der Durschschnitt dieses zierlichen Achtecks beträgt 224 Fuß. In der Mitte ist es völlig leer. Zu seinem Dache hat es den Himmel. Das dritte und letztere Gewölbe hat über sich eine platte Form mit einer Gallerie, welche auf ein hundert, zwey und neunzig Pfeilern ruht, und auf deren vordern Seite eine sechs und neunzig Fuß hohe Pyramide sich erhebt, welche die Statüe des auf seine Keule gestützten Herkules trägt. Sie ist von Kupfer, zwey und dreyßig Fuß hoch, acht Fuß im Durchschnitt, und nach dem vollkommensten Ebenmaaße gebildet. Bis in die Keule, worauf die Figur ruhet, und welche acht Menschen ganz bequem faßt, kann man ohne Gefahr steigen; aus dieser aber in den Körper fortzusteigen, ist ein ge-

*) Der gelehrte Domherr von Beroldingen hält in seinem Werke: Ueber die Vulkane älterer und neuerer Zeiten, diesen Tufstein für wirklich vulkanische Asche, die nach ihrer Auswerfung, meistens durch Näße und Druck, verhärtet sey.

gefährliches Unternehmen, ob es gleich zu Zeiten von Wagehälsen geschehen ist. Vor der vorerwähnten Pyramide sind zwey Figuren mit Posaunen angebracht. — Von dem Fuße dieses Achtecks laufen in gerader Richtung die mit Bley belegten Cascaden in verschiedenen Abtheilungen mit darzwischen liegenden Wasserbehältern und Fontainen den Berg hinunter. Zuletzt stürzt das Wasser über die unterste Grotte, vor welcher es gleichsam eine Wand von Wasser ziehet, in das große zweyhundert und zwanzig Fuß breite Bassin.

Von diesem Bassin an, bis in die Keule des Herkules, hat man achthundert zwey und vierzig meistens sehr bequeme, breite Stufen zu steigen: woraus man sich einigermaßen einen Begriff von der ungeheuern Höhe dieses Werkes machen kann. Die Aussicht in die weite offene Gegend von oben herab ist eine der schönsten. Bey einem heitern Himmel sieht man den Broken.

Einige Stufen unter dem Octogon ist die Grotte Polyphems, welcher auf einem Felsen sitzend, und auf einer siebenstimmigen Flöte blasend, vorgestellt ist. Neben der Statüe des Riesen selbst aber sind die Bilder des Neids, der Hofnung, der Liebe und des Todes, in Gips geformt. Man wird hier durch eine täuschende Musik, deren wahren Ursprung man nicht gleich entdeckt, um so angenehmer überrascht, je neuer und ungewöhnlicher der Eindruck ist, den sie hier, begleitet von dem sanften Geräusche der nahen Wasserfälle, — in dem Halbdunkel einer kühlen Felsenkluft — auf die Seele macht. Eine unsichtbare in dem Felsen verborgene Orgel ist es, deren Blasebälge und Walzen vom Wasser getrieben werden, und sieben verschiedene Stücke spielen. In dieser Grotte, so wie auf verschie-

schiedenen Stuffen neben den Cascaden sind kleine Vexierfontainen angebracht, welche unvermerkt angelassen werden können und den Sinnen des unbesorgten, überraschten Zuschauers ganz wohl behagen. Da man aber gewöhnlich vom Aufsuchen der verschiedenen Gartenpartien, und von dem Ersteigen des beträchtlich hohen Berges durchaus erhitzt ist, so ist denen, die sich nicht gerne erkälten, mit dieser totalen Abkühlung wenig gedient, so behaglich sie auch dem Gefühle scheinen möchte. Indessen machte diese Wasserspielerey der ganzen Gesellschaft, in welcher ich mich befand, doch vielen Spaß, theils weil man den Schnupfen noch nicht mit in Anschlag brachte, den sie uns zuzog, besonders aber wegen des Vergeltungsrechts, welches der Kunstmeister hier mit vieler Strenge ausübte. Nachdem nämlich einige Damen aus der Gesellschaft, wahrscheinlich von einem unterrichteten Freunde gewarnt, in der einzigen Gegend der Grotte, wo die Vexierfontainen sie nicht erreichen konnten, sich gestellt und uns plötzlich durchnäßte Männer fein schadenfroh und herzhaft verlacht hatten: ließen sie uns auch über eine gewisse Gegend der steinernen Treppe voransteigen: allein die Hoffnung, uns arme Naßkittel da noch einmal angeführt zu sehen, betrog sie. Sie eilten dann rasch hinter uns her; der fast zu schalkhafte Kunstmeister aber nahm seinen Zeitpunkt wahr, und ließ plötzlich in der Gegend des Treppenganges, wo sie waren, eine Menge feiner senkrecht steigender Wasserstrahlen unter sie springen; unstreitig wurde ihr voriges schadenfrohes Lachen zu hart bestraft, da wir Männer vorhin die Strahlen nur von der Seite und ins Gesicht bekommen hatten. Die Reihe zu lachen wäre nun freylich an uns gewesen aber wir lächelten nur! —

Auf jeder Seite der Polyphems-Grotte befinden sich noch zwey verschlossene Grotten, die auf verschiedene

Art

Art ausgeziert sind; vor derselben aber ein Bassin, mit einer steinernen Artischocke, aus welcher das Wasser funfzig Fuß hoch springt. —

Einige Stufen tiefer kömmt man an den sogenannten Riesenkopf. Man sieht daselbst einen Riesen bis an die Schultern unter einem Felsen begraben; vermuthlich eine Vorstellung des Enceladus eines Sohns der Erde, welcher mit seinen Brüdern, nach der Griechischen Götterlehre, den Olymp bestürmte, und vom Zevs vernichtet wurde. Sein hohler Kopf wirft mit einem sonderbaren Geräusch das Wasser bis auf eine Höhe von fünf und funfzig Schuhen; der Sturz der breiten Wasserwand über den ungeheuren Fels, giebt einen angenehmen Anblick, und die monotonische Musik, welche ein auf beyden Seiten angebrachter Centaur und Faun, die in Hörner stoßen, hervorbringen, erregt ein überaus sonderbares und zweydeutiges Gefühl in dem Zuschauer. Verlohren in der Betrachtung der mannigfaltigen, durch die Kunst hier ausgeführten Ideen, wollt' ich mich freuen, aber mir schauderte die Haut über das entsetzenerregende Geräusch des Wassers, und besonders jener brüllenden Hörner. Das Gehör glaubt gleichsam in dem Rachen der Hölle zu seyn, und das Gesicht weiß nicht, woher es Augen genug nehmen soll, um nichts ungenossen zu lassen. In jedem Fall muß man nicht mehr Kind seyn, um das Abentheuer dieser Scene männlich zu bestehen, wovon uns der kleine Sohn einer mit uns hier gegenwärtigen Preußl. Offizierdame — der Frau von Oppen — ein lebendigs Beyspiel gab.

Vor dem Fels selbst ist ein Bassin, worinn das Wasser sich sammelt, und ein Fremder wird selten diesen begeisterten Ort verlassen, ohne auf der daselbst zur Bequemlichkeit

lichkeit angebrachten steinernen Bank, den verschiedenen hier befindlichen Kunstwerken seine Aufmerksamkeit einige Minuten hindurch geschenkt zu haben. Aus dem letztern Bassin fällt das Wasser auf die bewunderungswürdige Cascade, die hier ihren Anfang nimmt und wiederum drey Bassins hat, von denen das Wasser herabfällt, und einen herrlichen Anblick gewährt. Am Ende der Cascade kömmt man in eine Grotte, worinnen Neptun mit andern Meer-Gottheiten residirt. —

Aus dem vor Neptuns Grotte befindlichen Bassin, geht das Wasser unter der Erde in ein anderes, dem Plutonischen Reiche ganz nahe gelegenes, woraus dann ein großer Theil desselben über den Fels unter der vorhin beschriebenen Teufelsbrücke sich stürzt, und ein kleiner Theil ins Plutonische Reich geführt ist. —

Vor dem letztern ist ein Bassin, dessen Wasser theils auf den Aqueduc, und theils unter der Erde weg in ein anderes Bassin geleitet ist, wo es für die unten, in einiger Entfernung vom Fürstl. Schlosse angebrachte große Fontaine aufbewahrt wird. Diese würklich schöne Fontaine unstreitig das Bemerkenswertheste von allen Weißensteiner Anlagen, erreicht eine Höhe von einhundert und sechzig Fuß, und hat vierzehn Zoll im Durchmesser. Bloß die Natur, entblößt von jedem Kunstwerk, treibt sie zu dieser seltenen Höhe, und es giebt einen majestätischen Anblick, wenn sich das Wasser, bey Anlassung der Fontaine, mit unbeschreiblicher Heftigkeit in die Höhe thürmt, eine vollkommene Wassersäule bildet, und nachdem es die höchste Höhe erreicht hat, bey einer völligen Windstille, rund um den Strahl in einem feinen Staubregen herabtröpfelt, und eine unaufhörliche Bewegung auf dem Spiegel des Bassins verursacht. Ich war kaum

im

im Stande mich an diesem prächtigen Naturspiele satt zu sehen. Bloß die Erinnerung an den Umstand, daß es schon nach Verlauf einer halben Stunde an Wasser für dieses Schauspiel fehlen werde, erhielt meine Freude darüber in den Schranken der Mäßigung; — eine Erinnerung, in welche sich dann noch unwillkührlich die Empfindung der Vergänglichkeit und Eilfertigkeit aller unsrer Lebensfreude einmischte. — —

Das sämmtliche vom Riesenschlosse auf verschiedene Wege herabstürzende Wasser muß nämlich daselbst von dem Gipfel eines hinterwärts liegenden noch höhern Berges, der eine Quelle hat, aufgefangen und gesammelt werden. Und da viele Zeit dazu gehört, um die jedesmal erforderliche große Menge Wassers zusammen zu bringen: so werden diese Kunstwerke in der Regel nur an gewissen Tagen im Jahre z. B. in den Messen, angelassen. Wer ihre Wirkungen außer dieser Zeit sehen will, muß bey dem Rath Dury einen Erlaubnißschein dazu lösen, welcher dann an den Brunnenmeister Steinhöfer abgegeben wird.

Aus dem Bassin der großen Fontaine endlich schlängelt sich das Wasser in mancherley Krümmungen um kleine Inseln, und stürzt sich über Felsen und Klippen durch die sogenannten Elysäischen Felder in den großen See, welcher linker Hand des Fürstl. Schlosses liegt. Unter diesen kleinen Wasserfällen zeichnet sich derjenige aus, wo das Wasser durch die Oeffnung eines Felsen wider einen davor liegenden Stein fällt, und durch die Gewalt des Drucks einen besondern Sprudel verursacht; überhaupt wird der Freund der Natur diese kleinern romantischen Wasserfälle vielleicht den obern Cascaden vorziehen, woran bloß die Kunst sichtbar ist.

Uebrigens ist im Ganzen und in allen Anlagen auf dem Weißenstein, Kunst und Natur auf das glücklichste vereinigt, und in manchen scheint bloß die letztere durch. Auch sagt man nicht zu viel, wenn man den Weißenstein, in seinem ganzen Umfange, für das einzige Werk in seiner Art ausgiebt. Nur ein Landgraf von Hessen-Cassel besitzt ihn, allein vielleicht konnte auch wegen des vorauszusetzenden Locals kein anderer Fürst ein gleiches Werk in seinem Lande hervorbringen. — Der jetzt regierende Herr findet Vergnügen daran, diesen seinen Lieblingsort auf alle Art täglich mehr zu verschönern, und sein bekannter feiner Geschmack in Bau- und Garten-Anlagen, den das Wilhelmsbad bey Hanau auffallend verbürgt, setzt ihn hierzu vollkommen in Stand, und läßt von den neuen Planen, die noch ausgeführt werden sollen, Alles erwarten. Hierzu gehört ein Blumengarten, hinter dem linken Flügel des Schlosses, dicht am Fuße des weißen Felsens, welcher dem ganzen Orte den Nahmen gegeben hat; sodann ein Pavillon unter denen Cascaden, und hauptsächlich ein altgothisches Gebäude hinter dem Thiergarten. Letzteres wird auf einer Anhöhe, wovon man eine treffliche Aussicht hat, angelegt, erhält daher den Nahmen Bellevue, und wird die Gestalt einer Ruine mit zwey Thürmen bekommen, wovon einer zusammen gestürzt, der andere aber, in der Höhe von ein hundert Fuß, oben mit einer Gallerie versehen werden, und eine Fürstl. Wohnung enthalten soll.

Zwölf-

Digitized by Google

Zwölfter Brief.

Inhalt.

Lustschloß Wilhelmsthal — Schloßgarten — Prachtgrotte — Lustschloß und Garten zu Freyenhagen — Gesundbrunnen bey Hofgeismar — Zierenbergische Alterthümer — Schmelztiegel und Kartätschenkugeln — Denkmal eines ermordeten Herzogs — Goldsandwäscherey — Dukaten von Edelgold — Aeltestes Dorf in Hessen — Marburgische Merkwürdigkeiten.

Marburg, 1794.

Ich bin Ihnen noch eine kurze Nachricht von den Fürstlichen Lustschlössern bey Cassel und von einigen andern Merkwürdigkeiten, der dortigen Nachbarschaft, schuldig. Heute also zuvörderst ein Paar Worte über Wilhelmsthal und Freyenhagen. Ersteres liegt in einem angenehmen Thale, zwey Stunden von Cassel, und ist rings umher mit Bergen und Wäldern umgeben. Landgraf Wilhelm der Achte, der im Jahr 1753 den Grundstein zum Schlosse legte, rief es aus seinem vorigen

Nichts hervor, und brachte die jetzigen Gartenanlagen zu Stande. Die Natur hat für den Ort wenig gethan; alles was er ist, ist er durch die Kunst geworden, die, gleichsam gegen den Willen der Natur, einen feuchten und unfruchtbaren Platz zu einem der fruchtbarsten und angenehmsten Oerter umgeschaffen hat.

Das Schloß bestehet aus einem Hauptgebäude und zwey Flügeln, und zeichnet sich durch elegante Bau-art und Möblirung aus. Die sämtlichen Souterrains sind ungemein helle, und an den Decken und Wänden mit Gypsmarmor verziert. In einem derselben ist ein Bad von schwarzem Marmor angebracht. Die untern Zimmer sind mehrertheils mit Holz mit vergoldeter Bildhauer-arbeit bekleidet. Die Treppen sind äußerst bequem nach den schönsten Regeln der Baukunst angelegt. Unter den Mahlereyen zeichnen sich zwey Zimmer mit Portraits von Tischbein aus. Vor dem Schlosse ist ein sehr geräumiger runder Rasenplatz mit einer herrlichen Buchen-allee umkränzt. Gerade hinter dem Schlosse ist jenseits einer Anhöhe ein Wasserbehälter, aus dessen Mitte zwey Wasserstrahlen funfzig Fuß hoch springen. In dem hiesigen Teiche sind abgerichtete Karpfen von ungeheurer Größe. Sie schwimmen auf den Ruf des Wanderers, und noch mehr auf den Klang einer Schelle eiligst herbey und erwarten gierig das Futter, das man ihnen dann zuzuwerfen pflegt. Wer den Fischen alles Gehör absprechen wollte, scheint also hier durch die Erfahrung widerlegt zu seyn. Indessen ließe sich dagegen einiges mit Grunde erwiedern, indem jene Erfahrung das gute Gesicht der Karpfen unumstößlicher, als ihr Gehör erweiset.

Die sämtlichen Schloßgärten theilen sich in den alten und neuen Holländischen Garten, den sogenannten Weinberg

berg mit Englischen Anlagen und in den Kirsch- und Küchengarten. Sie liegen tief und sind daher ohne Aussicht, indessen enthalten sie vieles, was die Kunst des Gärtners schönes hervorbringen kann. Auf dem Gipfel des Weinberges ist ein runder Tempel erbaut, deren Kuppel auf acht Toskanischen Säulen ruht. Das Sehenswürdigste und Auszeichnendste des ganzen Gartens ist unstreitig die Grotte, zu der man sich aus Englischen Wildnissen durch das Dunkel fünffacher Lindenreihen nähert. In die Tiefe hinab führen zwey die Grotte umschließende Treppen, die mit einem künstlich durchbrochenen vergoldeten Geländer von Eisen versehen sind, an den Seiten sieht man die Sinnbilder der Venus und des Merkurs. In der Mitte dieses Umgangs befindet sich die Grotte selbst, die man ein Meisterstück der Kunst nennen kann. Der Fußboden ist Marmor, die Wände und das Gewölbe sind grottenartig auf das schönste verziert. Den obern Theil der Grotte umkränzt eine Gallerie mit vergoldeten Kindergruppen. *)

Den großen Kanal vor der Grotte machen inwendig eine Menge rother Fische, und auswärts rund umher springende Wasser lebendig. Die aus der Mitte aufsteigenden Strahlen bilden dem Schöpfer dieser Anlagen zu Ehren ein W.

In dem Teiche befindet sich ein von dünnem Bleche künstlich verfertigter und mit Tuffstein und Korallenzinken eingefaßter Erdschwamm, der allenthalben Wasser von

*) Einen treuen Kupferstich von dieser prächtigen Grotte findet man in Schminkes Beschreibung der Haupt- und Residenz-stadt Cassel. Cassel 1778.

sich giebt. Hier in der Nähe stehen zwey Chinesische Häuser. Das hinter der ehemaligen Menagerie gelegene Plattnußbosket ist an beyden Enden mit Gruppen von weißem Marmor auf schwarzen Postamenten verziert. Das schöne grüne Theater zwischen den Schloß- und Küchengarten hat am Ende eine perspektivische Mahlerey von Tischbein.

Das Landgräfliche Lustschloß Freyenhagen liegt in einem angenehmen Thale, eine starke Stunde von Cassel, aufwärts am linken Ufer der Fulda. Von Cassel aus führt längst dem Ufer dieses Flusses eine Kastanienallee dahin. Sehenswerther, als das Schloß selbst ist der Schloßgarten. Da er aber zwischen Bergen liegt, so fehlt auch ihm die Aussicht ins Freye. Um dem Auge dafür wenigstens einigen Ersatz zu geben, hat man die Holzungen, des am andern Ufer der Fulda beym Dorfe Bergshausen gelegenen Söhrberges, bis auf dessen Gipfel durchgehauen, und am Ende dieser Schluft einen Baum in Pyramidengestalt gezogen. Eine ähnliche Durchsicht ist auf der Seite durch das sogenannte Sommerholz gehauen. Die schönsten Abwechselungen mit Bousquets, Nischen und Kabinettchen hat der Theil des Gartens hinter dem Hause, der hier mit Terrassen den Berg hinauf geführt ist. Zu einer eigenthümlichen Zierde und Seltenheit gereichen dem Garten die ungeheuren Taxuspyramiden von acht und vierzig Fuß Höhe und eilf Fuß größester Durchschnittsstärke. Uebrigens erhält dieser Lustort seine Reize vorzüglich durch den vorbeyfließenden Strom, und in seiner überaus einsamen Lage hat er für den Freund ländlicher Ruhe und Stille ein vorzügliches Interesse. Der Hof besucht ihn wegen der zwar geräumigen, aber alten Schloßgebäude nur selten. Da

man aber die Luſtreiſe dahin von Caſſel aus mit vieler Bequemlichkeit und ohne großen Koſtenaufwand zu Waſſer machen kann, ſo beluſtigen ſich die Einwohner der Reſidenz in zahlreichen Geſellſchaften daſelbſt deſto öfter.

Noch veranlaßte mich hauptſächlich meine Liebe zu den Alterthümern zu einem Abſtecher nach Hofgeismar, einer der älteſten Heſſenſchen Städte, fünf Stunden von Caſſel. Ich wollte mir da den Ort zeigen laſſen, wo die berühmte ungeheure deutſche Jupiterseiche einſt ſtand, unter welcher unſere Urväter ihren Götzen zum größten Scandal für den guten Bonifacius einſt opferten. Indeſſen fiel mir eine Streitſchrift in die Hände, worin gründlich gezeigt wird, daß dieſe Eiche nicht hier, ſondern in der Nähe des Maynziſchen Städchens Fritzlar, bey dem Dorfe Geismar geſtanden habe. *)

Der Geſund- oder Sauerbrunnen Hofgeismar liegt nahe bey der Stadt dieſes Nahmens, und iſt wegen ſeiner guten Eigenſchaften ſchon über zwey hundert Jahre bekannt. Eigentlich ſind hier drey unterſchiedene Brunnen, der alte und neue Badebrunnen und der Trinkbrunnen. In dem erſten und letzten ſollen zwey Theile alkaliſche Erde, ein Theil Eiſenvitriol, drey Theile Mittelſalz und vier Theile mineraliſchen Spiritus enthalten ſeyn. Der neue Badebrunnen hingegen enthält zwey Theile alkaliſches Salz, einen Theil Eiſenvitriol und drey Theile mineraliſchen Spiritus. Er iſt beſonders bey alten Schäden, frieſelhaften Ausſchlägen und Lähmungen der Glieder von guten Wirkungen. Des Trinkbrunnens

*) Schminkii Diſſ. de cultu religioſo Arboris Jovis in Haſſia.

bedient man sich mit dem besten Erfolge bey anhaltenden Kopfweh und Schwindel, bey Augen und Ohrenbeschwerden, bey hypochondrischen und hysterischen Zufällen, besonders aber bey den Hämorrhoiden.

Uebrigens hat man hier alle Bequemlichkeit, die ein Brunnengast verlangen kann; und besonders ist für Spaziergänge mit mancherley angenehmen Abwechselungen gesorgt.

Ich nahm den Rückweg nach Cassel über das drey Stunden von da gelegene Städtchen Zierenberg an der Warme. In alten Urkunden heißt dieser Ort Tyrenberg, welchen Nahmen er von dem daneben liegenden Thüringer Berg erhalten hat. Dieser Thüringer- oder wie man ihn auch sonst nennt, Dörrenberg, einer der höchsten im ganzen Hessen, ist kahl und hatte ehemals eine mit Wall und Graben befestigte große Ebene. Dieser Aufwurf um seine Fläche, der noch jetzt vorhanden, ist das Ueberbleibsel eines darauf gestandenen festen Lagers, in welchem Kayser Heinrich der Vierte im Jahre 1071 gegen den Herzog Otto von Bayern hauste, während, daß dieser sich auf dem Berge Hasungen mit seinem Heere verschanzt hielt. —

Folgender in der Stadtmauer zu Zierenberg noch vorhandenen altdeutschen Inschrift zufolge ist diese Stadt fünf hundert Jahre alt:

„Der erste Fürste der y quam
in Hessen, Henrich was syn Nam
Sanct Elisabethen tochter kind

den

den Tyrenberg buete sint
nach Gottes geborth twölfhondert Jar
unde drey und neunzig Jar
noch verzig Jar dato genommen
was die Mure vollenkommen."

Noch muß ich des den Chymikern und Artilleristen wohlbekannten Hessenschen Städchens Großallmerode erwähnen. Es liegt fünf Stunden von Cassel, auf der Berliner Poststraße, die von hier nach Duderstadt führt. Die Einwohner, großentheils Töpfer, danken ihren Wohlstand einer da befindlichen Thongrube, woraus sie in großer Menge die sogenannten Knicker und die äußerst brauchbaren Schmelztiegel verfertigen, die wegen ihrer vorzüglichen und fast alleinigen Güte weit und breit, selbst bis nach China verschickt werden. Auch die Knicker, d. h. kleine gebrannte und glasurte Kugeln von der nämlichen Thon-erde, deren sich die Kriegsmordlust zu Kartätschen in den Schiffskanonen bedient, sind ein starker Handelsartikel, und werden bis in Amerika verfahren.

Auf der Heerstraße von Cassel nach Marburg läßt man die Kurmaynzische Stadt Fritzlar eine gute Stunde rechts liegen. Im Angesichte dieser Stadt beym Dorfe Kleinengels, ist es, wo am fünften Junius 1400 Herzog Friedrich von Braunschweig auf seiner Rückreise von Frankfurth durch den Grafen Heinrich von Waldeck straßenräuberisch überfallen, und durch die Hand Friedrichs von Hertingshausen ermordet wurde. Das Denkmal, welches man auf Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls, dicht an der Heer-

straße errichtet hat, besteht aus einem hohen steinernen Kreuze, an dessen Querstücke sich eine Inschrift in deutscher Sprache befindet. Es ist aber von derselben kaum noch der Nahme lesbar. Alles übrige hat der Zahn der Zeit verlöscht, oder ist, wie Andere wollen, geflissentlich ausgekratzt und unleserlich gemacht worden. Als ob eine Schandthat, welche die Geschichtbücher auf ewige Zeiten bringen, dadurch aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt werden könnte ! ! — *)

Fritzlar liegt an der Edder, einem Flusse, der sowohl wegen des Umstandes, daß schon Tacitus seiner erwähnt, als auch wegen des Goldsandes, den er mit sich führt, merkwürdig ist.

Tacitus nennt den Edderfluß Adranam und erzählt (Annal. Lib. I. Cap. 56) daß Germanicus die Katten einst überfallen habe und ihnen so geschwind über den Hals gekommen sey, daß die junge Mannschaft eiligst durch die Edder geschwommen und sich anfänglich bemühet habe, die Römer in ihrem Vorhaben, eine Brücke über die Edder zu schlagen, zu verhindern, aber zurück getrieben worden sey.

Daß übrigens die Edder, dieser Tagus der Hessen, Goldsand mit sich führt, war schon längst nicht mehr unbekannt. Schon der Dichter Eobanus Hessus nennt

*) H. P. Steinrück, ein Waldecker, hat in seiner Diss. hist. de Friederico Duce Brunsv. ac Luneb. a. 1400 haud procul Fritzlaria caesae. Marb. 1743. den Hergang der Sache beschrieben, und einen Abdruck des obigen Denkmals hinzugefügt.

nennt sie einen goldführenden Fluß — Aederam aurifluam — Landgraf Carl ließ im Jahr 1677 aus dem Eddergolde Dukaten mit der Umschrift schlagen: Caroli I. Hassiae Landgravii, rel. moneta prima aurea Aederae aurifluae. *) — Auch Landgraf Friedrich der Zweyte ließ im Jahre 1775 dergleichen zierlich geprägte Dukaten mit seinem Brustbilde prägen, auf deren Gegenseite das alte Bergschloß bey Felsburg nebst der Gegend der Edder vorgestellt ist, in welcher das Gold aus dem Sande gewaschen wird. Sie haben die Umschrift: Sic fulgent littora Adranae aurifluae.

Auch der regierende Landgraf läßt in der Gegend von Niederwallrich, anderthalb Stunden von Fritzlar, die alte Goldwäscherey an den Ufern der Edder noch betreiben.

Die ältesten Oerter in dem Hessen-Casselschen sind vielleicht die eine Meile von Fritzlar, und zwey Meilen von Cassel gelegene Stadt Gudensberg, und das benachbarte Dorf Metz. Jene wird in einer Urkunde von 1265 Godinsberg genannt, welche Benennung man von dem alten Worte Goding — Landgericht — und von dem Berge herleitet, auf welchem sie liegt, und wo ehemals ein Schloß stand. Man hat alle Ursache das Amt Gudensberg für den Hauptsitz der uralten Bewohner Hessens der Mattiaken zu halten. **) Zumal da man mit einer an Gewißheit gränzenden Wahrschein-

*) Winkelmanns Beschreibungen des Fürstenthums Hessen ꝛc. 6. 46. ꝛc.

**) Theuthorns Geschichte der Hessen Th. 1. S. 169.

scheinlichkeit erweisen kann, daß ihr Hauptort, das alte Mattiakum, darin gelegen, und kein anderes seyn könne, als das vorhin genannte Dorf Metz, das von den Flüßchen Rein und Metz fast ganz eingeschlossen ist. Bekanntlich erzählt Tacitus (Annal. Lib. I. C. 56.) daß Germanicus bey seinen Einfall in das Gebiet der Katten, den Hauptort dieses Volks, Mattium, angesteckt und verheert habe. Ich weiß wohl, daß einige bald Marburg, bald Maden für diesen alten Ort ausgegeben haben, aber ohne Gründe. Joh. Herm. Schminke hingegen hat die wahre Lage jenes, durch das graue Alterthum so merkwürdigen, und vom Tacitus erwähnten Ortes gründlich untersucht,*) und gefunden, daß derselbe nach der Beschreibung, welche uns Tacitus davon macht, und zufolge der übrigen Umstände, kein anderer als das jetzige Dorf Metz seyn könne. Auch schon Winkelmann war dieser Meinung; und setzt hinzu, „daß noch heutiges Tages zu sehen sey, daß der Orten ein großes weitläuftiges Wesen müsse gestanden haben."

Zum Schlusse dieses Briefes etwas von Marburg, dieser ehemaligen Residenz und Hauptstadt im Oberhessen. Sie ist neun Meilen von Cassel, eben so weit von Frankfurth am Mayn, und drey Meilen von Gießen entfernt. Sie liegt an der Lahn, die sie in zwey ungleiche Theile theilt, welche durch eine steinerne Brücke mit einander verbunden sind. Was in der Ebene am linken Lahnufer liegt und Weidenhausen genannt wird, ist im Grunde nur die Vorstadt des weit größern eigentlichen Marburgs, das sich am rechten Ufer in ei-

*) Diss. de situ Mattii, in Fr. Chr. Schminkes Monim. hass. Thl. 1. S. 1.

einem halben Zirkel an den Abhang des Schloßberges anschwingt, und stuffenweise ziemlich weit hinauf steigt. Man kann daher in dieser Stadt, die nichts weniger als Ansprüche auf eine gefällige und bequeme Bauart macht, kaum von einem Hause nach dem andern gehen, ohne bergauf, oder bergab zu steigen.

Das Alter der Stadt, deren Nahmen man am wahrscheinlichsten von dem hier in die Lahn fließenden Marbache herleitet, ist höchstens auf siebenhundert Jahre zu berechnen. Im Jahre 1195 war sie noch ein unbedeutender offener Flecken, der von den Erzbischöfen von Maynz und Cöln verbrannt wurde. Der Zeitraum ihrer größern Aufnahme, und ihres mehrern Anwachses zu einer Stadt begann in dem Jahre 1229 mit dem hiesigen Aufenthalte der heiligen Elisabeth, die Pabst Gregor der Neunte im Jahre 1235 in die Zahl der Heiligen aufnahm. In den damaligen Tagen des Pfaffenthums geschahen häufige Wallfahrten hieher. Die Pilgrimme nahmen gewöhnlich den Weg unten an der Lahn, der daher noch immer der Pilgrimmssteig genannt wird.

Die Stadt hat außer der Schloßkirche, zwey Reformirte und zwey Lutherische Kirchen. Die zu Ehren der kanonisirten Elisabeth in dem untern Theile der Stadt erbauete, ist ein gar ensehnliches Gebäude von Quadersteinen. Sie dankt ihr Daseyn dem Landgrafen Conrad von Thüringen und Hessen. Erst im Jahr 1283 wurde ihr funfzigjähriger Bau vollendet. Sie enthält den prächtigen silbernen mit kostbaren Steinen besetzten Sarg und einige andere Denkmähler der heiligen Elisabeth.

Eine andere der hiesigen Kirchen heißt die Kugelkirche, die dem im vierzehnten Jahrhundert entstande-

nen

nen Orden der Kugelherrn gehörte. Der eigentliche Nahme dieser Herren war Fratres communis vitae. Kugel- oder Gugelherrn wurden sie von der Gugel oder Kappe genannt, welche sie an ihrer Ordenskleidung trugen und die einer Kugel glich. Als 1526 die Reformation in Hessen vorgenommen wurde, waren sie die ersten, die ihr Haus, sammt der Kirche, zu einem Collegium der Evangelischen Theologen einräumten; worauf dann beydes, nebst ihren Einkünften, der ein Jahr darauf unter Philipp den Großmüthigen hier errichteten Universität einverleibet wurde. Daher rührt der Gebrauch, nach welchem man noch jetzt in dieser Kirche theologische Collegia lieset.

Das hiesige deutsche Haus ist der Sitz des Landeskomthurs der Balley Hessen, der aus den dreyen in Deutschland herrschenden Religionspartheyen wechselsweise gewählt wird.

Im Jahre 1529 veranlaßte gedachter Landgraf Philipp hier in Marburg das bekannte fruchtlose Religions-Gespräch zwischen den vornehmsten Lutherischen und Reformirten Gottesgelehrten. Von Seiten der letztern waren Zwingel, Oekelempad und ein großer Theil der Hessenschen Geistlichkeit. An der Spitze der ersten fand Luther, Melanchton und deren Anhang. Der Landgraf selbst führte dabey den Vorsitz. Seine Absicht — Vereinigung der Streitenden — war gut, aber erreicht wurde sie, wie man es erwarten konnte, nur sehr unvollkommen.

Uebrigens ist diese Stadt für Oberhessen, Casselschen Antheils, der Sitz der Landesregierung, des Consisto-

fistoriums, des Gesammthof- und Appellationsgerichts beyder regierenden Hessenschen Häuser; das letzte wird indessen wechselsweise bald hier, bald zu Gießen, und zwar in jeder Stadt sechs Jahre lang gehalten.

Das zu Marburg gehörige Schloß hat eine hocherhabene Lage auf dem Gipfel des ziemlich steilen Berges, dessen unterer Abhang von der Stadt umgeben und bebauet ist. Es soll von dem Markgrafen Otto im Jahre 1065 aufgeführt, und durch den Landgrafen Heinrich dem Ersten erweitert und verschönert worden seyn. Landgräfin Amalie Elisabeth eroberte dasselbe im Jahre 1646 durch Sturm, und ließ es darauf stark befestigen. Da man aber gegen das Ende des siebenjährigen Schlesischen Krieges Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß der Feind aus dieser Befestigung größern Gewinn ziehe, als das Land selbst, so ließ Landgraf Friedrich der Zweyte die Werke gänzlich abtragen und schleifen.

Das Schloß an- und für sich aber, das einen ziemlich weitläuftigen Umfang hat, wird erhalten, und vom Commandanten bewohnt. Die Schloßkapelle dient der Garnison zur Haltung des Gottesdienstes. Der Schloßbrunnen ist siebenzig Klafter tief. Die Aussicht über die Stadt hin in die schöne umliegende Landschaft, hat für den Freund der Natur mannichfaltige Reize.

Drey-

Digitized by Google

Dreyzehnter Brief.

Inhalt.

Das Hayrichgebirge: — Der Feldberg — Dessen Aussicht — und Benennung zur Zeit des Tacitus — Der Pohlgraben — Sogenannte Runische Buchstaben — Die Saalburg — Heidnische Brandgruben und Begräbnißplätze — Der Altking — Der weiße Thurm zu Homburg — Heidengraben mit Grabhügeln — Die weiße Mauer — Hadrians Winterlager — und andre Römische Alterthümer.

Homburg vor der Höhe, 1794.

Heute theurer Freund! führe ich Sie in das hiesige Gebirge — den Hayrich oder die Höhe — um Alterthümer mit Ihnen aufzusuchen. Oft schon holte ich mir daselbst müde Beine, aber nie kehrte ich zurück, ohne neue Werke der grauen Vorzeit vorgefunden, oder kennen gelernt zu haben. Bald verfolgte ich den nun bald zweytausendjährigen viele Meilen langen Pohlgraben, den

die

die eroberungssüchtigen Römer hier aus Furcht vor den Ueberfällen der braven Katten — diesem Stammvolke unserer Hessen — mit unbeschreiblicher Mühe zu Stande brachten; bald wühlte ich aus den alten Begräbnißhügeln, welche längs diesem Pohlgraben wie hingesäet sind, metallene Beschläge, Urnen, Nägel und Münzen heraus; bald besichtigte ich die mancherley Grundmauern von Schanzthürmen und die anderweitigen Ueberbleibsel der Römischen Kriegsbaukunst, vorzüglich auf dem Altking, einem isolirten hohen Berge ohnweit Frankfurth; und dann wieder verlohr ich mich im entzückenden Anschauen der wunderschönen Natur, die man auf dem Großvater des ganzen Gebirgs, dem Feldberge, gleichsam mit einem Blick übersieht.

Ich genoß des seltenen Glücks, einen vollkommen hellen Horizont um mich her zu haben, da ich diesen Riesen unter den Bergen Deutschlands erklettert hatte. Gewöhnlich pflegt man hier fast das ganze Jahr hindurch eben so, wie auf dem Gipfel seines Herrn Bruders — des Blocksbergs — von einer durchnässenden, alles verhüllenden Wolke bewillkommet und gleichsam umarmt zu werden. Dort mußte auch ich mir die lästige Ehre dieser Umarmung gefallen lassen. Hier hingegen wo kalte Dünste und Sturmwinde ebenfalls recht eigentlich zu Hause gehören, empfing meine Reisegefährten und mich eine fast vollkommene Windstille. Der Gipfel des Feldberges bildet, was selten der Fall ist, eine vollkommene Ebene von ungefähr achtzig bis hundert Morgen Landes. Dies Feld hat ihm unstreitig seinen Deutschen Nahmen gegeben; bey den Römern hieß er Taunus, wie uns Tacitus erzählt. Doch hiervon nachher ein mehreres.

Der einzelne hervorragende Felsen auf der Ebene des Feldbergs, wird schon in Urkunden von 1043 *) und 1221 **) der Brunehildestein genannt. Ich weiß nicht, ob auch er einst, so wie der sogenannte Teufelsaltar des Brockens, irgend einem Deutschen Götzen zum Altar diente. Jetzt ist er denen, die bey dem Ersteigen dieses Berges den Lohn ihres sauren Schweißes in naßkalten Stürmen finden, eine Schutzwehr gegen die letztern.

An officinellen Kräutern wachsen hier auf der Höhe vorzüglich Wolferley — Arnica — und Preißelbeeren. Letztere, die viel medicinische Kräfte haben und äußerst gesund sind, findet man aber bloß auf dem Gipfel des Feldberges, und weiter nicht im ganzen Gebürge. Sie scheinen nur auf außerordentlichen Höhen fort zu kommen; wenigstens traf ich sie auch im Harze hauptsächlich nur auf der Brockenspitze an.

Jetzt sollt ich Ihnen von der genossenen entzückenden Ansicht der umliegenden Gegend, wenigstens ein schwaches Bild zu entwerfen suchen. Aber welche Feder wäre einem solchen Geschäfte gewachsen? die meinige ist es wenigstens in der Art nicht, daß das Vergnügen, welches man beym Lesen der Copie nachempfinden möchte, dem im wirklichen Anschauen genossenen, entsprechen könnte. Nein, Freund, man muß hier schlechterdings mit eigenen Augen in das weite Reich der schönen Gotteswelt hineinblicken, und nicht von den schwachen Grundzügen der Feder einen an-

*) Johannis in Vol. rer. Mogunt. Tom. II: pag. 514.

**) Gudenus in Codice Dipl. Tom. I. pag. 477.

anschaulichen Begriff von dem Originalentzücken erwarten. Gegen Mittag überblickt das Auge die immer schiffreichen Ströme Mayn und Rhein, sammt ihren reizenden Uferlandschaften, bis hinter Worms hinauf, und einen Theil des weinreichen Rheingaus. Aus tiefer Ferne schlängelt der majestätische Rhein zwischen einer Menge niedlicher Dörfer daher, und deutlich erblickt man an seinem linken Ufer Worms, Oppenheim und Maynz. Im Vordergrunde liegt die erhabene Veste Königstein und die Stadt Kronberg. Bey einer geringen Wendung gegen Morgen, verfolgt man den Mayn, bis weit hinter Aschaffenburg hinauf. Längst seinen Ufern zeigen sich die freundlichen Städte Frankfurth, Hanau und Aschaffenburg; in dem Winkel, den das linke Maynufer mit dem Rheine bildet, Darmstadt; und gegen Manheim hinauf, die angenehme Bergstraße, nebst dem berühmten Malchenberg — Cattimelibocum — an dessen Fuß sie sich hinzieht. Gegen Abend liegt, wie am Fuße des Feldbergs, das Gräflich Bassenheimsche Städtchen Ober und Nieder-Reifenberg nebst der dazu gehörigen erhabenen Ruine eines ehemaligen Burgschlosses, dessen tiefe Graben mit außerordentlichem Fleiße durch einen harten Felsen gesprengt sind. Mehr im Hintergrunde sieht man über den fruchtbaren Kamberger- und Limburger-Grund in die vortreffliche Gegend von Coblenz bis nahe bey Andernach hinunter. Von dort bis in die Gegend zwischen Manheim und Worms sind achtzehen Deutsche Meilen: schließen Sie hieraus auf den Zauber der Uebersicht, den der erhabne Standpunkt des Feldbergs gewährt.

Jetzt ein Paar Worte von den Alterthümern dieser Gegenden. Unsre Gelehrten konnten lange nicht einig

darüber werden, wo eigentlich der Deutsche Berg Taunus oder das Gebirge dieses Nahmens zu suchen sey, dessen die Römischen Geschichtschreiber erwähnen. Einige behaupten Mela und Tacitus hätten mit diesem Nahmen den Donnersberg — Montem Jovis — bey Kirchheimpoland ohnweit Kayserslautern bezeichnet *) Andre glauben Mons Taunus sey der Dynsberg bey Gießen **) Und wenn ich nicht irre, so haben, wiewohl höchst unwahrscheinlich, noch Andre sogar den Blocksberg, und wieder Andre den Malchenberg ohnweit Darmstadt dafür ausgegeben.

Nachfolgende Stellen aus den Jahrbüchern des Tacitus scheinen indessen keinen Zweifel übrig zu lassen, daß sie alle in ihren Vermuthungen irreten, und der Taunus hier in Hayrich zu suchen sey.

„Germanicus — schreibt er im ersten Buche seiner Annalen im sechs und funfzigsten Capitel — gab dem Cäcinna vier Legionen, fünf tausend Mann Hülfsvölker und einige in Eil zusammen gebrachte Haufen von den jenseits des Rheins wohnenden Deutschen; er selbst aber führte eben so viele Legionen, und noch einmal so viele Hülfsvölker an, und drang mit einem leichten Truppencorps in das Land der Katten ein, nachdem er auf dem Berge

*) Weinreich Wettermanns historischer Bericht von der Wetterau, Rinkau, Weßerwald u. s. w.
Bernhards Alterthümer der Wetterau. S. 316.

**) J. C. Junkers Anleitung zur mittlern Geographie. S. 150.
J. H. Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschlands. S. 187.

Berge Taunus, und zwar auf den Ruinen einer ehemaligen Schanze seines Vaters, ein Castell angelegt, und den Lucius Apronius zur Deckung der an den Wegen und Flüssen gelegenen Schanzen zurück gelassen hatte. Da es damals, (welches dort selten der Fall ist) sehr trocken war, und die Flüsse ihr meistes Wasser verlohren hatten, so setzte er seinen Marsch ohne Aufenthalt eiligst fort, weil er besorgen mußte, daß auf seinem (ve späteten) Rückzuge viel nasses Wetter einfallen, und die Flüsse anlaufen möchten. Daher kam er den Katten so unvermuthet auf den Hals, daß alles, was durch Alter und Geschlecht zur schleunigsten Flucht nicht Kräfte hatte, entweder niedergehauen oder gefangen genommen wurde. Die junge Mannschaft schwamm über die Eder, um das Vorhaben der Römer, eine Brücke über diesen Fluß zu schlagen, zu hintertreiben. Sie wurden aber mit Geschütz und Pfeilen zurück getrieben, worauf sie Friedensvorschläge thaten. Da aber diese nicht angenommen wurden, so gingen einige zum Germanicus über, die übrigen verließen ihre Dörfer, und flüchteten einzeln in die Wälder. Mattium, den Hauptort dieses Volks, zündete Germanicus an, das platte Land plünderte er aus, und dann ging er nach dem Rhein zurück, ohne daß sich der Feind erkühnet hätte, ihm in den Rücken zu fallen, welches immer seine Gewohnheit war, wenn er sich mehr aus List, als aus Furcht, zurückgezogen hatte. Die Cherusker machten zwar Miene, den Katten zu Hülfe zu kommen; allein Cäcinna schreckte sie davon ab, der bald hier, bald dort mit seinem Truppencorps war; und die von ihm besiegten Marsen waren außer Stand gesetzt, ihm zu schaden."

„Um eben diese Zeit war man in Oberdeutschland sehr wegen der Katten in Aengsten, die daselbst Einfälle

machten und plünderten. Legat Lucius Pomponius sandte daher seinen Hülfsvölkern, den Vangionen und Nemetern, mit denen er einen Theil der Reuterey verband, den Befehl zu, daß sie den Streifparteyen zuvorkommen, sie umgehen und einschließen sollten. Sie folgten dem Befehle, theilten sich in zwey Corps; und dasjenige, welches sich links hinzog, überfiel den im Rückzug begriffenen Feind, da er berauscht eben im tiefen Schlafe lag, und nahm ihm die Beute wieder ab. Die Freude darüber war um so größer, da man auf diese Art noch Etliche von denen aus der Sclaverey befreyete, die schon vor vierzig Jahren bey der Niederlage des Varus in Gefangenschaft gerathen waren. Diejenigen aber, welche den kürzern Weg zur Rechten einschlugen, fanden den Feind in Schlachtordnung und thaten ihm mancherley Schaden. Mit großer Beute und Ruhm marschierten sie nun wieder nach dem Berg Taunus zurück, wo Lucius Pomponius ihrer harrete, in der Erwartung, daß die Katten, um sich zu rächen, vielleicht eine neue Schlacht wagen würden. Allein sie befürchteten, auf der einen Seite von den Römern, und auf der andern von den Cheruskern, mit denen sie in ewiger Feindschaft standen, umringt zu werden, und schickten daher Gesandte und Geißeln nach Rom. *)"

Vergleicht man nun mit diesen, fast ganz unzweydeutigen Stellen des Tacitus die Lage des Landes der Katten und des Hayrichgebirges am rechten Rheinufer — ferner die Richtung, welche der Römische Pohlgraben vom Rheine an, durch das Gebirge, in das Hessenland hinein nimmt, und endlich die vielen noch jetzt

*) C. Tacit. Annal. Libr. XII. Cap. XXVII-XXVIII.

jetzt unverkennbaren Verschanzungen, hauptsächlich auf und um den Altkünig, einem Theile des Hayrichs: so ist es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß in diesem Gebirge, das von dem Germanicus wieder hergestellte Castell seines Vaters, des Drusus Germanicus, auf dem Taunus zu suchen sey. *)

Daß aber jener Pohlgraben mit seinen verfallenen Castellen, und die Verschanzungen des Altkings und der ganzen Gegend um den Feldberg wirklich Römischen Ursprungs sind, das ist bey einiger Unbefangenheit im Urtheile nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Die Geschichtschreiber erwähnen des Pohlgrabens — welches eigentlich die hier ganz allgemeine oder Niederdeutsche Aussprache des Worts Pfalgraben ist — unter der Umschreibung: Fossæ palis sudibusque munitæ. Die Römischen Legionen fingen unter dem Tiberius an, ihn zu erbauen, und vollendeten ihn unter dem Hadrian. Er stößt eine Stunde oberhalb Ehrenbreitstein, bey dem Städtchen Braubach an das rechte Rheinufer, nimmt die Richtung durch die Waldungen nach dem Städtchen Idstein, so, daß ihm Wißbaden rechts und Schwalbach links bleibt. Von da zieht er sich über den mitternächtlichen Abhang des Feldberges, durch das übrige

*) Das altdeutsche Wort Daun oder Taun bedeutet einen Berg. Nach Teuthorns Geschichte der Hessen Thl. 4. S. 374. theilte man vormals ganz Hessen in das Land jenseits und diesseits des Spießes; jenes — Oberhessen — nannte man das Darmland, und dieses — Niederhessen — das Daun- oder Taunland, d. h. das gebirgigte Land. Unstreitig gründet sich der Ausdruck der Römer: Taunus, auf dies altdeutsche Wort Taun.

Digitized by Google

Gebirge; berührt hierauf das Gebiet der Städte Butzbach und Hungen, und behält dieſe gerade Richtung bis nach der Ohm im Heſſenſchen. Herrn Gerken zufolge, zieht er ſich denn rechts nach dem Hohenlohe-ſchen, wo er, ohnweit der Hauptſtadt des Fürſtenthums Ohringen, (an deren Stelle einſt die Römiſche Stadt Aræ Flaviæ ſtand) mit der ſogenannten Teufelsmauer zuſammen gehangen haben ſoll. *) Dieſer Pohlgraben war — wie noch jetzt, unter andern hier ohnweit Homburg und bey dem Dorfe Pohlgöhns ohnweit Butzbach, der Augenſchein lehrt — ſehr tief, hatte einen hohen und ſtarken Wall, der auf einem ſteinernen Grunde ruhete, und oben mit ſtarken unter einander verbundenen Pfählen verpalliſadirt war. Daher ſein Nahme Pfal- oder, wie man hier ſpricht, Pahl- oder Pohlgraben. **) Beym Nachſpüren deſſelben bemerkt man, daß die Römer ihn gröſtentheils über Höhen, welche die umliegende Gegend beherrſchen, aber nie über hohe Berge, auch nicht in tiefen Thälern aufgeworfen haben. Wo er ſich über guten Boden oder Ackerfeld hinzieht, da haben ihn die Landleute zugeworfen. Hingegen in den Wäldern iſt Wall und Graben hier und da noch vollkommen ſichtbar.

In gewiſſen Entfernungen hatte dieſer Pohlgraben Wartethürmer, deren Grundmauern ich unter andern bey Butzbach, zwiſchen dieſem Städtchen und dem Dorfe Pohlgöhns, entdeckt habe. Unter den Backſteinen ſol-

*) S. Ph. W. Gerkens Reiſen Th. IV. S. 259.

**) Die Sylbe Pohl, muß ausgeſprochen werden, wie der Platt- oder Nieder-Deutſche das Wort kohl (hochdeutſch kahl, calvus) ausſpricht, alſo nicht wie Kohl (das Gartengewächs.)

solcher und ähnlicher Römischer Grundmauern, die sich sämtlich durch eine außerordentliche Dicke und Größe auszeichnen, entdeckte Herr Regierungsrath Neuhoff *) ohnweit Homburg viele, denen eine erhabene, aber sehr verunstaltete Römische Steinschrift eingedrückt war, die uns von der hier gelegenen dritten und vierten Cohorte der Vindelicier **) Nachricht giebt. ***)

*) Siehe dessen Nachricht von den bey Homburg vor der Höhe gefundenen Alterthümern, Homburg 1780.

**) Eine sehr tapfere, aber von den Römern endlich besiegte Deutsche Völkerschaft, welche den Strich Landes zwischen dem Kostnitzer See bis zum Zusammenfluß des Inns mit der Donau bewohnte.

***) Pater Fuchs sagt in der Einleitung zu seiner alten Geschichte der Stadt Mainz: „Die Buchstaben der in den Ruinen der Castelle am Pohlgraben gefundenen irdenen Geschirre haben schier die Gestalt der Griechischen, und scheinen den Runischen nahe beyzukommen. Schon Julius Cäsar schreibt von den alten Deutschen, daß man Griechische Lettern bey ihnen gefunden hätte. Wenn man die Buchstaben auf dem irdenen Geschirr, welches ich zu Hädernheim gefunden habe, mit jenen vergleicht, welche Herr Hanselmann im Hohenlohischen hat ausgraben lassen: so kommen die Züge mit einander überein. Ich werde mich durch mehreres Nachsuchen noch bemühen, ein Alphabeth solcher Altdeutschen Lettern heraus zu bringen." — Hr. Neuhoff, der doch die Ruinen längs dem Pohlgraben ehrlich durchwühlt hat, erwähnt nichts von einer da gefundenen Altdeutschen Schrift. Die Inschriften COH. III. VINDEL. u. s. w. mögen, wegen ihrer äußerst verzerrten Buchstaben, Herrn Fuchs, der in Mainz an lauter zierliche von Bildhauern verfertigte Steinschrift gewöhnt war, verführt haben, sie für Altdeut-

In Gegenden starker Landstraßen hat der Pohlgraben gemeiniglich noch einen Nebengraben, und eine kleine Schanze – Castellum – zur Bedeckung gehabt. Von diesen Römischen Schanzen verdient die sogenannte Saalburg, fünf Viertel Stunde von hier, vorzüglich bemerkt zu werden. Sie liegt da, wo die Homburgischen Wege nach Wehrheim und Obernhayn sich trennen, und den Pohlgraben durchschneiden. Sie ist ein längliches Viereck zweyhundert und achtzig Schritte lang, einhundert und achtzig Schritte breit, und zweyhundert und funfzig Schritte von dem Pohlgraben abgelegen. Zunächst wird sie von einer starken Gußmauer, und außerhalb noch von zwey tiefen Graben umgeben. In der Burg selbst findet man noch einen tiefen Brunnen, und eine Menge Grundmauern und halb verschüttete Keller. Dergleichen Schutt und zum Theil noch beträchtliche Mauern finden sich auch

deutsche Lettern zu halten; denn H ist gewöhnlich ein doppeltes mit einander verbundenes H. Der Buchstabe V steht verkehrt, wie ein A ohne Querstrich — Statt des N steht M — Statt L steht I mit einen Häckchen in der Mitte — E und L sind mit einander verbunden u. s. w. — Diese Vorstellungen und ungewöhnliche Abreviaturen waren das Werk gemeiner Soldaten von den Legionen unterjochter Deutscher Volksstämme, hier z. B. der Vindelicier, die eben so wenig zierlich und richtig lateinisch mochten schreiben können, als unsre unwissende Töpfergesellen ihr Gekritzel auf dem irdenen Geschirr der Nachwelt in zierlichen Fracturbuchstaben überliefern. — Durch welch einen sonderbaren Zufall sollten auch Geschirre der alten Deutschen mit der ihnen eigenthümlichen Schreibart mitten unter die unzähligen ächtrömischen Alterthümer kommen, die sich noch täglich in den Ruinen am Pohlgraben, so wie in der ganzen Gegend vorfinden, welche dieß unbezweifelte Römerwerk gegen den Main zu, in sich schließt? —

auch viele außerhalb, in einer geringen Entfernung von der Burg. Fünfhundert Schritte von der Burg auf deren mitternächtlichen Seite, steht noch eine lange Mauer, mit welcher ein besonders tiefer Graben parallel läuft, die zur Deckung der Außengebäude bestimmt gewesen zu seyn scheint.

Auch geht noch eine erhabene gepflasterte Römische Heerstraße von der Saalburg in gerader Richtung nach dem Dorfe Hädernheim an der Nida ohnweit Frankfurth. Eine ähnliche Straße führt auch vom Altking nach diesem Dorfe, wo Kayser Hadrian für seine Truppen ein Winterlager hatte. Diese Straßen sind zwar nicht mehr in ununterbrochener Vollständigkeit da, aber erstere ist, ohnweit der Saalburg, wo sie sich durch die Waldungen zieht, noch sehr gut erhalten. Auch in den Feldern bey Dornholzhausen so wie hier bey Homburg, im Niederstädter Felde, wird sie noch angetroffen.

Innerhalb der die Saalburg mit ihren Außengebäuden einschließenden Ringmauern, sind an den nach Usingen und Obernhayn führenden Wegen, sehr viele Römische Begräbnisse, und Brandgruben nahe bey einander. Sie sind drey bis vier Fuß tief, und mit einer fetten schwarzen Erde angefüllt. Die sie umgebende Erde ist auch mehrere Fuß tief, hart und ziegelfarbig gebrandt. In allen aufgegrabenen fand man Münzen, Urnen, Scherben, Knochen, Kohlen, grünes und weißes Glas, Schaalen und Schüsseln von feiner, rother Erde mit einer glänzenden Glasur, und allerley Eisenwerk, besonders viele Nägel.

In einer dieser Brandgruben fand Herr R. R. Neuhof die Trümmer eines außerordentlich großen Todtenkru-

Kruges, und neben demselben unter andern acht von Corinthischem Metall sehr niedlich gearbeitete Bänder oder Beschläge, die in ihren Löchern noch die kleinen Nägel oder Stiftchen hatten, womit sie vermuthlich an den Ecken eines Kästchens geheftet gewesen waren. Die Römer hatten, wie bekannt, die Gewohnheit, dasjenige, worin der Verstorbene einen vorzüglichen Werth gesetzt hatte, nebst seinen Waffen, mit in das Feuer zu werfen. Eben so pflegten sie, während daß sie ihre Todten verbrannten, den Manen der Verstorbenen, allerley Speisen und Getränke vorzusetzen, welches keinesweges die Leidtragenden verzehren durften, sondern zuletzt sammt den Schüsseln und Gläsern auf den Scheiterhaufen geworfen wurde. Daher die vielen Scherben Römischen Hausgeräths in diesen Gräbern.

Die Münzen, die man in denselben gefunden hat, sind umschrieben: Imp. Caes. Sept. Severus Aug. — und: L. Aurel. Commodus Aug. Die mehresten Münzen aber, die in diesem Gebirge allenthalben gefunden werden, sind vom Kayser Hadrian.

Noch ist von der Saalburg zu bemerken, daß man im Schutte außerhalb an der sie umschließenden Mauer einen alten, dreyzehn Zoll langen eisernen Schlüssel; und in einiger Entfernung davon, einen grauen sogenannten Donnerkeil gefunden hat. Es ist wahr, daß die Römer dergleichen steinerne Keile zur Tödtung des Opferviehes gebrauchten; indessen kann er auch Deutschen Ursprungs, und aus den Zeiten seyn, da die Römer aus diesen Gegenden bereits wieder vertrieben waren; zumal da man dergleichen auch im Mecklenburgischen und Brandenburgischen häufig in den Urnen antrifft.

Hier

Hier in Homburg selbst ist auf dem obern Schloßhofe der sogenannte weiße Thurm, wegen seines unverkennbar hohen Alters merkwürdig und sehenswerth. Auch ist in denselben ein Römischer Denkstein eingemauert, der im Jahr 1723 ohnweit der Saalburg im Schutte neben der Römischen Heerstraße entdeckt wurde. Folgendes ist seine Inschrift, von welcher die kleinen Buchstaben auf dem Originalsteine wegen Abkürzung der Steinschrift entweder gar nicht standen oder unleserlich geworden sind:

IMPeratorii CAESari Marco Aurelio
ANTONINO. PIO. FELICI AVGusto
PONTIfici MAXimo BRITAN
NIco Maximo PARTICO. MAXimo
TRIBVNICiae POTesTATIS
XV. COnsuli IIII. Patri Patriae
PROCONSuli COHors IIII.
VINDEL ANTONINIana
DEVOTA NVMINI EIVS.

Uebrigens sind im hiesigen Gebirge noch folgende sämmtlich von dem Pöhlgraben eingeschlossene Römische Alterthümer sehenswerth:

1) Die vorhin schon erwähnten Verschanzungen des Alkins oder Altkings ohnweit Königsstein. Dieser Berg ist nächst dem Feldberge der höchste in dem Hayrich, und hat, wie er, auf seinem Gipfel eine ansehnliche Ebene. Die doppelten Circumvalationen, womit diese umgeben ist, bestehen aus einer unzähligen Menge mühsam zusammen geschleppter und hoch aufgethürm-

thürmter Steine. Vor dem Eingange in das Innere dieser Verschanzungen ist noch eine besondre Vormauer.

2) Der sogenannte Heidengraben. Dieser tiefe Römische Graben mit einem hohen Aufwurf ziehet sich eine Stunde von hier zwischen Oberursel und Oberstäden am Abhange des Gebirgs gegen Morgen. Er ist besonders durch die Menge großer und kleiner Grabhügel merkwürdig, die man längs denselben nahe bey einander antrift. Auch nahe bey Homburg, in der Kärdorfer Hard, so wie in verschiedenen andern Gegenden des Gebirgs, finden sich dergleichen Hügel. In denjenigen, welche von Zeit zu Zeit der Hr. Landgraf v. Hessenhomburg und, während der Winterkantonirungen der Preuß. Cavallerie um Homburg, der Hr. Lieut. von Heugel hier aufgraben ließ, waren Urnen von verschiedener Form und Größe, Knochen, Ringe und Armspangen von Corinthischem Metall, Lanzen, Streitaxte, Hufeisen und Münzen, größtentheils vom Kayser Hadrian.

3) Mit diesem Heidengraben scheinen die benachbarten Verschanzungen in Verbindung gestanden zu haben, die genau in der Mitte zwischen Oberursel und dem Altking angetroffen werden. So ist der Gipfel des Goldgrubenbergs mit einer starken Mauer umgeben, die ihre Beziehung auf eine andre zu haben scheint, welche über den angränzenden Dalwigsberg läuft, und die weiße Mauer genannt wird. Auf letzterer sind auch verschiedene Redouten angelegt, die unter dem Nahmen der alten Höfe bekannt sind. Eine Stunde davon, jenseits der Goldgrube über den Lindenberg, geht ebenfalls wieder eine solche Mauer, die man schlecht weg die

die Heidenmauer nennt. *) In der Nähe dieser Römischen Kriegsbauten, und zwar eine halbe Stunde über Oberursel, sammelt sich das Wasser des Urselbachs, und giebt eine gute Tränke für ein benachbartes Lager. Wahrscheinlich wurde er auch hierzu von den Römern benutzt; wenigstens heißt diese Gegend des Bachs noch diese Stunde die Heidentränke. Ohngefähr in der Mitte zwischen dem Feldberge und der Saalburg findet sich endlich auch noch eine Mauer auf dem Bleibeskopf und die Ueberreste eines Castells auf dem höchsten Gipfel des Berges Gickelsburg.

4) Die in dem ehemaligen Winterlager Hadrians bey Hädernheim vorgefundenen Alterthümer. Zufolge der alten Geschichte von Mainz des Pater Fuchs (Mainz

*) Unter diesem Nahmen finden sich auch Bruchstücke von Römischen Mauern bey dem benachbarten Städtchen Wisbaden im Rheingau und bey Kreuznach. Letztere sind in den Briefen, Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. (Brandenburg 1795) umständlich und kritisch beschrieben. Von der Wisbadenschen Heidenmauer bemerke ich hier nur, daß sie diese Stadt durchschneidet und sich auf den sogenannten Heidenberg hinauf zieht. Auch die jetzigen warmen Bäder dieses Orts, deren Wasser auf offener Straße stark dampfend und so heiß hervor quillt, daß man darin Eyer sieden kann, scheinen den Römischen Geschichtschreibern schon bekannt gewesen zu seyn. Denn da die Mattiaken — ein Deutscher Volksstamm — vor etwa achtzehn hundert Jahren, diese Gegend bewohnten: so sind die Mattiaci fontes calidi, deren Plinius, und die Mattiacae aquae, deren Ammian erwähnt, höchst wahrscheinlich die warmen Quellen des freundlichen Nassauischen Städtchens Wisbaden, zwey Stunden von Mainz gelegen.

(Mainz 1771. Band 1. S. 101.) sind daselbst unter andern zwey Alemannische Ritter in halb erhobner Arbeit auf Sandsteinen ausgegraben worden; desgleichen ein Altarstein, der den Genius des neu erbaueten Ortes gewidmet ist. Er steht im Breidebachischen Garten zu Hädersheim, und hat folgende Inschrift:

IN. H. D. D.

GENIVM. PLATEAE. NOVI. VICI.
CVM EDICULA. ET. ARA.
T. F. SANCTINVS. MIL. LEG. XXII.
P....P. F. IMM. COSS. ET. PER
PETVVS. ET. FELIX. FRATER. C.
R. ET. TAVNENSES. EX. ORIGI
NE. PATRIS. T. F. MATERN. VE
TERAN. COH. III. PRAET. PIAE
VINDICIS. ET. AVRELIA. AM
MIAS. MATER. EORVM. C. R. D. D.

AGRICOLA. ET. CLEMENTINO. COS.

Der grobe Sprachfehler des ersten Worts, wo es Genio heißen sollte, ist für diejenigen nicht befremdend, denen solche Alterthümer häufig zu Gesicht kommen. Man muß dergleichen Fehler, die gar nicht selten in Römischen Steinschriften sind, gemeinen, unstudirten Kriegern, die dergleichen Steine verfertigten, oder errichten ließen, eben so wohl zu gute halten, als unsern Berlinern das ewige Verwechseln des mir und mich.

5) Im Jahr 1778 grub man ohnweit Idstein, wo der Weg von Maynz nach Limburg den dortigen Pohl-

Pohlgraben durchschneidet, einen Stein, zum Andenken des hier besorgten Römischen Straßenbaues, mit folgender Inschrift aus:

PEDites Novirii TREVEROR
VM. Passus LXXXXVI.
SVB CVRa AGENTE CRES
CENTINO RESBECTO Signifero
LEGionis VIII. AVGustae
(fecerunt)

6) Noch giebt Hr. Neuhof allhier in seinen Homburgischen Alterthümern von einem Schutzgott der Römer Nachricht, den er selbst besitzet. Man fand ihn zu Peterweil, zwey Stunden von hier, in dem Schutt der vor dem dortigen Schlosse niedergerissenen Römischen Mauern. Er ist auf einem dritthalb Fuß hohen Sandsteine erhaben ausgehauen, und an sich fast zwey Fuß hoch. Wie gewöhnlich hält auch dieser Genius in der rechten Hand eine Opferschale über einem kleinen neben ihm stehenden Altare und schüttet mit der linken aus dem Horne des Ueberflusses die Fülle des Segens aus.

Vierzehnter Brief.

Inhalt.

Der Heſſenſche Landmann als Unterthan — und als Hausvater. — Deutſchlands tägliches Gebet auf Fenſterglaſe. — Kaufmannsgeiſt der Frankfurther. — Geſundbrunnen zu Schwalbach. — Das Emſer Bad. — St. Goar. — Urſprung der Feſte Rheinfels; — deren kriegeriſche Schickſale. — Götzenſäule zu Pfalzfeld.

Rheinfels, 1796.

Zwiſchen Caſſel und Marburg hauſete ich eine Zeitlang auf dem platten Lande. Freylich ladet die nähere Bekanntſchaft mit den heſſenſchen Landleuten nicht ſehr zum Frohſinn und zur Mitfreude ein, weil ſie ſelbſt eben nicht zur Freude geſtimmt ſind; indeſſen bekam ich ſo wenigſtens Gelegenheit, mit ihrer politiſchen und häuslichen Lage bekannter zu werden. Das hieſige Landvolk iſt noch in einem ziemlich hohen Grade unverdorben, treuherzig und bieder. Ihre muſterhafte Anhänglichkeit ans Vaterland, und ihre längſt bewährt erfundene Treue gegen den Landesherrn, hat ſie mir in einem überaus liebenswürdigen Lichte erſcheinen laſſen. Aber eben darum war es mir deſto ſchmerzhafter, ſie bey weitem nicht ſo glücklich und zufrieden zu wiſſen,

wie

wie es die Landleute im Brandenburgiſchen und Braunſchweigiſchen ſind, und zu ſeyn Urſach haben. Denn man ſchwatze, ſo viel man will, von dem Drückenden, z. B. des Preußiſchen Acciſeweſens, des Enrollements u. ſ. w., der dortige Bauer iſt dennoch ein Freyherr — ein glücklicher Prinz gegen den armen Heſſen. Als Futter fürs Pulver — wie der wahrhafte Shakeſpear es nennt — iſt hier im Heſſenſchen ſeit mehreren Jahren ſo mancher hoffnungsvolle Sohn, ſo mancher zärtliche Hausvater aus dem Kreiſe der Seinigen herausgeriſſen und für blanke Guineen dorthin geführt worden, wo ſich Tauſende methodiſch in jene beſſere Welt fördern, in welcher hoffentlich kein Krieg mehr ſeyn wird.

Es iſt längſt bekannt, und in dieſem leidigen Kriege gegen die Neufranken von neuem, beſonders in Flandern, erprobt worden, daß die braven Heſſen — gebohrne Krieger, jederzeit mit ſeltener Treue und Entſchloſſenheit, ja mit ſtoiſcher Verachtung des Lebens (das für ſie freylich weniger Werth haben mag, als für jeden Andern), den Feind anzugreifen, oder ihm Widerſtand zu leiſten gewohnt ſind — während deſſen ihre Frauen, ihre Mütter, ihre Schweſtern die Fluren bearbeiten, und — nothdürftig und jämmerlich genug — den Acker beſtellen, der die Bedürfniſſe der Familie, ohne Hausvater und Ernährer, befriedigen ſoll. Faſt alles, was ich in den öden, menſchenleeren heſſenſchen Städten und Dörfern bemerkt habe, waren Frauen und Mädchen (deren ſieben ſich um Einen Burſchen die Haare faſt ausraufen), und Kinder, und Greiſe, und Krüppel. Ihr Fleiß iſt unbeſchreiblich groß; und wenn hier Niemand verhungert, ſo iſt es hauptſächlich ihm zuzuſchreiben. Nachdem ſie ſich, von den Feldarbeiten und Laſten des Tages ganz ermüdet, gegen Abend auf ihr Lager geworfen haben, um neue Kräfte für den kommenden langen, langen Tag zu ſammeln,

stehen sie des Nachts um eilf Uhr auf, und dröschen, bey dem Lichte einer Laterne, bis gegen acht oder neun Uhr des Morgens ihr Korn, um so Zeit für die übrigen Geschäfte des Tages zu gewinnen. Vorwärts sieht man dennoch nur selten eine Familie kommen. Was ist natürlicher, als daß man mit der Wohlhabenheit auch zugleich den muntern Sinn und jene unverkennbare Zufriedenheit in den Gesichtern ganz vermißt, welche der Menschenfreund so gerne an verdienstvollen Unterthanen wahrnimmt!

Ich kam unmittelbar aus dem Braunschweigischen in das Hessensche; und es kann allerdings leicht seyn, daß ich eben darum den Unterschied zwischen der Glückseligkeit des Landmanns beyder Landesherrschaften unbeschreiblich groß, und doppelt auffallend finden mußte, weil die dreimalglücklichen braunschweigischen Unterthanen ihren Landesvater bekanntlich bald anbeten, und in jedem Morgen- und Abendgebete segnend mit einschließen.

Je näher ich dem Rheine komme, um so mehr äußern die Einwohner bey allen Gelegenheiten den heißen Wunsch nach einem baldigen Frieden. Unstreitig haben sie ihn mit den bessern Insassen von ganz Deutschland gemein. Ich erinnere mich, hier in der Nachbarschaft des Kriegsschauplatzes, in den Fensterscheiben eines Wirthshauses, unter anderm Gekritzel auch das Gebet: „Alma mater, da nobis almam pacem!“ gelesen zu haben. Vielleicht schrieb es der letzte, noch nicht verschleuderte Demant eines unglücklichen Ausgewanderten, der mit den geliebten Seinigen auch das Seine zurückgelassen hatte. —

In einer andern Fensterruthe der nämlichen Gaststube stand eine Parodie auf das bekannte Gebet eines Negersklaven in der Zuckerplantage:

Weit

Weit von meinem Vaterlande,
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost in Müh und Schande!
Und ich hab den weißen Männern, klug und schön,
Aber ohn' Erbarmen, nichts gethan:
Du im Himmel! hilf mir armen schwarzen Mann!

Die Parodie hierauf war folgende:

Seufzer eines von seiner Familie zur Rheinarmee zurückkehrenden Deutschen.

Abermals getrennt und fern von Ihr,
Muß ich unter Friedenswünschen hier
In der Trennung Schmerzgefühlen fast vergehn;
Und ich hab den Fürsten, die im Felde stehn,
Nicht zu dieser Fed' gerathen, nichts gethan:
Du, im Himmel! hilf mir armen Kriegesmann!

Theurung aller Lebensmittel ist von der Nähe großer Kriegsheere immer unzertrennlich; aber in dem gegenwärtigen langwierigen Kriege ist sie doch hier im Rücken der Armee außerordentlich, und erstreckt sich, ohne alles Verhältniß, auch auf die übrigen Bedürfnisse derer, die auf irgend eine Art an dem Kriege Theil nehmen zu müssen, das Unglück haben. Ein jeder Handelsmann will hier mit Einemmale reich werden; und doch sind es immer nur einzelne, die auf den Untergang und die Verarmung der Menge ihre goldene Größe bauen. Niemand versteht sich besser darauf, als die Frankfurther. Ihre Prellereyen gehen wirklich zum Theil in das Unverantwortliche, und fast alle ihre Handlungen scheinen das Resultat grob-interessirter kaufmännischer Spekulationen zu seyn. Sollten sie nicht noch einmal im Verfolg dieses Krieges dafür büßen müssen? Ich könnte Ihnen jene anscheinend harte Behauptungen mit Thatsachen belegen, die mir meine eigne Erfahrungen an die Hand geben; allein

Sie werden mir aufs Wort glauben, da hierüber nur Eine Stimme ist, und da besonders jeder Deutsche Kriegsmann, der hier hauſete, Ihnen das nämliche ſagen wird.

Der gemeine Soldat, aus dem Herzen Deutſchlands, wo kein Wein gebauet und nur Bier getrunken wird, hat es hier am Rhein besonders übel. Das wenige Bier, welches zu haben ist, kann er in dem ihm zum Bedürfniß gewordenen Maaße nicht bezahlen, mithin trinkt er Jahr aus Jahr ein Waſſer, und, zur Erwärmung, einen theuren Schnaps dazwiſchen. Nicht ſelten ſah ich ſie auch im Wirthshauſe bey einem Kruge Schwalbacher — dem beliebteſten mineraliſchen Waſſer dieſer Gegend — und einem Schoppen Rheinwein, womit ſie es vermiſchen. Ein Anblick, der mir oft ein Lächeln abnöthigte, denn ich glaubte anfangs, man wolle ſich dabey gütlich thun, allein man trank nur zur Stillung des Durſtes, ein Getränk, welches — die Bardenquelle ausgenommen — hier das am wenigſten koſtſpielige iſt.

Der durch ſeinen Sauerbrunnen berühmte heſſenſche Flecken Schwalbach, oder Langenſchwalbach, hat etwa zweyhundert Häuſer, und muß mit dem nahe dabey gelegenen Solmbraunfelſiſchen Schwalbach, wo auch ein Geſundbrunnen iſt, nicht verwechſelt werden. Jenes liegt unweit Idſtein in einem tiefen, mit fruchtbaren Bergen umgebenen Thale, deſſen reizende Gegenden zur Aufnahme der berühmten Sauerbrunnen faſt gar nicht benutzt worden ſind. Dieſe quillen theils in, theils außer dem Flecken. Für den beſten unter ihnen wurde der auf einer Wieſe entſpringende ſogenannte Weinbrunnen gehalten, bis ihn endlich der Brodelbrunnen, deſſen Quelle armsdick, mit einem großen Geräuſch hervorkommt, dieſes Ruhms beraubt

hat;

hat; denn dieser hat mehr Eisentheile und ist stärker. Er gehört dem fürstlichen Hause Rothenburg. Sein Wasser wird in der ganzen Nachbarschaft außerordentlich stark getrunken. Die Füllung der steinernen Kruken, deren jede verpicht an Ort und Stelle sieben Kreuzer kostet, geschieht mit einer Uebung und Geschwindigkeit, welche der große Absatz erheischt. Die Weiber, welche dazu angestellt sind, haben an jedem der zehen Finger eine Kruke, welche sie unter das Wasser des mineralischen Quells tauchen. In wenigen Augenblicken sind sie angefüllt und der zweyten, dritten Hand übergeben. Trotz der schweren Prüfung, welche die Kruken haben ausstehen müssen, zersprengt das Wasser doch dann und wann eine von den gefüllten, und richtet, weil sie über einander aufgethürmt daliegen, nicht selten großes Unheil an; denn je tiefer die gesprengte Flasche unterwärts liegt, um so mehre stürzen von oben nach, und zerspringen fallend auch.

Die Lahngegenden sind bergigt und für Reisende beschwerlich. Nimmt man die etwa meilenlange auf der Thalseite gemauerte Kunststraße vor Nassau dicht am Fuße eines hohen Gebirges aus, so sind die Wege hier, und überhaupt in der Wetterau, die Schande ihrer Fürsten. Nassau an sich ist ein kleiner, unbedeutender — fast möchte ich sagen, elender Ort. Wie kann es anders seyn, da er, gleich vielen andern in dieser Gegend, mehr als Einen Herrn hat! Die beyden übereinander erbauten Bergschlösser der Stadt gewähren eine schöne Aus- und Ansicht. Das einsame, entlegene Thal, welches sich hier öffnet, und eine von Bergen eingeschlossene Ebene bildet, ladet zu den angenehmsten Gefühlen und dem schönsten Genusse der Natur ein, und giebt dem oft so behaglichen Gedanken der Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Trieben die höchste Lebhaftigkeit.

Die umliegende Gegend ist überaus reich an mineralischen Quellen. Die berühmtesten darunter zu Wisbaden, Schwalbach und Ems liegen in sehr geringen Entfernungen bey einander.

Der Flecken Ems, an der Lahn, hat eine äußerst romantische und versteckte Lage in den waldigten Gebirgen, zwischen welchen dieser Fluß sich schlängelnd hindurchwindet. Auf dem Wege dahin, von Coblenz aus, gebrauchte ich über Thal-Ehrenbreitstein zwey Stunden zu dieser Gebirgswanderung. Von den fleißig besuchten warmen Bädern daselbst besitzt Hessendarmstadt zwey, und Nassaudietz drey. Diese Landeshoheiten haben, zu größerer Bequemlichkeit der Badegäste, eigene Schlösser daselbst. Die verschiedenen Quellen zum Baden sind theils kalt, theils lauwarm, theils heiß; das mineralische Wasser, welches getrunken wird, kommt lauwarm aus den Quellen, und hat daher keinen angenehmen Geschmack. Seitdem einige Bauern aus der Nachbarschaft, die durch das hiesige öffentliche Bad gerne recht geschwind von ihren Krankheitszufällen befreyt seyn wollten, sich unvorsichtig in das Gemach des warmen Bades stundenlang einschlossen, und durch dieß Uebermaß der Zeit ihre Körper so erschlafften, daß sie ohnmächtig hinsanken, und todt gefunden wurden: seitdem darf Niemand mehr ohne Aufsicht baden, daher man nun auch nicht mehr von Todesfällen dieser Art hört.

Die hessenkasselschen Besitzungen am linken Rhein-ufer enthalten die kleine Festung Rheinfels, die Stadt Sankt Goar und einige Dörfer und Höfe.

Sankt Goar — gemeiniglich Sandgewer ausgesprochen — die Hauptstadt der niedern Grafschaft Katzenellenbogen, liegt hart am Rhein-ufer, sechs Meilen

len von Maynz, drei Meilen oberhalb Coblenz, und etwa vier und zwanzig Meilen von Cassel. Es soll vormals Trichorium geheißen haben, und von den Römern bereits bewohnt gewesen seyn; welches letzte auch sehr wahrscheinlich ist, da der hiesige Wasserfall und Strudel vormals die Rheinschiffahrt noch viel beschwerlicher, als jetzt machte, und daher nothwendig Leute hier gewohnt haben müssen, auf deren Hülfe die Vorbeyfahrenden rechnen konnten. Gewiß ist es auch, daß man daselbst Münzen von römischen Kayfern, besonders vom Tiberius, in der Erde gefunden hat. Die jetzige Benennung des Orts leitet man von einem im Jahre 611 daselbst verstorbenen Heiligen dieses Namens her, dessen Grabschrift in der dortigen Kirche neben der Kanzel also lautet:

S. GOAR · MONACHUS · GALLUS
OBIIT · DCXI.

Der hiesige Rheinlachs- oder Salmenfang ist sehr ergiebig.

Die Festung mit dem Schlosse Rheinfels liegt auf dem hohen Gipfel des steilen Felsberges, an dessen Fuße St. Goar erbauet ist. Sie ist nur klein, aber gut zu vertheidigen, und wegen des hiesigen Passes nicht ganz unwichtig. Schon in den ältesten Zeiten sollen die Mattiaken hier eine Burg gehabt haben, woraus nachmals das Kloster Mattenburg entstanden ist.

Nachdem dieß verlegt worden war, erbauete Diether der Erste, ein Graf von Katzenellenbogen, im Jahre 1245 ein befestigtes Schloß dahin, und zwar, wie eine über dem äußern Thore des Schloßhofes befindliche Inschrift besagt, in der Absicht, um des Rheines Meister

ſter zu ſeyn, und die, mit Kayſer Friedrichs des Zweyten Vergünſtigung hier neu angelegte Zollſtätte zu behaupten. Neun Jahre nachher wurden die vorübergehenden Schiffe wirklich angehalten, einen Zoll zu erlegen. Man war damit ſo wenig zufrieden, daß ſich vielmehr — laut jener Inſchrift — ſechs und zwanzig an dem Rhein gelegene, und in den Rheiniſchen Bund getretene Städte vereinigten, und Rheinfels ein Jahr und vierzehn Wochen lang belagerten. Sie wagten nicht weniger als vierzig vergebliche Stürme, und mußten endlich dennoch unverrichteter Sache wieder abziehen.

Man lächle nicht! — denke ſich vielmehr dieß buntſchäckigte Belagerungscorps, beſtehend aus den Stadtſoldaten von ſechs und zwanzig verſchiedenen Magiſträten, mit eben ſo viel verſchiednen Anführern — und erinnere ſich dann an die Kraftäußerungen aller zuſammengeſetzten Armeen der neuern Zeit! — Wo haben dergleichen Kriegesheere jemals gegen Feinde, denen ein gemeinſames Intereſſe Einheit giebt, anhaltendes Glück gehabt, oder große Schwierigkeiten beſiegt? Viel Köpfe, viel Sinne! das wird ein ewig wahres Sprichwort bleiben.

Indeſſen hielt man Rheinfels in der Vorzeit lange für unüberwindlich; und wirklich würde dieſe Feſtung ihre Jungferſchaft vielleicht noch bis auf den heutigen Tag behalten haben, wäre ſie nicht ſchon öfter als einmal verkuppelt und überliſtet worden.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts brach in der Marburgiſchen Erbfolge-angelegenheit, unter andern auch wegen Rheinfels, ein achtzehnjähriger Federkrieg zwiſchen den beyden heſſenſchen Linien, Caſſel und Darmſtadt, aus. Die ganze Niedergrafſchaft Katzenellenbogen ward

ward endlich im Jahr 1623 der letztern rechtskräftig zugesprochen. Allein im dreyßigjährigen Kriege, wo das Recht des Stärkern sich über den Rechtsspruch erhaben glaubte, kam Rheinfels bald in hessenschen, bald in darmstädtischen Besitz, bis es endlich im Westphälischen-Frieden dem Hause Cassel vergleichungsweise überlassen wurde.

Bald darnach kam Rheinfels wieder an Hessenrothenburg, ohne jedoch im ruhigen Besitze dieser Linie zu bleiben, bis es endlich im Jahre 1754 gänzlich an Hessencassel abgetreten wurde.

Das Jahr 1692 gab uns einen anschaulichen Beweis von der Haltbarkeit dieser Festung, bey einer ernstlichen Vertheidigung. Der französische Marschall von Tolland berennte sie mitten im December mit achtzehntausend Mann, und machte in aller Eil fürchterliche Anstalten zu ihrer Eroberung, weil er ihren Schlüssel, mit etwas zu großem Selbstvertrauen, seinem Könige am ersten Jenner 1693 zum Neujahrsgeschenke zu überschicken versprochen hatte. Er wagte vier vergebliche Hauptstürme, die ihm viertausend Mann kosteten, und mußte an jenem Neujahrstage, mit Aufopferungen aller Art, die Belagerung aufheben, und eben so eilfertig, als er gekommen war, mit einer langen Nase sich zurückziehen, weil der Landgraf von Cassel mit brandenburgischen und hessenschen Truppen über Coblenz zum Entsatz herbeyeilte. Commandant in Rheinfels war damals der hessensche General von Görz. *)

Vor

*) Der friedliebende Commandant in Rheinfels, der hundert Jahre später die Festung den Neufranken mit einer beyspiellosen Gutmüthigkeit, fast ohne Schuß, übergiebt, muß sich den braven von Görz nicht zum Muster genommen haben.

Vor mehreren Jahren ließ der Festungscommandant, Baron von Kutzleben, auf dem Kirchhofe des nahe bey Rheinfels auf dem Hundsrück gelegenen Dorfes Pfalzfeld eine uralte, oben zerbrochene Spitzsäule ausgraben, und untersuchen, ob sie etwa das Ueberbleibsel eines alten Römischen Grabmals sey. Er fand aber in der Erde nicht die geringste Spur, die das hätte beurkunden, oder auch nur wahrscheinlich machen können. Vielmehr scheinen die daran befindlichen Verzierungen zu beweisen, daß sie nicht Römisches Ursprungs seyn, sondern schon aus einem Zeitalter und von einem Volke herstammen dürfte, in und bey welchem die Bildhauerkunst noch in der Wiege lag. Man findet sie in Dielhelms Antiquar des Rheinstroms, Seite 695, abgebildet. Wahrscheinlich war sie zum Behuf des Götzendienstes in dem vormals dichten Walde dieser Gegend errichtet, zumal da sich alte Leute zu Pfalzfeld noch erinnern, gehört zu haben, daß auf der jetzt oben abgebrochenen Säule der Kopf eines Götzenbildes ausgehauen gewesen sey. Dazu kommt auch noch, daß das Chor der Kirche, in deren Nähe einst die Säule stand, vormals ganz isolirt, als ein zirkelrundes Gebäude dastand, und, bevor das Schiff der jetzt christlichen Kirche daran gebauet ward, ein Götzentempel gewesen seyn dürfte.

Funf-

Digitized by Google

Funfzehnter Brief.

Inhalt.

Mainz und Magdeburg, Celtische Städte. — Drusus in der Altemark. — Tiberius im Magdeburgischen. — Lage des alten Mainz. — Veränderter Lauf des Rheins daselbst. — Steinerne Rheinbrücke. — Römische Castelle. — Römerpallast im Attacherfelde. — Thore der alten Festung. — Denkmäler des Drusus. — Römischer Strassenbau. — Begräbnißplätze. — Brandgruben. — Särge mit römischen Mumien. — Ein anführender Sarkophag. — Aeltester christlicher Grabstein. — Spuren des Christenthums in den römischen Legionen zu Mainz. — Bingensche Alterthümer.

Mainz, 1794.

Mainz und die umliegende Gegend, lieber Freund! ist unstreitig in ganz Deutschland die reichste an Römischen Alterthümern, so wie sie denn auch eine der ältesten Städte unsers lieben Vaterlandes seyn dürfte. Sie sind zu sehr Deutscher Patriot, als daß ich Ihnen nicht so viel Geduld zutrauen sollte, wie etwa dazu gehören möchte, in diesem und dem folgenden Briefe die älteste Geschichte dieser Stadt und Festung zu durchblättern.

Ju-

Julius Cäsar ging, wie bekannt, im Jahre der Stadt Rom 696, also ungefähr 58 Jahre vor Christus, mit fünf Legionen nach Gallien, schlug die Helvetier, lernte bey der Gelegenheit das linke Rhein-ufer bis an die hiesigen Gegenden kennen, überwand den Ariovist und die belgischen Völker, sandte seinen General T. Labienus mit Reuterey in das Trierische bis an den Rhein, wodurch dann auch die unterhalb Mainz gelegenen Rheingegenden den Römern bekannt wurden. Nach Cäsars Ermordung, 38 Jahre vor Christus, bezwang General Agrippa die rebellirenden Gallier, verschanzte zuerst das alte Maguntiacum oder Mainz, und ging, so wie Cäsar vor ihm, zuerst zum Bekriegen der Deutschen über den Rhein. August, der auf zehn Jahre die allgemeine Reichsregierung übernahm, theilte die gallischen Länder am Rhein in Ober- und Untergermanien. Zu jenem gehörte unter andern auch noch das alte Mainz, dem er die vierzehnte Legion zur Besatzung gab.

Die Römer schienen — so weit sich aus dem Worte Maguntiacum schließen läßt — hier ein Celtisches Landstädtchen vorgefunden zu haben, dessen frühere Geschichte in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Das Wort Magun und Magon bedeutet in der Sprache der alten Celter, die bey der Römer Ankunft diese Gegenden bewohnten, eine Landstadt, so wie das Celtische Wort Gil ein bloßes Dorf bezeichnete. Ersteres setzt die Analogie anderer celtischen Namen der hiesigen uralten Städte außer Zweifel. So war Magedobria einst die alte Celtische Stadt, wo Ariovist die Römer schlug, ehe Cäsar ihn besiegte. So hieß Worms, diese uralte Hauptstadt der Wangionen, in der celtischen Sprache: Borbitomagus; Nümagen an der Mosel, Neomagus; — Rein-

ma-

magen: Rigomagus; — Nimmwegen: Noviomagum. Ueberhaupt findet man, daß die Benennungen der alten celtiſchen Städte, entweder mit dem Worte Mage anfangen, oder damit endigen.

Ob ich gleich wohl weiß, daß die etymologiſchen Folgerungen und Schlüſſe zur Auflöſung eines hiſtoriſchen Räthſels keinesweges untrüglich ſind: ſo ſcheinen ſie mir doch dann einigen Werth zu haben, wenn uns weiter keine Hoffnung, Dunkelheiten in der Geſchichte zu erhellen, übrig bleibt, als mittelſt ſolcher Wortforſchungen. In dieſer Vorausſetzung allein wag' ichs auch, ſelbſt die Stadt Magdeburg, wegen ihrer erſten Silbe, für eine nicht weniger uralte Stadt wie Mainz und Worms auszugeben; und es kann leicht ſeyn, daß ſchon Tiberius um die Zeit Chriſti, auf ſeinem damaligen Heereszuge durch Deutſchland, dieſe altdeutſche Stadt ſah, da er in das heutige Magdeburgiſche und Anhältſche bis an die Elbe vordrang, von der Nordſee aus ſelbſt eine Flotte in dieſen Fluß einlaufen ließ. Ob vielleicht gar Magdeburg das Magedobria war, wo Arioviſt ſiegte, muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen; aber große Freude würde mir, einem Magdeburger, es machen, wenn ichs beweiſen könnte.

Für den Geſchichtforſcher iſt, in Beziehung auf die Stadt Mainz, deren älteſter Name Maguntiacum wenigſtens eine gegründete Anzeige, daß die erſten Erbauer und Bewohner dieſes in einer ſo fruchtbaren, als angenehmen Gegend gelegenen Orts keine Römer, ſondern Celten, waren. Indeſſen ſcheint er nur ein Landſtädtchen, nicht wie Worms und Speyer, die Hauptſtadt eines beſondern Celtiſchen Volkes, geweſen zu ſeyn, ſonſt hätte Cäſar dieſes Volks in ſeinen Büchern von den galliſchen Krie-

gen

gen gewiß auch mit unter denen erwähnt, welche hier von ihm überwunden wurden, oder doch Gesandte an ihn schickten.

Vierzehn Jahre vor Christus, und drey und vierzig Jahre nach Ankunft der Römischen Kriegsheere in diesen Rheingegenden, ward Kaiser Augusts Stiefsohn und des Tiberius Bruder, Drusus Germanicus, der Vater (der mit Drusus Germanicus dem Sohne nicht verwechselt werden muß), Statthalter und commandirender General in Gallien und am Rhein. Er, den die Natur in keiner Rücksicht verwahrlost, und die Erziehung zu einem wirklich großen Krieger ausgebildet hatte, ist im Grunde als der Erste anzusehen, welcher der Stadt, Festung und Gegend um Mainz einen Namen machte. In einem kurzen Zeitraume brachte er die unruhigen Gallier wieder zum Gehorsam, jagte die Deutschen — die den General Tollius überfallen und geschlagen hatten — über den Rhein zurück, verfolgte und ängstigete sie einige Jahre später besonders an der Weser *), legte neben dem alten Ma-

gun-

*) Da die Römer vom mittäglichen Deutschlande alle diejenige Länder, welche zwischen der Donau und den Alpen, von der jetzigen ungarischen Gränze an (Wien ausgenommen) bis an den Rhein liegen, erobert, und so auch die Donau zum Gränzflusse ihres Reichs gegen Germanien gemacht hatten, wie es der Rhein auf der Abendseite schon war: so erleichterte dieß nun vieles, die Wagstücke des Drusus, dessen Entwürfe bey seinem viermaligen Eindringen in das Innere von Deutschland keine geringere waren, als dasselbe ganz zu überwältigen. Der junge feurige Held genügte sich nicht damit, mit seinen Heeren in das heutige Westphalen und die Niederrheinischen Länder unaufhaltsam vorzudringen; sondern se-

gelte

guntiacum auf dem Berge dicht am Rhein, wo noch jetzt die Festung ist, das Castrum Maguntiacum an — erbauete dann auch am rechten Rhein-ufer, Mainz gegenüber, ein Kastell (das jetzige Städtchen Cassel), — verband beyde Festungen durch eine massive Bücke über den

hier

gelte sogar mit einer auf dem Rhein erbauten Flotte durch die Südersee in die Ems ein; überfiel die Völker, welche an diesem Flusse, an der Lippe und Rhoer wohnten, wagte es sogar, über die Weser zu setzen, durchzog als Sieger, zum Schrecken der in die Wälder zurückgedrängten Deutschen, das jetzige Niedersachsen bis an die Elbe, und legte hin und wieder kleine Festungen an, um sich den Besitz dieser Länder zu sichern. Daß die ehemaligen Bewohner des linken Ufers der Nieder-elbe den Nahmen des Drusus mit Schrecken ausgesprochen haben, beweist uns eine, bey den Bauern der Altemark Brandenburg noch bis auf den heutigen Tag gewöhnliche Verwünschungsformel. Wenn sie sagen wollen: daß dich der Teufel hole! sagen sie nicht selten: „Det die de Drúse hol!" — Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß das altmärkische Dorf Drúsedow, bey Seehausen, auf Veranlassung des Drusus so genannt worden ist. Dieses Dorf liegt nämlich auf der Gränze des hohen Landstrichs, der sich längs der viel tiefern sogenannten Wische hinzieht, über welche die Elbe, bevor die jetzigen Elbdeiche sie in ihr künstlich verengtes Bette eindämmten, in gewissen Jahreszeiten austrat, so daß dann selbst die, jetzt mehrere Meilen von der Elbe gelegene Stadt Seehausen, gleich einer Insel des von der Elbe gebildeten See's, da gelegen haben muß. Und vielleicht war es eben hier auf der Höhe des Dorfes Drúsedow, wo Drusus, beym Anblick der über drey Meilen Elbe, seiner nimmersatten Ruhmbegierde und Eroberungssucht unwillkührliche Schranken gesetzt sah.

hier so furchtbaren Rhein *), und erbauete das ungeheure Werk der hiesigen großen Wasserleitung, deren jetzige Trümmer allein noch im Stande sind, sein Andenken unsterblich zu machen.

Lassen Sie uns dieß alles, so fern es unmittelbare Beziehung auf Mainz hat, jetzt einzeln näher betrachten! und zwar zuvörderst unsere Aufmerksamkeit auf die alte, neuere und neueste Lage der Stadt und Festung richten.

Wenn jetzt ein alter Celte und Bewohner der ehemaligen Landstadt Maguntiacum, oder auch nur ein hier in Garnison gelegener Römer des ersten christlichen Jahrhunderts, ins Leben zurückkehrte: er würde sich in und um Mainz nur sehr schwer orientiren, oder vielleicht geradezu bezweifeln, daß unser jetziges Mainz ungefähr da liege, wo Er einst hauste. So sehr hat sich hier alles durch die großen Revolutionen der spätern Jahrhunderte verändert. Der fast ununterbrochene Kampf der Deutschen mit den endlich besiegten Römern sowohl, als hauptsächlich der Rheinstrom, der nahe bey Mainz sein ganzes Bette gewaltsam änderte, haben beydes, Stadt und Festung, gleichsam auf einen andern Fleck gebracht. – Einst gränzte der Berg, worauf die Römer das Castrum Maguntiacum erbaueten, unmittelbar an den vorbeystreichenden Rhein, und die bürgerliche Stadt Mainz (Municipium Maguntiacum) lag im Attacherfelde gegen das Dorf Gonsenheim hin, also, vom Rhein an gerechnet, zum Theil hinter der Festung, indem diese von dem jetzi-

*) Auch bey Bonn erbauete er eine Rheinbrücke, wie uns Lucius Florus im Lib. IV. Rer. Romanar. Cap. XII. pag. 195. berichtet.

jetzigen Castell durch nichts als den hier sehr breiten Rhein getrennt war.

Jetzt ist es fast umgekehrt. Im Attacher Kornfelde werden nur noch die marmornen Fußböden und die Grundmauern ehemaliger Römerwohnungen ausgepflügt, und eben da, wo einst der Rhein strömte, steht jetzt der größte Theil des neuern Mainz, namentlich der Thiermarkt, das churfürstliche Schloß, die drey Bleichen und das Gartenfeld. Die jetzige Petersaue und die Ingelheimeraue gehörte einst zu dem festen Lande des rechten Rhein-ufers; hingegen der Berg-abhang am Jacobsberge, an der Gaugasse, am Bassenheimer Hofe, am Hauptsteine und Judensande, bildete das ehemalige linke Rhein-ufer. Dem zufolge hat sich also der Rhein, nachdem er den Main aufgenommen, in den neuern Zeiten besonders unterhalb Castell mehr rechts weggezogen, so daß der Hauptstein zu Mainz, der erst unmittelbar an den Rhein grenzte, jetzt über tausend Fuß davon entfernt liegt.

Die steinerne Brücke, durch welche Drusus das Castellum des rechten Rhein-ufers mit der Hauptfestung verband, scheint durch eine hier zwischen gelegene Rheininsel in zwey Hälften getheilt gewesen zu seyn.

Von den Brückenpfeilern der zunächst an Castel gelegenen Hälfte hat man erst vor einigen Jahren wieder, bey Gründung des neuen Zeughauses zu Mainz und bey Ausbesserung des kurfürstlichen Kornmagazins, mehrere abgebrochen. Sie hatten eine ungeheure Dicke, und standen in gerader Richtung mit den Brückenpfeilern, die man noch bis über die Hälfte des Rheins in der Tiefe verspürt, und

deren einige bey ungewöhnlich kleinem Wasser noch sichtbar werden.

Da zwischen diesen Grundpfeilern im Rhein der Zug vom Strome ungleich stärker ist, als da, wo die Pfeiler selbst stehen: so haben die hiesigen Schiffmühler diese Plätze im Rhein nach der Reihe für ihre Mühlen gewählt. Sie nennen noch jetzt den heftigen Strom zwischen diesen Pfeilern: auf den Arken, nämlich von dem lateinischen Worte Arcus — ein Bogen. So verdanken also die Schiffmühler noch nach achtzehn Jahrhunderten dem Drusus unmittelbar ihr immer reichliches Wasser zum Mahlen!

Von dem ehemaligen Daseyn einer Insel, über welche die Drususbrücke einst führte, überzeugt uns ein noch wirklich in der Tiefe steckender Damm von ungeheuer starken, ganz gerade in die Erde gerammten Eichbäumen, den man vom Bocksthore an, bis an den großen Stein, gefunden hat, und der ebenfalls mit jenen Brückenpfeilern in gerader Richtung fortläuft.

Daß viele von den edlen Römern — und besonders die Veteraner, welche, nach vollbrachten zwanzig Jahren, ihrer Kriegsdienste Entlassung in Ehren erhalten hatten — sich in den fruchtbaren mainzischen Gegenden Landhäuser erbaueten: davon zeugen bey Nackenheim, Laubenheim, Ebersheim, Klein-Winterheim, Olm, Marienborn, Draiß, Finten, Gonsenheim, Mombach und Hechtsheim, die Ueberbleibsel von Römischen Gebäuden und Geräthschaften, von gebrannten Fußbodensteinen und Begräbnißtafeln, die mit den Legionszeichen der zweyten, dreyzehnten und sechszehnten Legion bezeichnet sind; und eine Menge daselbst gefundener Münzen. Da in der Festung selbst, oben auf dem Berge,

nach

nach den Kriegsgesetzen der Römer, keine Bürgerwohnungen Platz fanden: so entstand neben derselben bald auch die bürgerliche Stadt Mainz — (Municipium Maguntiacum) und zwar in dem Thale unten an dem Kloster Dalheim, bis in das Attacherfeld hinaus. Diese Benennung scheint von den Bürgerhäusern oder Attegiis noch bis auf unsre Zeiten gekommen zu seyn.

Die Veteraner der hier garnisonirenden Legionen, die sich hier anbaueten, pflegten mehrmals von gebrannten Steinen ihre Häuser aufzuführen, daher sie Attegia genannt wurden. Cajus Sertorius, ein Sohn des Lucius, Oufentinischer Zunft, und aus Tertullium gebürtig, ein Veteraner der sechszehnten Legion, war hier Curator der römischen Bürger zu Maguntiacum, wie sein hier gefundener Grabstein mit folgender Inschrift aussagt:

C. SERTORIVS . L. F.
OVF. TERTVLLIANVS.
VETERANVS . LEG. XVI.
CVRATOR . CIVIVM . ROMAN.
MOGVNTIACI.

Das Municipium, oder die bürgerliche Stadt Maguntiacum im Attacher Felde, war gegen Mittag, zwischen Bretzenheim und Gonsenheim, durch einen merkwürdigen, hoch aufgeworfenen Wall (tumulus) begränzt. Dieser Wall läuft auf der mittäglichen Seite der Römischen Wasserleitung mit derselben, in einer Entfernung von fünf und achtzig Fuß, parallel, und wird hier allgemein die Attach genannt. Er fängt hinter Zahlbach an, zieht sich

bis an den Finterberg hinan, und ist den Alterthumsforschern bis jetzt noch größtentheils ein Räthsel. Vielleicht hatte er eine doppelte Bestimmung: zunächst sollte er wol die, von den angränzenden Bergen bey starken Regengüssen herabschießenden Wildwasser so ableiten, daß weder die Pfeiler der Wasserleitung bespült, noch auch die im Attacherfelde gelegenen Bürgerwohnungen überschwemmt werden könnten; und dann scheint er überhaupt diesen Bürger- und Coloniſten-Wohnungen, statt einer Ringmauer, zu einiger Verwahrung und Befestigung bestimmt gewesen zu seyn. Letzteres ist um so wahrscheinlicher, weil auf der andern Seite der alten Stadt oder des Attacherfeldes, längs der jetzigen Bürgerstraße, ein ähnlicher Wall in den Aeckern verspürt wird.

Da übrigens an dem Walle Attach, in Entfernungen von achtzehn zu achtzehn Schuhen, Römische gebrannte Steine, mehrentheils mit dem Zeichen der vierzehnten Legion:

LEG. XIIII. G. M. (Gemina, Martia).

gefunden werden; und außerdem auch noch im Anfange dieses Jahrhunderts, in den nämlichen Entfernungen, bleyerne Platten von zwölf Zoll im Gevierte, auf eichenen Klötzen befestigt, unter den Steinen gewesen sind: so erinnern diese, in Verbindung mit dem Nahmen des Walles Attach, zwar an das lateinische Attegia, welches Wort gemeine Wohnungen oder Hütten aus schlechten Baumaterialien bedeutet; indessen bleiben doch jene Bleyplatten noch immer räthselhaft.

Die Entfernungen des Attachwalles, bis zu einem ähnlichen Aufwurf an der Bingerstraße, war die Breite des alten Maguntiacums, und beträgt etwa neun hundert Schu-

Schuhe. Fast am Ende dieses Attacherfeldes, bey Gonsenheim, war ein altes Römisches Lager, aus den Zeiten des Drusus, dessen Grundmauern im Quadrat nach und nach immer mehr ausgepflügt werden. Die zwölf Morgen Aecker, welche sie umschließen, heißen noch bis diese Stunde: das Cästrich — unstreitig das verdorbene Wort Castrum.

Dieses Cästrich ist wahrscheinlich das älteste befestigte Lager, welches die Römer hier gehabt haben, und nebst dem Römischen Castellum, welches einst den Platz des jetzigen Hauptsteins einnahm, und Castellum Inferius genannt wurde, gewiß älter, als das eigentliche daran gränzende Castrum Maguntiacum, und als das gegenüber am rechten Rhein-ufer gelegene Drusische Castellum. Noch jünger scheint die obere Burg, oder das Castellum superius zu Weißenau; wie denn auch das geschleifte Castrum, auf der Mainspitze, erst vom Kayser Trajan angelegt worden ist.

Nicht weit von dem Cästrich, auf der andern Seite des Gonsbaches, unterhalb Gonsenheim, hat Pater Fuchs die Ruine und das Fundament eines weitläuftigen und prächtigen Römischen Pallastes entdeckt. Die fünf Pfeiler desselben, welche sich am längsten von ihm erhalten haben, waren fünf Fuß dick, und standen neun Fuß von einander. Beym Nachgraben fand man einen Fußboden von rothem und weißem Gußmarmor, mit einer Einfassung von geschnittenem Alabaster. An einer andern Stelle, innerhalb des Bezirks dieses Pallastes, dessen Umfang im Gevierte 2625 Fuß beträgt, und zwar unter dem jetzigen Fahrwege, ist der Fußboden mosaische Arbeit, von wohl geschliffenem blauem Marmor, mit weißen Adern. Noch immer graben

die Landleute hier in der Mitte des sogenannten Klaisberges schönen geschnittenen Marmor, von einer vortrefflichen Politur, und andre Stein-arten aus. Auch große steinerne Särge, desgleichen Römische Begräbnißtafeln, deren Pater Fuchs von aller Art abgebildet hat, finden sich hier und an der entgegengesetzten Seite des Attacherfeldes.

Ich komme jetzt noch einmal auf das Castrum Maguntiacum des Drusus zurück. Die Hauptmauer um dasselbe beträgt, nach dem, was unsre Ingenieure seit dem Jahre 1632 an Römischen Fundamenten und Gußmauern in der Erde angetroffen haben, 1647 Ruthen. Man hat bey Anlegung der neuern Festungswerke hier oft bemerkt, daß schon die Römer, um ihren Werken gegen die Mauerbrecher eine besondere Festigkeit zu geben, doppelte Gußmauern aufführten, deren Zwischenraum von funfzehn Fuß sie mit Erde ausfüllten. Unsre heutigen, unten mit Mauern gefutterten Festungswälle sind also wahrscheinlich eine Römische Erfindung. Maguntiacum hatte, wie die Römische Kriegsbaukunst mit sich brachte, vier Hauptthore. Die Porta Prätoria war da, wo jetzt das innere Gauthor ist, und nach dem Römischen Herkommen immer genau gegen Morgen gerichtet. Das, gerade gegen über, gegen Abend gelegene Thor hieß Porta Decumana, weil an derselben die zehnte Cohorte (Cohors decima) für beständig ihre Station hatte. Sie war vor den Außenwerken des Gauthors, in der Gegend des Bildstocks, wo die Aecker an der weißen Mauer genannt werden. Porta Principalis Dextra, das dritte Römische Hauptthor, war in der Flanke der Albansschanze, gegen H. Kreuz zu, und führte auf die obere Römische Heerstraße nach Bauconicum (Oppenheim), und so ferner den Rhein aufwärts. Das entgegengesetzte Thor, die Porta Prin-

Principalis Sinistra, war in der Gegend der Alexanderschanze, nahe am Hauptstein, wo man am Glacis der jetzigen Werke noch die Ueberbleibsel von der alten gepflasterten Römerstraße sieht, die über die Dörfer Gonsenheim, Heidenheim u. s. w. nach Bingium, und von da weiter in das untere Germanien führte.

Außer diesen vier Hauptthoren, waren noch zwey Nebenthore: die Drusenpforte (Porta Drusi) und das Heidenthor (Porta Gentilium). Durch jenes führte, vom Eichelstein aus, in gerader Richtung, eine breite, mit Steinplatten belegte, Straße nach dem Rhein-ufer hinab, wo jetzt der alte Zollthurm steht. Hier, an der alten Anfahrt der Schiffe, war es, wo man, neben den beyden Altären des Jupiter und des Schutzgottes von Mainz, auch dem Drusus, der auf seinem Rückzuge von der Elbe, an den Folgen eines Beinbruchs, acht Jahre vor Christus, starb, ein Denkmal errichtet hatte. Es bestand aus einer großen steinernen, länglicht-viereckigten Tafel, in deren Mitte der in der Blüthe seiner Jahre verstorbene Held, in einem prächtigen Aufzuge, beharnischt, und mit einem über die linke Schulter zurückgeschlagenen Paludement, vorgestellt war. In der linken Hand hielt er ein Schild, in der Rechten eine Lanze, und den Kopf bedeckte er, wie einst Alexander, mit der Haut eines gehörnten Thiers. An den vier Seiten der Platte stand die viermalige Inschrift:

IN . MEMORIAM . DRVSI . GERMANICI

Den Ehrennahmen Germanicus legte ihm sein Stiefvater, Kayser August, und der Römische Rath, wegen seiner in Germanien erfochtenen Siege, bey. Ueberhaupt erzeigte man ihm alle mögliche Ehre. Sein Bruder Tibe-

rius begleitete seine Leiche von Mainz nach Rom, und hielt ihm die Leichenrede. Der Kayser selbst hielt ihm eine andre. Man gab ihm die Ehre der Statüen, der Siegspforten, und am Rhein wurden ihm mehrere Ehrenmäler errichtet. Dieß eben beschriebene wurde im Jahre 1688 von den Franzosen zu Grunde gerichtet, da sie am alten Zollthurme neue Festungswerke anlegten.

Ein anderes, fast unverwüstliches Denkmal, das sich noch viele Jahrhunderte erhalten kann, erbauete man ihm in dem hiesigen Eichelsteine. — Von dieser ungeheuern Steinmasse schreibt Huttich, daß sie zu seiner Zeit — im Jahre 1517 — noch hundert Schuh hoch, und oben acht Schuh breit gewesen sey, unten aber im Umfange hundert zwey und dreißig Schuh gehabt habe. Jetzt ist sie oben abgetragen, und inwendig ist eine steinerne Treppe durchgebrochen, mittelst deren man hinaufgehen kann. Ueberhaupt ist dieß Denkmal durch die Fortification der neuern Zeit sehr verunstaltet; und unter andern auch in der letzten Belagerung, durch die Preußischen Kanonenkugeln, wieder beschädigt. Eine Inschrift, die uns Licht über dieses ehrwürdige, achtzehn hundert Jahr alte Denkmal geben könnte, ist nicht auf uns gekommen; auch wissen wir nicht, ob jemals eine daran befindlich gewesen ist.

Die Porta Gentilium endlich, oder das Heidenthor, war zwischen der Philipps- und Elisabethschanze. Es führte nach den, den Römern bereits unterworfenen Provinzen, deren Einwohner sie Gentiles zu nennen pflegten, zum Unterschiede von den noch nicht unterjochten Völkern, welche sie Barbaros nannten. Die Uebersetzung Heidenthor ist wahrscheinlich eine Verdeutschung der ersten Christen zu Maguntiacum, die, gleich den

den alten Juden, alle Heiden Gentes nannten. Auch befand sich vor diesem Thore, rechts, ein drittes berühmtes Monumentum Drusi, zu welchem die Heiden, sogar aus den Gallischen Städten, alljährlich an einem bestimmten Festtage wallfahrten, und wo auch von der Besatzung selbst der größeste gottesdienstliche Zulauf war. Das Römische Kriegesheer hatte es dem Drusus errichtet, und dem Altare selbst eine dreyeckigte Gestalt gegeben. Ueber ihm wurde ein sehr zierliches Dach von drey Säulen getragen, die auf den Ecken des Altars standen. Eine Inschrift war nicht daran. Vor demselben stellte die Armee, zu Ehren des Drusus, noch lange nach seinem Tode, alljährliche feyerliche Kriegsübungen an.

Römische Heerstraßen — Viae militares Romanorum — finden sich ebenfalls noch bey Mainz, so wie man sie in ihren Trümmern überhaupt in allen den Gegenden Deutschlands wiederfindet, wo die Römer Stationen hatten. Noch jetzt bedienen wir uns dieser ihrer wohlthätigen Anlagen, z. B. zwischen Coblenz und Cöln, und an mehrern Orten. Eine Verewigung, die den immer arbeitsamen Römischen Armeen zur wahren Ehre gereicht. Denn es ist in der That ein großer Gedanke, den Augustus hatte, da er das erstaunliche Werk des Straßenbaues im Römischen Reiche und in den sämmtlichen weitläuftigen Provinzen desselben veranstaltete.

Die Art und Weise, wie die Römer in Deutschland ihre Heerstraßen verfertigten, war im Ganzen zwar einerley; indessen nahm man beständig Rücksicht auf die besondre Lage und Beschaffenheit des Bodens und der Steine, die man in der Nähe vorfand. Da man im Jahre 1769 bey Laubenheim, unweit Mainz, bey Anlegung der neuen

neuen Landstraße, ein Stück von der Römischen Heerstraße aufbrach, fand man eine Unterlage von großen rauhen, fest in einander gepackten Steinen, auf welcher eine andere, mit Kies dicht eingesetzte Lage von Bruchsteinen war. Die dritte und letzte Lage von großen, wohl in einander gefugten, platten Steinen fand man zwar nicht mehr darüber — obgleich ohne sie die Römer keine ihrer Straßen für vollendet hielten, wie man an ihren Wegen im Elsaß überall beobachtet hat —; allein es ist auch bekannt, daß die benachbarten Dörfer hier in der Pfalz diese dritte Steinlage nach und nach aufbrachen, und zum Bau ihrer Häuser verbrauchten; vielleicht, weil sie dieselbe für unnöthig hielten, da übrigens doch noch eine wohlgepflasterte Heerstraße übrig blieb. Die Breite dieser Straßen ist gewöhnlich sechszehn bis siebenzehn Fuß.

Die Heerstraßen durch das ganze Römische Reich hatte man, der Bequemlichkeit wegen, in Stationen getheilt, die aber sehr ungleich waren, wie sich aus dem Reisebuche des Antonius ergiebt, der die verschiedenen Stationen von Mayland nach Mainz nahmhaft gemacht, und die Entfernungen nach Schritten dabey gesetzt hat. Nach seinem Maaße beträgt diese ganze Reise, über die Pennini'sche Alpen Solodurum (Solothurn), Argentoratum (Straßburg), Tabernas (Rheinzabern), Nemidonam (Speyer), Borbitomagum (Worms) und Bauconicam (Oppenheim) nach Maguntiacum, vierhundert und neunzehn tausend Schritte. Die Römische Straße unterhalb Mainz, nach Bingen, zog sich von da längs dem linken Rhein-ufer nach Untergermanien, und berührte unter andern die, den Römern schon bekannten und zum Theil von ihnen angelegten Städte Boppart, Coblenz, Andernach, Reinmagen, Bonn, Cöln,

Xan-

Xanten, Cleve, Nimwegen u. s. w., (damals hießen sie: Bodobrica, Confluentes, Antonacum, Rigomagus, Bona, Colonia Agrippina, Santena, Clivia, Noviomagum, etc.)

Unter andern römischen Denkmälern und Steinschriften, die sich von Zeit zu Zeit an den Heerstraßen vorfanden, entdeckte man im Jahre 1769 auch an dem Wege bey Reinmagen, einen unter den Kayfern Mark Aurel und Lucius Verus um das Jahr Christi 163 gesetzten Meilenstein, welcher die Entfernung dieser Stadt von Cöln auf dreyßig tausend Schritte angiebt. Allein auch ohne dergleichen sichere Merkmale von ehemaligen durch die Römer angelegten Straßen verbürgen uns deren wahren Ursprung schon die vielen Römischen Münzen, die man längs denselben ausgräbt. Denn es ist eben so gewiß, daß die Römer ihren Todten etwas Geld — vielleicht das Fährlohn für Charon — mitgaben, als daß sie die Seiten der Straßen zu ihrer Grabstätte wählten. Vielleicht erklärt der letzte Umstand den Ursprung der nicht ungewöhnlichen Ueberschrift auf Leichensteinen: Sta Viator!

In diesen römischen Grabmälern wurden aber in der Regel bloß die beym Verbrennen der Leiche zurückbleibenden Knochenreste, nebst der in einer Urne gesammelten Asche, beygesetzt. Zum Andenken daran errichtete man, nach Maaßgabe des Standes und Vermögens des Verstorbenen, ein kleineres oder größeres Monument mit einer kurzen Inschrift, welche gewöhnlich nichts als die Vor- Zu- und Beynahmen des Verstorbenen, des Vaters Vornahmen, die Zunft, den Geburtsort, die bekleideten Würden und Aemter, die Dienst- und Lebensjahre und die Sterbezeit enthielt. War aber der Verstorbene ein geringer Soldat und

arm,

arm, so wurden über seinen Aschenkrug bloß 2 gebrannte Platten dachförmig aufgerichtet. Der Begräbnißplatz von den Gemeinen der vierten Legion scheint hinter dem Dorfe Zahlbach gewesen zu seyn, wo Pater Fuchs mehr als vierzig dergleichen gebrannte Steinplatten ausgrub, die sämmtlich die Aufschrift hatten:

LEG. IIII. G. M.

(Legio quarta Gemina Martia). Gemeine Begräbnißsteine von der vierzehnten Legion mit der Aufschrift:

LEG. XIIII. G. M. V.

(Gemina Martia Victrix) werden an der rechten Seite der Linsenbergerschanze häufig gefunden.

Uebrigens findet man an verschiedenen Orten in und bey Mainz noch eine große Menge solcher ausgegrabenen gemeinen Begräbnißsteine, besonders von der ersten Legion — Prima Adjutrix genannt — von der zweyten Legion, mit den Beynahmen Augusta — von der dreyzehnten Legion, die den Titel führte: Gemina Pia, Fidelis, — von der sechzehnten Legion, der auf den Steinen gar kein Beynahmen gegeben ist — von der zwey und zwanzigsten Legion, Primigenia, Pia, Fidelis genannt. — Ein einziger Stein von dieser Legion hat am Ende der Inschrift, den hier ganz ungewöhnlichen Segenswunsch:

ET. AVE. ET. VALE.

dem unser modernes: „Sanft ruhe seine Asche!" entsprechen möchte.

Ferner finden sich viele Grabsteine von Personen, die zum Stabe und Kriegskommissariate gehörten; und einige von un-

Digitized by Google

unbekannten Cohorten — worunter ein sehr zierliches Grabmal mit der Abbildung eines Kriegers in völliger Rüstung ist.

Die Officiere und vornehmen Römer und Ritter aus den Provinzen scheinen ihre eigene abgesonderten Begräbnißplätze gehabt zu haben. Wenigstens fand man an zwey Orten bloß deren Grabmäler: vorne an der Albansschanze Steine von Officieren der zwölften Legion; und vor dem Gauthore bey dem Entenpuhle am großen Kreuze war ein Kirchhof für Edle und Officiers der vierten Legion.

Ein überaus schöner Grabstein eines römischen Generals wurde im Jahr 1633 auf dem Jacobsberge zu Mainz ausgegraben; Merian liefert in seiner Topogr. Archiepisc. Magunt. pag. 5. eine Abzeichnung davon. Nach der Inschrift daran ist dem T. Statilius, einem Taurer, Obristen der Handwerker, dem Tribunus der Soldaten von der zwey und zwanzigsten Legion, und Obristen über die erste Augustische Cohorte der Ituräer, und über die sechste der Thracier, dieß Denkmal von dem freygelassenen Statilius Fortunatus errichtet worden. Ueber der Inschrift steht ein Ritter in halb-erhabner Arbeit, dessen Pferd jemand am Zügel hält, und mit sich fortreißt.

Alle römische Grabmäler sind den Manen- oder Schattengöttern geheiligt; daher die gewöhnliche Ueberschrift: D. M. — Diis Manibus. —

Da die Römer ihre Todten in der Regel verbrannten, so hatten sie, zur Ersparung des Holzes, auch eigene Brandgruben zu diesem Zwecke. Man hat deren mehrere bey den Dörfern Zahlbach, Bretzenheim und

Fin-

Finten, ohnweit Mainz, auch eine am hiesigen Linsenberge entdeckt. Dergleichen Brandgruben sind gewöhnlich zehn Fuß tief in die Erde gegraben, und im Durchschnitt acht Fuß weit. Die eine bey Zahlbach hatte an der Seite einen förmlichen Gang, der in die Tiefe hinabführte. Der Lehmen rund herum an der Grube ist vier Zoll dick, roth und hart wie ein Ziegelstein gebrannt. Unten auf dem Boden lagen noch viele Kohlen, Asche, Knochen, geschmolzenes Glas und Nägel, deren einige durch die Knochen geschlagen waren. Eben so fand sich in der Mitte der einen Brandgrube noch das Ende eines sieben Zoll dicken Balkens, in welchem ein großer Nagel steckte, der durch einen starken Knochen geschlagen war.

Nur für vornehme oder reiche Römer errichtete man förmliche Scheiterhaufen von vielerley Hozarten; worunter auch wohlriechendes seyn mußte, und oben drauf legte man die Leiche in aller Pracht, nebst mancherley Kostbarkeiten, Waffen und Geschirr. Die Brandgruben hingegen scheinen bloß für gemeine Leute gewesen zu seyn, deren Leichen man auf ein starkes in die Mitte der Grube aufrecht gestelltes Holz annagelte, rund umher mit Holz verpackte, und so bey geschlossenem Feuer mit geringerm Holzaufwande zu Asche verwandelte.

Wenn aber die Römer auch in der Regel ihre Leichen verbrannten, und deren gesammelte aschigte Ueberreste in Urnen beysetzten: so scheint es doch auch schon sehr früh Ausnahmen von dieser Regel gegeben zu haben. In und um Mainz sind nämlich auf einige und zwanzig steinerne Särge aus der Erde gegraben, worin besonders unverbrannte Römerinnen begraben liegen. Vorzüglich merkwürdig ist das große Familienbegräbniß, welches man im

Jahr

Jahr 1759 zwischen der obern Landstraße, und den vordern Häusern von Zahlbach entdeckte. Hier standen in einem kleinen Bezirk nicht weniger als sechszehn steinerne Särge nahe bey einander. Nur die wenigsten davon waren mit Inschriften versehen; die aber dergleichen hatten, sagten aus, daß hier der Begräbnißort der Ursischen und Vettischen Familie sey. Die Gerippe der nicht verbrannten Körper in diesen Särgen lagen zum Theil noch in ihrem natürlichen Zusammenhange, und bey einigen war in der Mitte des Leibes viel verhärteter Kalk.

Ein einzelner steinerner Todtensarg wurde im Jahr 1744 hinter der Aureuskirche des Jungfrauenklosters Dalheim bey Mainz ausgegraben. Nach der Aufschrift hatte Adjutorius Lucilianus, ein römischer Ritter, dasselbe der Ulpiane Lucile, „seiner unvergleichlich liebevollen Mutter," verfertigen lassen. In dem Sarge standen neben dem mit Kalk überschütteten, bis auf wenige Knochen gänzlich verzehrten Körper, sechs Todtenlampen, zwey große Aschentöpfe von schwarzgrauer Erde — vier kleinere, mit Figuren verzierte Urnen von terra sigillata — vier Schalen von der nämlichen rothen Erde, zwey länglichte Thränengläser, ein kleines Messer und mehrere beinerne Nadeln. Der Sarg ist auswärts mit kleinen Schildern, von der Form eines halben Mondes, verziert.

Noch ein anderes Sarcophag, das im Albansberge gefunden wurde, hat folgende in gewisser Rücksicht merkwürdige Aufschrift:

Sequentiae Faustinae Conjugi sanctissimae
Et Dulcissimae, quae vixit annis XXXVII.
Mensibus IIII. Sarcophagum jussu ipsius.
Flavius Flavianus Aventinus Decurio Alae Indianae
Conjugi Incomparabili fieri curavit.

S. Sollte

Sollte der Zusatz, daß dieser Sarg auf ausdrückliches Verlangen der Gattinn für sie besorgt wurde, über das mit den römischen Religionsgebräuchen — so viel ich weiß — nicht übereinstimmende Begraben der unverbrannten Leichen in dergleichen Särgen, nicht einige gewagte Muthmaßungen entschuldigen? Vielleicht entstand dieser Gebrauch, und dieß Hinwegsetzen über religiöse Vorurtheile, besonders bey Damen, vom Schauder vor dem Annageln und Verbrennen der Leichen? denn wenn gleich einem wirklich todten Körper weder das eine noch das andere Schmerzen verursacht: so kann doch die lebhafte Einbildungskraft einer zärtlichen Römerin, diese Schmerzen sich leicht in der Wirklichkeit gedacht haben. Und in der That hat man bemerkt, daß größtentheils nur Frauen in den ausgegrabenen Särgen gelegen haben. Vielleicht war gar irgend ein tragischer Vorfall bekannt geworden, wo man einen nur scheintodten Menschen auf dem Scheiterhaufen wieder erwachen und im Verbrennen die erweckten Lebens- und Schmerzempfindungen äußern sah. Auch würde die Furcht vor einem so schrecklichen zweyten Tode den Römerinnen um so verzeihlicher gewesen seyn, da die Erfahrung längst erwiesen hat, daß das schöne Geschlecht dem Scheintode weit mehr unterworfen ist, als das unsrige. Indessen muß ich doch zur Steuer der Wahrheit auch selbst bemerken, daß für die Leichen der Römer bey der Wahl eines Sarges — wenigstens wenn man einst eben so unvorsichtig und lieblos begrub, wie wir noch bis auf den heutigen Tag — nur wenig reeller Vorzug vor dem Scheiterhaufen statt finden konnte. Aber wahrscheinlich ließ man die für einen Sarg bestimmte Leichen aus Vorsicht so lange liegen, bis der Anfang der wirklichen Verwesung keinen Zweifel am wahren Tode mehr übrig ließ, welches auch schon darum unvermeidlich gewesen zu seyn scheint, weil sich ein steinernes Sarkophag

kophag nicht in der kurzen Zeit, in welcher unſre Tiſchler ein bretternes Sarg zuſammenſchlagen, verfertigen ließ.

In Abſicht der obigen Bemerkung könnten Sie mir zwar den Einwurf machen, daß die Römer, eben wegen der gemachten tragiſchen Erfahrungen beym Verbrennen einiger Scheintodten, ſchon früh waren gewitzigt worden, und zur Verhütung ähnlicher Vorfälle die Gewohnheit eingeführt hatten, der Leiche unmittelbar vor dem Verbrennen ein Glied von einem Finger abzuſchneiden, um zu erfahren, ob irgend ein Lebensfunke durch das ſo verurſachte Schmerzgefühl werde angefacht werden. Allein wer wird ſich nicht lieber durch ſanftere und zweckmäßigere, Mittel, als durch den Verluſt eines Gliedes vom Finger, aus dem Scheintodesſchlafe ins Leben zurückrufen laſſen?

Noch muß ich eines ſehr merkwürdigen römiſchen Sarkophags erwähnen, das im Jahre 1714 bey Anlegung eines neuen Beveſtigungswerkes aus einem Acker an dem Hauptſteine ausgegraben wurde, und jetzt im gräflich Langenſchen Hofe ſteht. Es war ganz leer und die Vorderſeite deſſelben hat folgende lateiniſche Steinſchrift:

HIC. EGO. POST. VITAM. PHARETRATA. SEMIRAMIS. INSVM.
VISQVE. AVRI. MECVM. COPIA. MAGNA. JACET.
CVI. REGVM. NVMMIS. OPVS. EST, APERITO. SEPVLCHRVM.
NON. TAMEN. SVPRA. QVAM. SIT. OPVS. CAPITO.

(„Hier lieg ich nach dem Leben Semiramis gerüſtet,
Des Goldes große Menge bey mir verſchloſſen iſt.
Schließ auf dieß Grab, wenn dich nach Königs Münzen lüſtet,
Doch aber nimm nicht mehr, als dir vonnöthen iſt.")

Inwendig an der Rückwand ſtehn folgende zwey Zeilen:

NI MALVS. ATQVE. AVRI. VIR. NON. SATIABILIS. ESSES.
VRNA. QVIDEM. HAEC. PER. TE. NON. VIOLATA. FORET.

(„Wenn du nicht böſe wärſt, und nicht vom Geiz bethört,
So bliebe wohl mein Grab von dir ganz ungeſtöhrt.")

Vielleicht hat in diesem Sarge, das ein witziger Kopf bloß des Spaßes halber bereiten und vergraben ließ, nie eine Leiche gelegen. Doch kann es auch ursprünglich, aber ohne die jetzige Steinschrift einer römischen Leiche zur Behausung gedient haben, in neuern Zeiten ausgegraben, und dann erst mit jener Inschrift versehen, und im Geheimen ledig versenkt worden seyn, um dem abermaligen Finder zu sagen, daß es nichts weniger als edel sey, wenn man in der Absicht, sich mit römischem Golde zu bereichern, kein römisches Gebein in und um Mainz gleichsam ungestört im Grabe ruhen läßt. Das letzte ist um so wahrscheinlicher, da die lateinischen Verse nichts weniger als den Geist der alten echt römischen Sprache athmen; vielmehr einen Mönch unserer neuen Jahrhunderte zum Vater haben dürfen.

Das Begraben unverbrannter Leichen scheint im Römischen zwar bey den Römern der ersten christlichen Jahrhunderte immer mehr Beyfall gefunden zu haben; aber doch erst ganz allgemein geworden zu seyn, da das Christenthum anfing, den heydnischen Gottesdienst zu verdrängen.

Wahrscheinlich ist aus diesen Zeiten des Kampfs christlicher Religionsgebräuche mit den heidnischen der merkwürdige Begräbnißstein, welchen der Apotheker Weizel zu Bingen im Jahre 1779 auf seinem Weinberge ausgrub. Er hatte daselbst schon einige Jahre früher einen Altar unter der Erde entdeckt, den er für einen der vielen in diesen Rheingegenden gefundenen römisch heydnischen Altäre hielte. Da er aber den nämlichen Fleck nachher nochmals tief durchgraben ließ, fanden sich noch folgende seltene Alterthümer, welche es wahrscheinlich machen, daß hier vielmehr die ersten Christen ihre geheimen gottesdienstlichen Zusammenkünfte gehalten haben mögen.

1) Ein

1) Ein Epitaphium von Alabaſter mit der Aufſchrift:

IN. HOC. SEPVLCHRO.
REQVIESCAT. IN. PACE.
PVELLA. FLAMMINEA. IBEREA.
QVAE. VIXIT. ANNIS. XXXII.
ET. MENSES. V. ET. DIES. X.

α
Χρι ✕ σὸς.
ω

Das unterſtehende Kreuz mit dem griechiſchen Worte Chriſtus, und dem Alpha und Omega, war in einem Zirkel eingeſchloſſen, und das Ganze ſcheint keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß dieß der Grabſtein einer Chriſtinn und eins der älteſten Denkmäler dieſer Art ſey. *)

*) Eben ſo alt mögen diejenigen Inſchriften auf den Grabſteinen der erſten unter den römiſchen Legionen zerſtreuten Chriſten ſeyn, denen zur Seite die Figuren von Tauben eingehauen ſind; deren Browerus in Annal. Treverens. Th. I. S. 59 — 61. und Rheineſius in ſyntagm. inter monument. Chriſtian. No. 114. S. 923. mehrere erwähnen. Auch Fuchs hat, nach Ausſage ſeiner mainziſchen Alterthümern, S. 497. zu Mainz nahe bey dem Kloſter Dalheim eine Urne nebſt einer dabey befindlichen kleinen Taube von weißem Thone und einer rothgebrannten ſteinernen Platte, mit denen ihr aufgedrückten Zeichen der zwölften Legion ausgegraben, und verſichert, daß man an dieſem Orte ſchon mehrere Urnen mit dergleichen Tauben, dieſem Sinnbilde der erſten Chriſten gefunden habe.

Digitized by Google

2) Ein verstümmelter Grabstein, worauf nur noch folgende Worte lesbar waren:

. . . PVALINVS. . . .
NOBILIS. VITA . . . .
OSCVLVM . . . . .
. . . . .
. . . . .
PAVLINA . . . . .

3) Drey Sarkophage, welche über einander standen, und wovon die zwey untersten zerbrochen waren. In dem dritten fand man, bey Aufhebung des Deckels, noch einen ganzen Menschenkörper.

4) Drey Schlachtschwerdter und ein Messer, nebst zwey Schnallen und Krappen von corinthischem Metalle.

5) Ein rundes metallnes Büchschen mit Asche. Der Deckel darauf mit einem Charnier war vorne vernietet.

6) Ein mit Gold eingefaßtes Angehänge, worin ein viereckigtes Glas und ein Stein von Lasur war. Die Einfassung war sieben Ducaten schwer.

Beyläufig und zum Schlusse dieses ungeheuer langen Briefes noch eine Bemerkung über das lateinische Wort: Sarcophagum! Sollte es nicht unserem deutschen Worte Sarg das Daseyn gegeben haben? Da wir Deutschen vor Annahme des Christenthums — also größtentheils noch vor tausend Jahren, alle unsre Leichen verbrannten, und die Aschenreste in Urnen begruben, deren unzählige gefunden sind, und noch täglich gefunden werden; da wir also die Kenntniß der Särge, so wie tausend

ſend andere Sachen, offenbar den Römern verdanken, und in den Rheingegenden, ſo wie in Oberſachſen, und dem mittäglichen Deutſchlande überhaupt in dem Worte Sarg nicht das G, ſondern ein K, hören laſſen: ſo dürfte die Herleitung dieſes Worts von dem Stammworte Sarcophagum in der That mehr als bloß wahrſcheinlich ſeyn.

Digitized by Google

Sechzehnter Brief.

Inhalt.

Römische Wasserleitung bey Mainz. — Uebertrift an Höhe die in Spanien. — Und an Pracht die in Rom. — Drusenloch. — Straßengötze. — Merkwürdige Münze. — Altäre Jupiters und der Juno. — Des Schutzgottes von Mainz. — Des Mars. — Merkurs. — Apolls. — Aeskulaps und der heilenden Fortuna. — Der Diana. — Der Pallas Minerva. — Der Fortuna Radux. — Des Gottes des guten Erfolgs. — Der Nymphen. — Der Hausgötter. — Und des Kanopus. — Der allein seligmachende Glaube.

Mainz 1794.

Heute, theurer Freund! unterhalte ich Sie zuförderst von einem wahren, selbst der Natur trotzenden Meisterstücke des römischen Unternehmungsgeistes — von der Wasserleitung des großen Drusus bey Mainz, deren Ruinen dem Zahne der Zeit noch lange trotzen werden. Die Quellen, welche von diesem erstaunenswürdigen Werke des alten Kunstfleißes nach Maguntiacum geleitet wurden, entspringen,

gen, unter dem Nahmen der Königsquelle, bey dem Dorfe Finten,*) auf einem Berge, der um vieles höher ist, als der Berg vor dem Gauthore bey Mainz, auf welchen sie hingeleitet wurde.

Das Wasser, welches seit dem Verfall dieser Leitung seinen alten natürlichen Gang wieder aufgesucht hat, heißt jetzt der Gonsbach. Der Weg, auf welchem die Quelle, nach genauer Ausmessung der fast allenthalben noch sichtbaren Pfeiler und Grundmauern der alten Wasserkunst, bis in das Drusenloch zu Mainz künstlich fortgeleitet wurde, beträgt überhaupt acht und zwanzig tausend, sechs hundert und fünf und funfzig rheinländische Fuß. In der Gegend des Fintenberges zieht sich die Leitung über das Thal nach der mittlern Mühle, und von da am Berge selbst durch die Weinberge hin. Endlich — siebenzehn tausend Fuß von den Quellen — nimmt sie die Richtung nach der Stadt. In der ganzen Gegend am Fintenberge waren die Canäle mehrentheils auf ununterbrochenen Grundmauern, dem Ansehen nach, in der Erde fortgeleitet, so daß man darüber reiten und fahren konnte. Nahe am Fuße dieses Berges, wo sich die Erde immer stärker gegen die Stadt zu senket, fangen die Fundamente von den Pfeilern an, von denen mehr als fünf hundert, noch sichtbar, in der Erde stecken. Die am besten erhaltenen Pfeiler stehen in der Gegend zwischen Bretzenheim und Zahlbach, da wo sich der Berg immer stärker, gegen Mainz zu, senket. Sie laufen in einer geraden Linie fort, und sind alle viereckig. Ihre Zahl beläuft sich auf zwey und sechzig; einige davon sind noch dreyßig Fuß hoch. Allen

*) Dieß Dorf Finten wurde vormals Fontheim genannt, wahrscheinlich von dem Lateinisch — Fontes.

fehlt jetzt die Bekleidung von Quadersteinen, welche sie ursprünglich hatten, und womit die Pfeiler bey Zahlbach über zwölf Fuß dick, und funfzehn Fuß einer von dem andern entfernt waren. Das, was von ihnen noch steht, ist bloß die innere Gußmauer, womit die Bekleidung ausgefüllt war, und die — dem härtesten Felsen gleich — noch jetzt, nach mehr als tausend acht hundert Jahren, nur mit der größesten Mühe und Gewalt zertrümmert werden kann. Diejenigen sechs Pfeiler, (der vier und funfzigste bis sechzigste,) unter deren Gewölbe der jetzige Wildgraben und die ehemalige Kreuzstraße durchging, stehen in der niedrigsten Gegend des Thals, und waren daher auch die höchsten und stärksten. Sie hatten im Fundamente vier und zwanzig, und oberhalb funfzehen Fuß Stärke. Ihre ganze Höhe über der Erdfläche betrug, wenn man ihr Gewölbe, und den darüber befindlichen Wassercanal selbst mitrechnet; nicht weniger als hundert und acht und zwanzig Fuß; diese Angabe beruhet keineswegs auf einer willkührlichen Berechnung; denn der Berg vor dem Gauthore, wohin das Wasser geleitet wurde, ist hundert und zwanzig Fuß höher, als der Wildgraben in der Gegend, wo er unter den Pfeilern der Wasserleitung durchfließt; der Canal selbst, der oben eine gewölbte massive Bedeckung hatte, war inwendig an allen römischen Wasserleitungen gewöhnlich fünf bis sechs Fuß hoch, damit die Arbeiter bequem hineingehen konnten, um die durch die Zeit und vom Wasser mürbe gefressene Stellen auszubessern. Man kann also mit Inbegriff dieser sechs Fuß des steinernen Gewölbes und des Falles, den das Wasser haben mußte, ohne Uebertreibung, noch acht Fuß zu jener Höhe von hundert und zwanzig Fuß hinzurechnen. Mithin übertraf ihre Höhe sogar die so berühmte Wasserleitung zu Segovia in Spanien, deren Höhe mit Inbegriff ihrer

Schwieb-

Schwiebbogen, ihres Canals, und deſſen Bedachung, von dem ſpaniſchen Geſchichtſchreiber Colmenares, auf einhundert und zwey Fuß berechnet, und ſo ungewöhnlich als merkwürdig genannt wird.

Die für die Mainziſche Waſſerleitung benutzte Quellen bey Finten, hatten die Römer mit gebrannten Steinen ummauert, und anfangs innerhalb der Oberfläche des Berges in gewölbten Gängen bis in das Thal der Mühle zwiſchen Finten, und Gonſenheim hinabgeleitet. Die älteſten Bauern dieſer Dörfer erinnern ſich von ihren Vätern und Großvätern gehört haben, daß um die Zeit der Einnahme der Feſtung Mainz durch die Franzoſen im Jahre 1685 ein beträchtliches Ende dieſes verborgenen Canals noch da geweſen ſey, und daß die jungen Burſche, öfters Hexel und Späne oben in die Quelle geworfen hätten, welches dann unterwärts im Thale zu ihrer großen Freude aus der Erde wieder hervorgekommen wäre. Nachher aber, da der eine Müller des Thals mit den Bauern zu Finten Streitigkeiten bekommen, hätten dieſe aus Rache jenem das Waſſer wegleiten wollen, und zu dem Ende die Canäle verſtopft und die Steine derſelben theils zu eignem Verbrauch, theils zum Verkauf ausgegraben.

Ich habe Ihnen ſchon im vorigen Briefe von einem ſehr merkwürdigen Walle geſagt, der vom Wildgraben an, auf dem Felde zwiſchen Bretzenheim und Gonſenheim, über eine halbe deutſche Meile lang, hoch aufgeworfen iſt, und in einer Entfernung von fünf und achtzig Fuß mit der mittäglichen Seite der Waſſerleitung und mit den dortigen Brandgruben in einer ganz genauen Paralellinie fortläuft. Seiner urſprünglichen Beſtimmung bin ich aber, trotz meiner Nachforſchungen, noch immer nicht mit

Ge-

Digitized by Google

Gewißheit auf die Spur gekommen. Das wahrscheinlichste bleibt indessen, daß dieser Erdwall hauptsächlich die Wasserleitung gegen Wolkenbrüche und wilde Wasser schützen, mithin die Dauer dieses Römerwerks bis in die spätesten Jahrhunderte hineinsichern, und das Andenken des großen Drusus um so mehr verewigen sollte. In jeder Rücksicht haben die Erbauer diesen Zweck auf das vollkommenste erreicht. Denn wenn August und M. Agrippa durch Erbauung prächtiger Wasserleitungen ihren Nahmen zu Rom verewigt haben, wie Dio Cassius versichert: so ist dieß hier bey Mainz vom Drusus nicht weniger wahr. Und da zu dergleichen Wasserbauten in Rom *) mehrentheils nur gebrannte Steine genommen waren, dieß Werk bey Maguntiacum hingegen auswendig mit lauter behauenen Quadersteinen bekleidet gewesen ist: so muß dieses jenem an Pracht und Kunst nichts nachgegeben, wo nicht gar sie übertroffen haben.

Eine Mitveranlassung zu dem großen Bau der Mainzischen Wasserleitung mag freylich wohl die Ruhmsucht der Römer, und das Bedürfniß gewesen seyn, die Legionen in beständiger Thätigkeit zu erhalten, und dadurch vor Langerweile, und vor dem Heimweh zu bewahren. Indessen scheinen ihn doch auch schon die weit aussehenden Absichten, welche General Agrippa, Kayser August und Held Drusus mit Anlegung der rheinischen Hauptfestung Maguntiacum verbanden, nöthig gemacht zu haben. Denn da eine gute Heerstraße, zur Erleichterung des beständigen Hin- und Hermarschirens ihrer Truppen, ihr vorzüglichstes und erstes Augenmerk war; so mußte man auch bald dem Bedürfnisse eines frischen und gesunden Quell-

*) Raph. Fabretti Dissert. de Aquis et Aquae ductibus.

Quellwassers zu begegnen suchen; zumal da man innerhalb der Ringmauer der Festung keine gute zureichende Quellen für das zahlreiche Truppencorps fand, das hier nothwendig sein Standquartier haben, und beständig in Bereitschaft seyn mußte, den täglich zu befürchtenden Einbrüchen der überrheinischen Deutschen sowohl, als den Empörungen der unterjochten Gallier zu widerstehen.

Der See, oder das weite und tiefe Wasserbehältniß, (Lacus Drusilacium) worin das von Finten hergeleitete Wasser zum allgemeinen Gebrauch für Menschen und Vieh sich sammeln mußte, war oben auf dem Berge an der Porta Decumana, eben da, wo jetzt an dem äußeren Schlage vor dem Gauthore der jetzt so genannte Entenpül ist. Jene Pfeiler der Wasserleitungen hören hier plötzlich auf, und es beginnen dünnere, beynahe achthundert Fuß lange doppelte Grundmauern. Nach diesen zu urtheilen hat das Behältniß eine sechseckigte Gestalt gehabt, ist etwa tausend Fuß breit, und noch halbmal so lang gewesen. In der Gegend des Weingartens, der das kalte Loch genannt wird, wenden sich diese Mauern gegen die Philippsschanze. Kurz vor dieser Wendung ist tief unter der Erde in der Grundmauer ein mit behauenen Steinen eingefaßtes Loch, fünf Fuß hoch und fast so breit. Drusilocus). Dieß war der alte Canal zum Ablaufen des Wassers aus dem Wasserbehälter. Jetzt ist er zwar von den neuern Festungswerken durchschnitten und vermauert, indessen findet man ihn in der nämlichen Richtung, Höhe und Weite, innerhalb der Stadt, wieder. Er zieht sich ungefähr vierzig Fuß neben dem Gauthore, unter den Häusern der linken Seite der Gaugasse, bis zum Thiermarkte hin, wo sein Wasser in den Rhein fiel, der vormals hier vorbey floß. Wahrscheinlich hat der

der durch diesen Canal gehende frische Luftzug dem Weingarten den Nahmen des kalten Lochs gegeben.

Dem Drusus zu Ehren wurden, unter andern auch der prächtigen und gemeinnützigen Wasserleitung wegen, Münzen geschlagen, deren Gepräge den Hauptbogen einer solchen Leitung, mit Heldentrophäen verziert, und dem Drusus zu Pferde darstellt.

Längst den Pfeilern der Wasserleitung lief eine römische Straße hin, die von einer andern durchschnitten ward, welche sich unter dem Bogen des vier und funfzigsten und fünf und funfzigsten Pfeilers hinzog. An dergleichen Haupt- oder Kreuzstraßen pflegten die Römer ihren Laren oder Straßengöttern, Altäre zu errichten und zu opfern, wenn sie sie um Schutz auf einer bevorstehenden Reise anflehen, oder ihnen für eine glückliche Rückkehr danken wollten.

Ein solcher Altar scheint unter andern auch hier bey den vier und funfzigsten Bogen der Wasserleitung gestanden zu haben, wie folgende Inschrift eines hier gefundenen Opfersteins sehr glaubhaft macht:

LARIBVS.
COMPETA
LIBVS. SIVE.
QVADRIVI
ALIBVS. SAC
RVM.

Auf dieser Kreuzstraße, so wie überhaupt längst der Wasserleitung und auf dem Attacher Felde, sind eine Menge

ge römischer Münzen von sehr verschiedenen Zeiten gefunden worden. Ich kann mich wegen Mannigfaltigkeit ihres Gepräges hier nicht mit der Beschreibung derselben aufhalten; nur einer einzigen vom Kayser Tiberius, die am häufigsten in den Begräbnissen der 13. 14. und 15. Legionen gefunden wird, erwähne ich, weil sie der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher vorzüglich werth zu seyn scheint. Diese tiberiusschen Münzen sind sämmtlich schon unter der Regierung seines Vorgängers, des Kaysers Augustus, geschlagen: wie dessen Bildniß mit der Umschrift: AVGVSTVS. PATER. oder auch AVGVSTVS. PONT. MAX. und auf der entgegengesetzten Seite der Nahme des zeitigen Triumvirs mit den Buchstaben: A. A. A. F. F. (Auro Argento Aeri Flando Feriundo) hinlänglich beweisen. Sie sind aber darauf zum zweytenmale unter den Stempel gebracht, wo man alsdann auf das alte Gepräge noch die neuern Buchstaben: TIB. IMP. (Tiberius Imperator) geschlagen hat. Wahrscheinlich geschah dieß gleich in den ersten Tagen der Regierung des Tiberius, wo Drusus die mainzischen Legionen demselben huldigen ließ, und zur Bekräftigung dieser Huldigung mit diesem neu überprägten Gelde der Armee entweder die Löhnung, oder ein Geschenk auszahlte.

Ich komme jetzt auf die heidnischen Gottheiten, welche die Römer in und um Mainz anbeteten und von deren Tempeln und Altären sich hier und da unbezweifelte Bruchstücke erhalten haben. Ganz vorzüglich scheinen Jupiter und Juno, als die Leiter der Regenten und Vorsteher ihres Reichs hier göttlich verehrt worden zu seyn. Man findet diese Gottheiten auf den Opfersteinen gewöhnlich bey einander, und dann beginnen die Faschriften immer: Jovi Optimo Maximo et Junoni Reginae.

Ei-

Einen sehr schönen Altar der Art hat man im Jahr 1688. an dem alten Zollthurme zu Mainz bey dem Bocksthore ausgegraben. Titus Albanius, ein Fähnrich der zwey und zwanzigsten Legion und zugleich Unteraufseher über das Schiffsgeräthe, hatte ihn zur Bezahlung eines Gelübdes errichten lassen, wie folgende Inschrift seiner Vorderseite aussagt:

I. O. M.
ET. IVNONI
REGINAE
T. ALBANIVS
PRIMANVS. SIG.
LEG. XXII. PR P. F.
OPTIO. NAVA
LIORVM. PRO.
SE. ET. SVIS
V. S. L. L. M.
MATERNO. ET
BRADVA. COS

Auf den beyden Seiten dieses Steines sind hieroglyphische Zeichen zierlich eingehauen. Auf der linken nämlich ein hangender Panzer, ein Opferkrug mit einer langen Handhabe, zum Schöpfen des Flußwassers, das zum Götzendienste gebraucht wurde, und ein Teller, der, wie fast alle Opferteller, mit einem langen Handgriffe versehen ist. Die Sinnbilder der rechten Seite des Steins sind: ein Schlachthammer und ein Beil zum Opfern, und drey große in einer Scheide steckende Opfermesser.

Ein

Digitized by Google

Ein andrer dem Jupiter und der Juno gemeinschaftlich geheiligter Gelübdestein, den laut der Inschrift: Claudius Quartinus — Sives Eduus *) hatte errichten lassen, fand sich Mainz gegenüber, an der südlichen Seite des Mainstroms, auf der sogenannten Rheinspitze, als der große Schwede, Gustav Adolph, im Jahr 1632. daselbst die Gustavsburg erbauen ließ.

Ueberhaupt entdeckten die Schanzenarbeiter bey dieser Gelegenheit hier die weitläuftigen Grundmauern des großen römischen Castells, welches, allem gegründeten Vermuthen nach, Kayser Trajan hier hatte anlegen lassen.

Ein anderer Opferstein, der auf der sogenannten Capelle ausgegraben worden ist, und den, laut der Inschrift: C. Salustius Taurus mit den ersparten Geldern der Freygelassenen des Kaysers, zu Ehren des Jupiters und der Juno, hatte errichten lassen, zeichnet sich durch seine Gestalt vor den gewöhnlichen aus. Er hat nämlich oben einen sechseckigten ausgehöhlten Aufsatz, an dessen Seiten Brustbilder ausgehauen sind. Daß er aber ungeachtet dieses Aufsatzes zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt gewesen sey, daran ist nicht zu zweifeln, da die Römer bekanntermaßen verschiedene Gattungen von Opferaltären gebrauchten. Einige waren oben flach, um Feuer darauf zu unterhalten; andere waren wie Kessel ausgehöhlt, um das Blut der zum Opfer geschlachteten Thiere, oder Was-

*) Statt des Buchstaben C. im Worte Cives, steht auf diesem Steine ein S., welche Versetzung in römischen Steinschriften eben so häufig vorkommt, wie das einfache E am Ende eines Worts anstatt des AE.

Wasser und andere zum Opfern gehörige Flüßigkeiten darinn aufzufassen. Von der letztern Art war der eben erwähnte.

Zu den, dem Jupiter allein geheiligten Opfersteinen, gehört unter andern der zu Mombach, dem nächsten Dorfe unterhalb Mainz, gefundene, mit folgender Inschrift:

I. O. M.
SARANICO.
CONSERVA
TORI. HONO
RIVS. VII. AL.
LEG. XXII. PR.
P. F. M. AVR. GER
MANVS. D. E.
MON.

Ein Altarstein Jupiters und des Schutzgeistes der Stadt Mainz,

I. O. M.
ET. GENIO. LOCI.
L. SEPTIM. IVLIVS.
SIG. LEG. XXII...R..
OPTIO. NAVALI...
V. S. L. L. M.
SATVRNINO.
ET. GALLO. COSS.

womit Fähnrich Julius, als Unteraufseher über das Schiffsgeräthe, hundert acht und neunzig Jahre nach Christus,

ſtus, ſeine Gelübde bezahlt hatte, fand ſich im Jahre 1688. nebſt vielen andern römiſchen Denkmälern am alten Zollthurme zu Mainz: er hatte oberwärts ein künſtlich eckigtes Loch, zur Befeſtigung eines Aufſatzes. Vielleicht ſtand der Genius von Mainz darauf.

Hier ſcheint auch folgender merkwürdige, den ſämmtlichen Gottheiten des römiſchen Reichs gewidmete Gelübdenſtein, einen Platz zu verdienen:

In honorem domus divinae. Jovi et
IVNONI. Reginae
MINERVAE Dis Dea
BVSQVE. IMPerii pro
SALVTE. ET. INcolumitate
DD. NOSTROrum Diocletiani et
MAXIMIANI felicisſimorum
AVGVSTORum. Conſtantii
ET. MAXIMIANI Caeſarum
CIVITAS. MOGuntiacenſium
AVRELIO. ET. AnniballioCoſ.

Laut dieſer von der Mannheimer Academie ergänzten Inſchrift wurde dieſer Stein zwey hundert zwey und neunzig Jahre nach Chriſtus, alſo um die Zeit errichtet, da das römiſche Reich in den entlegenen Provinzen den Ausbruch allgemeiner Empörung beſorgen mußte; und die Kayſer Diocletian und Maximilian aus dieſer Vorſicht die galliſchen Provinzen dieſſeits der Alpen, zur Aufrechthaltung der Ruhe und guten Ordnung den Befehlen des Conſtantius Clarus übergaben. — Die mainziſche Bürgerſchaft ſcheint dadurch ihre Freude

über die getroffene Einrichtung zur Verhütung des Ausbruchs der Unruhen an den Tag gelegt zu haben. Dieser Stein war in das bischöflich-wormsische Schloß zu Ladenburg eingemauert. Er mag entweder aus Mainz dahin gebracht worden seyn, (wie denn die hiesigen Alterthümer seit anderthalb hundert Jahren sehr häufig durch die Liebhaber derselben zerstreut worden sind) oder die Stadt Mainz errichtete ihn selbst zu Ladenburg am Nekar, und denn zeigt Civitas Moguntiacensium die sämmtlichen Einwohner des mainzischen Gebietes an, so fern es sich auch am linken Rhein-ufer bis über den Neckar hin erstreckt.

Ich übergehe die übrigen dem Jupiter hier geheiligten Altarsteine, weil sie nichts Auszeichnendes haben, und führe nur noch von einer jeden der übrigen heidnischen Gottheiten, denen hier Altäre errichtet waren, einzelne Inschriften an. So ist ein dem Mars gewidmeter Gelübdestein in einer Capelle zu Frauenstein im Mainzischen, mit folgender Inschrift gefunden worden:

MARTI. LEVCETIO.
PRO. SALVTE. IMP.
DOMINI. N. AVG. PII.
Q. VOCONIVS. VITV
LVS 7. *) LEG.
XII. PR. P. F. PON
ENDVM. CVRAVIT.

Auch

*) Da, wo in römischer Steinschrift Centurio — Hauptmann — oder Centuria — Compagnie vorkömmt, findet man beyde Wörter gewöhnlich mit dem Zeichen 7 ausgedruckt.

Auch Vulkan scheint in dem alten Mainz verehrt worden zu seyn. Wenigstens hat man hier ein metallenes, bloß am rechten Arme verstümmeltes Bildniß von ihm vorgefunden. Der kayserliche Feldmarschall von Thüngen, der vom Jahre 1692 an, Kommandant zu Mainz war, verpflanzte dasselbe nebst mehrern andern seltenen hiesigen Alterthümern in sein Cabinett. Pater Fuchs hat in seiner alten Geschichte dieser Stadt Seite 35. eine getreue Abbildung dieses Götzen geliefert.

Um eben diese Zeit fand man hier auch ein ehernes Götzenbild Merkurs, und ein nackend vorgestelltes metallenes Gesicht Silens, dieses immer trunkenen Nährvaters und Erziehers des Bacchus. Letzteres lag in einer sehr tiefen Gruft; von beyden, so wie auch von einem gut erhaltenen ehernen Bock liefert Krafto Hiegel*) und nach ihm auch Fuchs, am angeführten Orte gute Abbildungen. Ob auch dieser auf den Hinterfüßen stehende Bock mit seinen stattlichen Hörnern gottesdienstlich von den Römern verehret worden seyn mag? Ich sollte nicht glauben; vielleicht ist es bloßes Kunstwerk.

Ein den Gesundheitsgöttern Apoll und Aesculap, und der heilenden Fortuna für die Genesung des Generals Petronius, von dessen Regimentschirurgus Zosimus gewidmeter Gelübdestein war noch im Jahr 1769 neben dem Gasthofe zur Krone

*) S. Krafto Hiegel Collectanea Naturae Artis et Antiquitatis. Specim. I. pag. 19. seq.

zu Obernburg am Main, im Obererzstifte Mainz, eingemauert. Hier ist die ergänzte Inschrift desselben:

APOLLINI. ET. AES
CVLAPIO. SALVTAri
FORTVNAE. SACRVM
PRO. SALVTE. Lucii PE
TRONI. FLORENTI
NI PRAEFecto COHortis IIII.
AQuitenſium EQuitatæ Curato Revalescente
Marcus RVBRIVS. ZOSIMVS
MEDICVS. COHortis Supra Scriptæ
DOMV OSTI AII . . .
ER. V. R. S. L. M.

Einen dem Herkules geheiligten Opferstein entdeckte Krafto Hiegel in der Vorkirche unserer jetzigen Aureuscapelle zu Dalheim bey Mainz; überhaupt machen die daselbst ausgegrabenen vielen Grundmauern, Brunnen, Särge und die ganze Lage des Orts es sehr wahrscheinlich, daß hier irgend ein vorzüglich merkwürdiges Gebäude, vielleicht ein Tempel — oder eine besondere Gattung davon — ein Delubrum des Herkules gestanden habe. Hier folgt die Inschrift dieses Gelübdesteins:

HERCVLI. SACRVM.
VALEria SPERATA.
Lucio MAGALio VICTORE.
Cajo VALERio SENECIONE.
Lucio VALERio SECVNDO.
Publio VALERio PACATO.
FILIIS.
V. S. L. L. M.

Ich

Ich komme jetzt auf die weiblichen römischen Gottheiten, von deren ehemaligen Verehrung zu Mainz untrügliche Urkunden bis auf uns gekommen sind. Im Jahr 1732 grub man bey Erbauung der hiesigen Philippsschanze ein mit Ausnahme der Hände wohlerhaltenes Bildniß der Diane von schönem weißen Alabaster aus. Sie war in einem römischen Kleide vorgestellt, hatte einen halben Mond auf dem Haupte, und stand auf einem steinernen Fußgestelle, das sich jetzt im Manheimer Antiquitätencabinette befindet, und folgende Steinschrift hat:

DEAE. DIANE.
C. LVCILIVS
MESSOR. MIL.
LEG. XXII. R. F.
CVS. RASIL.
DEXTRO. ET.
PRISCO. COS.

Die hier genannten Römer, Cajus Domitius Dexter und Valerius Messala Thrasia Priscus, waren unter Kayser Septinius Severus Burgemeister, mithin ist dieser Altar der Diane ungefähr zwey hundert Jahre nach Christus errichtet. — Die Schanzer fanden beym Erbauen der Philippsschanze auch noch die Gußmauer des Dianentempels selbst. Er war vier und zwanzig Fuß lang, ungefähr eben so breit, und sehr tief in der Erde; denn außer den verfallenen Stuffen, waren noch achtzehn unverfallene, die gegen Morgen in die Tiefe hinabführten An der Abendseite war ein großes steinernes Postamen.

auf welchem die Göttinn gestanden haben mochte, die ganz zerstümmelt darneben lag.

Ein der Göttinn Pallas (Minerva) geheiligter Altarstein wurde im Jahr 1714 auf der Eisgrube, ohnweit dem großen Pulvermagazin, ausgegraben. Nach dem, was von seiner Inschrift

DEAE. PALLADI. C.
AVR. FESTINVS. 7.
STRAT. CI.... EI.
... GNATIANI. LEG
TABVLARIVM. PENSI
LE. A. SOLO. FECIT.
ADIVTORE. COSSIO.
MARTINO. PRAE
ΠΝΕΣΓ. EXTR. CATO.

ohne Schwierigkeit entziffert werden kann, stand dieser Altar der Pallas, als der Göttinn der Wissenschaften, und besonders der Kriegskunst, vor dem durch den Ingenieurhauptmann Festinus und dessen Gehülfen Martinus erbaueten Kriegsarchive der Legionen. *)

Eines der schönsten und merkwürdigsten Alterthümer, die jemals nicht bloß in Mainz, sondern am Rheine überhaupt, gefunden worden sind, ist ein fast fünf Fuß hoher

*) Dieß von Grund aus auf Säulen ruhende Archiv, tabularium pensile — war also, wie jedes andre von Plinius (Lib. 19. Cap. 5.) erwähnte aedificum pensile, in eben dem Sinne ein sogenanntes Hangewerk, wie hortus pensilis — ein schwebender Garten genannt wird.

Digitized by Google

hoher und drey Fuß breiter marmorner der zurückführenden Fortuna geheiligter Altar. Er wurde im Jahr 1632, da Gustav Adolph Mainz einigermaßen befestigte, im Bienengarten oben auf dem Albansberge ausgegraben, und wird jetzt im kurfürstlichen Antiquitätencabinette zu Mannheim aufbewahrt. Hier ist seine Inschrift:

PRO. SALVTE. IMPeratoris Marci AV
RELii _____ ENTONini
PII. FELICIS.
FORTVNAE. REDVCI.
LEGio XXII. PRimigenia PIA.F.C. GENTIL
IVS. VICTOR. VETeranus LEGionis XXII
PR. P. F. Missus Honesta Missione NEGOT
IATOR. GLADIARIVS
TESTAMENTO. SVO. FIERI
IVSSIT. ADH. S. N. VIII. MIL.
(adjectis. sestentiis nummis VIII. millibus

Nach dem Dio Cassius (Lib. 54.) errichtete man der Fortuna Redux zu Kayser Auguſt Zeiten, und zwar auf Veranlassung seiner glücklichen Zurückkunft aus Asien nach Rom, den ersten Altar auf.

Darnach pflegten denn die Römer bey mehrern Gelegenheiten, z. B. bey angehenden Feldzügen, der Fortuna Gelübde zu thun, und sie nach glücklicher Rückkehr zu bezahlen. So scheint auch dieser Marmoraltar durch die zwey und zwanzigste Legion sein Daseyn erhalten zu haben. Uebrigens verehrten die Römer die Göttinn des Glücks noch unter verschiedenen andern Beynahmen; unter andern hatte man zu Rom auch sogar dem bösen Glücke einen Altar errichtet.

Das einzelne, dem Scheine nach absichtlich zerhauene, ganz unleserlich gewordene Wort hinter dem Worte Aurelii, hieß höchst wahrscheinlich Commodi; denn so schlecht auch der schmeichelhafte Beynahme des Gütigen und Glückseligen mit dem verabscheuungswürdigen Leben und Regieren des Kayſers Commodus zu vereinbaren seyn mag: so mußte man ihm doch, so lange er lebte, schmeicheln; nach seiner Ermordung gab der römische Rath und das Volk den ausdrücklichen Befehl, seinen Nahmen aus allen öffentlichen Schriften und Denkmälern zu vertilgen. Die Summe von achttausend Sesterzien, welche, laut Inschrift, der Schwerthändler C. Gentilius Victor in seinem letzten Willen zur Errichtung dieses prächtigen Altars bestimmte, beträgt nach unserm Gelde etwa ein hundert sechs und achtzig Thaler — die Sesterzie zu neun Pfennige berechnet.

Wahrscheinlich wurde um eben diese Zeit, und auf Veranlassung der nämlichen glücklichen Rückkehr aus dem Feldzuge gegen die unruhigen Friesen (die um das Jahr 292. nach Christus, unter dem Commodus bey den Römern große Besorgnisse erregten) dieser zurückführenden Fortuna noch ein anderer Stein mit folgender Inschrift errichtet:

MINERVAE. FORTV
NAE. REDVCI.
ET. GENIO. HVI
VS. LOCI. CET
ERIS. DIS. DEA
BVSQVE. IMMO
rtalibus

Die

Dieser Altar ist hier in der alten Stadtmauer auf der Eisgrube, zwischen dem Gauthore und den Casernen eingemauert. Die Ursach, warum auf diesem bey einer kriegerischen Veranlassung errichteten Dankaltare Minerva oben an steht, ist vielleicht, weil sie als Göttinn der Künste und Wissenschaften, auch von den Soldaten vorzüglich verehrt wurde; denn deren schwere Altillerie — ich meine die ungeheuer großen, nach allen Regeln der Mechanik verfertigten Kriegsmaschinen, als Mauerbrecher, Wurfbalken, Hebzeug, bewegliche Thürme u. s. w. — erforderten, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Wissenschaft und Kunst, als unsre jetzige Artilleristen und Ingenieurs gebrauchen.

Ein naher Verwandter der beynahmenreichen Fortuna war der Gott des guten Erfolgs — Bona eventus. — Auch ihm errichteten die Römer zu Mainz besondre Altäre, wie aus folgender Inschrift eines ihm geheiligten hier gefundenen Opfersteins erhellet:

PRO. SALVTE.
DD NN
SANCTISSIMORVM.
IMPP.
BONO. EVENTVI. MIL.
EXERCITVS. G. S. MA
TERNIVS. PERLETVS
MIL. LEG. VII. PP. P. F.

Dieser Stein scheint aus der Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts zu seyn, und bezieht sich wahrscheinlich auf die Kayser Valerian und Gallien. Er ist einer von den wenigen, auf welchen das Wort Sanctissimus vorkömmt.

Ja-

Janus Gruter hat deren in seiner so zahlreichen Steinschriftensammlung (Corp. Inscription.) überhaupt nur zwey. Die Buchstaben G. S. lieset dieser Schriftsteller Gajus; es ist aber kein Zweifel, daß sie vielmehr das Obere Germanien bezeichnen, und im Zusammenhange also gelesen werden müssen: Pro Salute Dominorum Nostrorum sanctissimorum Imperatorum, Bono Eventui Milites Exercitus Germaniae Superioris. Maternius Perletes Miles Legionis septimae Pecunia Publica Poni Fecit.

Der commandirende General in Maguntiacum verlegte von dieser Hauptfestung aus in die umliegende Gegenden mehrere Cohorten, Centurien und noch kleinere Commando's; von einer solchen Centurie der zwey und zwanzigsten Legion, die über hundert Jahre hier in Besatzung lag, ist der durch Malchus den Wald- und Thalnymphen errichtete Altar mit folgender Inschrift:

--- MYMPHIS
Napaeis BRITTONum
TRIPVTIENSium
SVB. CVRA
Marci VLPI
MALCHI
7centuria LEGionis XXII
PRimigeniae Piae Fidelis

Auch eine Nymphe selbst, die aber nicht zu diesem Altar zu gehören scheint, hat ein Zufall auf uns gebracht; es ist eine Erdnymphe, die in einer in den Stein gehauenen Nische steht. — Um den linken Arm, so wie auch in der rechten Hand, trägt und hält sie, als segnende Gottheit der

Fel-

Felder, Gärten und Wiesen, einen Kranz von Blumen. Man fand dieß schöne Denkmal des Alterthums im Jahr 1632, da Gustav Adolf die Gustavsburg bey Mainz erbauen ließ.

Laren, oder die Bildnisse kleiner römischer Hausgottheiten, sind nach Pater Fuchs nur zwey auf uns gekommen, deren Kupferstiche er uns liefert. Der eine ein männlicher Götze, der auf einer Säule steht und eine Flöte zu spielen scheint, ist an der Philippsschanze gefunden worden. Die andere ist eine am Linsenberge ausgegrabene Göttinn, welche so wie alle Hausgöttinnen der Römerinnen Juno hieß. Bey ihr schwur das schöne Geschlecht, so wie im Gegentheil die Männer, wenn sie etwas betheuern wollten, bey ihren Genius schwuren.

Endlich fehlte es hier, trotz der großen Verschiedenheit dieser in und um Mainz verehrten römischen Götter, auch selbst nicht an einer ägyptischen Gottheit. Im Jahr 1714 nämlich wurde auf der sogenannten Capelle in den Festungswerken unter andern auch ein Kanopus, oder ägyptischer Wassergott ausgegraben. Da die zwey und zwanzigste Legion, bevor sie nach Mainz verlegt wurde, ihr Standquartier lange in Aegypten gehabt hatte, so ist die Anbetung und das Bildniß dieses Kanopus wahrscheinlich durch Soldaten dieser Legion von dort hierher verpflanzt worden. Der Götze gleicht unten einem wasserfesten, runden, und oberwärts zugespitzten Gefäße, aus dessen Mitte zwey Hände, die dem im Gefäße verborgenen Götzen anzugehören scheinen, hervorstecken; und oben ragt bloß Kopf und Hals des Götzen hervor.

Ih-

Ihnen, lieber Freund! wird die sonderbare Geburtsgeschichte dieser Gottheit unstreitig aus dem Rufin *) bekannt seyn. Aber zur Schadloshaltung für Ihre Frau Gemahlinn, setze ich sie zum Schlusse dieses Briefes, in welchem letztere völlig zu kurz gekommen ist, noch hierher.

Die Chaldäer erwiesen dem Feuer göttliche Ehre. Ja sie erklärten dasselbe laut, und zum Aergerniß der übrigen Götzendiener, für die höchste und mächtigste Gottheit, und wähnten schier, im Besitz des allein seligmachenden Glaubens zu seyn. Unduldsam und absprechend stritten sie mit jedem Andersdenkenden, über den Rang der verschiedenen damals angebeteten Götzen; und mit dem dummen Eifer eines spanischen Großinquisitors hätten sie gerne auch alle ihre Nachbaren, besonders die Aegyptier, zu ihrem Feuergotte bekehrt. Zwar gründeten sie ihre zudringliche Forderung auf den allerdings blendenden Umstand, daß ihre geheiligte Flamme jeden andern Götzen überwinde, indem sie nicht bloß die hölzernen in Staub und Asche verwandle, sondern selbst die metallenen in Fluß bringe, und sogar die steinernen zersprenge. Indessen verdroß vorzüglich einem heidnischen Priester in der ägyptischen Stadt Kanopus diese Unduldsamkeit der Opferpriester des Feuers. Er mochte die Nichtigkeit und Ohnmacht aller Bildnisse des unsichtbaren Gottes dunkel ahnden, oder im Herzen anerkennen; und sann daher auf eine dem Volke in die Augen fallende Demüthigung des hochgepriesenen Feuergötzen. Es gelang ihm auch vollkommen damit. Er bereitete nämlich eine große Wasserurne, oder jenes irdene Gefäß mit Händen, das dem unteren Theile des zuletzt beschriebenen in Mainz gefundenen Götzen Kanopus völlig glich. Diese Urne versah

*) De Histor. Eccles. Lib. II. Cap. 26.

sah er unterwärts im Geheimen mit einer Menge nicht ins Auge fallender Löcher, die er mit Wachs verstopfte, und darauf mit der Farbe, womit er das Gefäß anstrich, völlig unbemerkbar machte. Er füllte es hierauf ganz mit frischem Nilwasser an, befestigte oben auf dem Halse einen ägyptischen Götzenkopf, und stellte es so den Chaldäern, als den allmächtigen und unüberwindlichen Gegner des Feuergottes auf. Die von Glaubenswuth aufbrausenden Diener des letztern glaubten schon zum voraus ihres Sieges gewiß zu seyn, und zündeten rund um den kanopischen Götzen ihr heiliges Feuer an, um so die Allmacht des letztern aller Welt anschaulich zu machen. Aber was war natürlicher, als daß die Flamme der Eiferer die mit Wachs ausgefüllten Löcher bald öffnete? das Nilwasser floß unvermerkt aus dem Gefäße, überwand zum höchsten Erstaunen der verblendeten Feueranbeter, die bisher immer siegreich gewesene Gluth und erstickte das heilige Feuer gänzlich. Diese glänzende Demüthigung der intoleranten und herrschsüchtigen chaldäischen Priester war die Veranlassung, daß die Aegyptier den Gott des ihnen heiligen Nilwassers von nun an unter dem Nahmen Kanopus, und in der Gestalt jener Wasserurne mit einem Kopfe, und mit Händen göttlich verehrten. — Wem fällt nicht bey diesem heidnischen Religionsstreit der allein seligmachende Glaube der Chaldäer unserer Zeit ein? —

Sie

Siebenzehnter Brief.

Inhalt.

Alt- und Neustadt Hanau; — deren Schicksale als Festung. — Philippsruhe. — Wilhelmsbad; dessen Entdeckung. — Vergleichung mit Spa — und Naturschönheiten. — Natur des Mineralwassers. — Tempel des Hauptquells. — Arkadenbau. — Dousch- und Spritzlader. — Pharaohtische. — Schauspielhaus. — Kanal. — Prinzendenkmal. — Aus- und Aussichten. — Gymnastische Spiele. — Burgruine. — Gewitterableiter. — Einsiedeley. —

Hanau, 1794.

Hanau, die Hauptstadt und Residenz der ehemaligen Grafen dieses Nahmens, wird in Urkunden vom Jahre 1277 noch Hagenau genannt, wahrscheinlich von dem um dieselbe gelegenen Hagen oder Walde in dem Winkel, welchen der benachbarte Mayn und die in denselben hier sich ergießende Kinzig machen. Ihre Entfernung von Cassel beträgt achtzehn, die von Frankfurth zwey Meilen.

Alt- und Neustadt Hanau sind eigentlich zwey Städte, deren jede eine für sich bestehende Verfassung hat. Jene, zu welcher eine Vorstadt gehört, erhielt im Jahre 1303 vom Könige, Albrecht dem Ersten, Stadtgerechtigkeit, und

und mit Frankfurth gleiche Freyheit. Ihre Erweiterung und Befestigung mit Wällen und Gräben schreibt sich aus dem Jahre 1528 vom Grafen Philipp dem Zweyten her. Derjenige Theil dieser Befestigung aber, welcher vormals beyde Städte von einander trennte, ist vor einigen und zwanzig Jahren abgetragen. Man hat die Gräben mit den Wällen ausgefüllt, und den dadurch gewonnenen ansehnlichen Raum theils zum Paradeplatze eingerichtet, theils zum Lustwandeln mit Baumreihen bepflanzt. Auch ist hier ein geräumiges steinernes Gebäude für die Landescollegia, desgleichen nahe dabey ein Komödienhaus erbauet. Die Straßen und Häuser der Altstadt sind, wie ihr Marktplatz, enge und unregelmäßig. Sie hat zwey Pfarrkirchen, eine Reformirte, welche bereits im Jahre 1493 zu einem Collegiatstifte erhoben, und eine Lutherische, wozu im Jahre 1658 von dem Churfürsten Johann George dem Zweyten zu Sachsen der Grund gelegt worden.

Das herrschaftliche Residenzschloß ist eine Zusammensetzung von Gebäuden und Anhängseln aus sehr verschiedenen Zeiträumen, besonders aus dem vorigen Jahrhunderte. Im Jahre 1763 wurde für eine bequemere Einrichtung und Verbindung der Theile zu einem Ganzen gesorgt. Auch liegt innerhalb der Schloßfreyheit noch ein vom Grafen Philipp Reinhard aufgerichtetes massives Kanzleygebäude. Das hinter dem Schloßgarten befindliche Bosquet und der Englische Lustgarten hat den großen Fehler, daß ihn der Stadtwall, ob er gleich selbst noch mit dazu benutzt ist, viel zu eng begränzet.

Die an das Schloß stoßende Judengasse wird, so wie in Frankfurth, des Nachts und an den Sonn- und

Festtagen der Christen, während des Gottesdienstes, verschlossen.

Das hiesige Gymnasium ist eine Stiftung des Grafen Philipp Ludwig des Zweyten, der die, erst im Jahre 1663 beendigten Schulgebäude schon im Jahre 1607 begann. Der zeitige Rector, Herr Consistorialrath Bergsträßer, ist durch seine wissenschaftliche Bearbeitung und Vervollkommnung der Signalirkunst berühmt.

Die schöne, durchaus regelmäßig erbauete Neustadt verdankt ihr Daseyn der religiösen Intoleranz Frankreichs, der Niederlande und der Stadt Frankfurth. Ihre ersten Erbauer waren nämlich Wallonen und Niederländer, welche, ihres Glaubens halber, theils aus Frankreich und den Niederlanden vertrieben waren, theils aus Frankfurth, wo man ihnen die vorher eingeräumte Kirche wieder verschloß, hierher kamen. Bey ihrer Niederlassung, im Jahre 1597, wurde ihnen eine völlig freye Religionsübung in ihren Sprachen, nebst verschiedenen andern Freyheiten, zugesichert, und mit der Anlage und dem Bau ihrer Stadt, auf dem Platze, wo einst Kinzdorf stand, sogleich der Anfang gemacht. Im Jahre 1601 bekam die Neustadt auch einen eigenen Stadtrath, dessen Glieder aus einer gleichen Anzahl Walloner und Niederländer besteht, und in welchem ein herrschaftlicher Stadtschuldheiß den Vorsitz hat.

Die Neustadt ist weit größer, als die Altstadt. Ihre schnurgeraden, breiten und reinlichen Straßen haben nächtliche Erleuchtung. Sie hat im Zuschnitte große Aehnlichkeit mit Manheim. Die sechs, der Länge nach geradedurch laufenden Straßen werden von acht andern in rechten Win-

Winkeln durchschnitten, und bilden in der Mitte einen länglicht-viereckigten, ungewöhnlich großen Marktplatz, dessen mittägliche Seite seit 1733 das neuerbauete schöne Rathhaus ziert.

Ein anderer öffentlicher Platz ist nicht weniger groß, aber mit einer dreyfachen Reihe Linden bepflanzt, in deren Mitte eine Doppelkirche steht, wornach er der Kirchenplatz genannt wird. Dieß religiöse Gebäude, aus den Jahren 1600 und 1601, entspricht den Erwartungen nicht, wozu dieser ziemlich neue Zeitpunkt berechtigt. Aber es schien mir schon bey mehreren Gelegenheiten, als ob die neuern Zeiten, die in mancher Hinsicht die christlichen Jahrhunderte der Verstandesfinsterniß weit hinter sich zurücklassen, von diesen, in Absicht des Kirchenbauens, übertroffen würden.

Diese Doppelkirche ist inwendig durch eine Mauer in zwey ungleiche Theile getheilt, deren größerer der Wallonisch-französischen, der kleinere aber der Niederländischen Gemeinde gehört.

Die hiesigen vortrefflichen Gold- Silber- Seiden- Wollen- und andere Fabriken sind bekannt, und nähren die Einwohner reichlich, denn die überaus vortheilhafte Lage ihres Orts, der, zu größerer Bequemlichkeit der Handlung und Schiffahrt, mittelst eines tiefen Kanals mit dem Mayn verbunden ist, giebt ihnen die beste Gelegenheit zum Absatz ihrer Waaren. Die Scheelsucht der Städte Frankfurth und Maynz zog ihnen daher gleich anfangs mancherley und große Anfechtungen zu.

Auch die Neustadt ist, so wie selbst die altstädtische Vorstadt, mit Wall und Gräben befestigt. Diese sichern, gleich

der Befestigung Frankfurths, freylich, selbst noch in unsern Tagen, vor dem ersten Anlauf eines kleinen abgesonderten Corps. Die Entschlossenheit der braven Hessen in Hanau, zur Zeit, wie der drohende Cüstine den Mund fürchterlich weit aufmachte, hat das hinlänglich erwiesen. Allein im Ganzen dürften doch dergleichen alte Befestigungen deutscher Zwitterstädte, die weder eigentliche Festungen, noch bloße Landstädte sind, den Einwohnern mehr schaden, als nützen. Die Erfahrung aller Zeiten, und die Schicksale der Hanauer selbst, scheinen dieß vollkommen zu beurkunden.

Im dreyßigjährigen Kriege mußte Hanau Kayserliche Truppen einnehmen, die indessen ein Jahr darnach, 1631, von den Schwedischen Truppen gewaltsam verdrängt wurden. Hierauf versetzten die Kayserlichen die Stadt, durch eilfmonatliche Einsperrung, in die größte Noth, bis Landgraf Wilhelm der Fünfte sie endlich im Jahr 1636 entsetzte.

Da der bisherige Commandant der Stadt, ein Schwedischer General, sich nun weigerte, den wegen seines Abzugs geschlossenen Vertrag zu erfüllen: so überrumpelte man die Stadt abermals, und räumte sie im Jahre 1638 ihrem rechten Herrn wieder ein. Im Jahre 1757 nahmen die Franzosen sie in Besitz, und räumten sie erst nach geschlossenem Frieden wieder.

Noch muß ich des sonderbaren Gebrauchs gedenken, daß nun bald seit vierhundert Jahren einem jeden altstädtischen Bürger alljährlich, auf dem Martinstage, von der Herrschaft ein Maaß Wein gereicht wird; ein Gebrauch, der sich auf folgenden Vorfall gründet: Im Jahre 1404 wurde die Stadt, mit Einwilligung ihres Herrn, von Churmaynzischen

Trup-

Truppen besetzt. Diese weigerten sich aber, sie zu seiner Zeit wieder herauszugeben, und wurden deshalb von der, ihrem rechtmäßigen Landesherrn treu-ergebenen Bürgerschaft gewaltsam zur Stadt hinausgeworfen. Jener Wein ist bestimmt, das dankbare Andenken an diese Treue zu erhalten.

In der Nähe von Hanau ist das Lustschloß Philippsruhe, die Fasanerie und das Wilhelmsbad sehenswürdig. Jenes liegt nur eine Viertelstunde unterhalb Hanau, neben dem Dorfe Kesselstadt, in dem äußern Winkel, welchen die hier in den Mayn fallende Kinzing macht. Dieser gewöhnliche Sommersitz der fürstlichen Herrschaft ist ganz im italienischen Geschmack erbauet, im Anfange dieses Jahrhunderts vom Grafen Philipp Reinhard zu Hanau angefangen, und durch dessen Bruder und Nachfolger, Johann Reinhard, vollendet. Der dazu gehörige, durch die immerwährende Lebhaftigkeit des Mayns angenehme Lustgarten, längs dem rechten Ufer dieses Stroms, hat eine vortreffliche Orangerie.

Von der andern Seite des Schlosses führen Baumreihen in gerader Linie nach der, eine halbe Stunde davon gelegenen, Fasanerie. Diese ist mit einer steinernen hohen Mauer umgeben, und ihr Umkreis beträgt eine starke Stunde. Ihre durch das Gehölz gehauene Alleen und Wege dienen mit zum Lustwandeln für die Badegäste des benachbarten, eine halbe Stunde von Hanau gelegenen, Wilhelmsbades, das in aller Hinsicht einer kurzen Beschreibung werth ist.

Die wohlthätige Kraft dieses Gesundbrunnen wurde schon im Jahre 1709 zufälligerweise durch zwey Kräu-

terweiber entdeckt, und bekam von dem gesegneten Einflusse, den er auf den Gesundheitszustand seiner damaligen kranken Gäste hatte, den verdienten Namen des guten Brunnens. Ungeachtet er seitdem niemals aufgehört hat, gut und wohlthätig zu seyn, so wurde er doch in der Folge bald wieder vernachlässigt, und beynahe ganz vergessen, bis er endlich, siebenzig Jahre nach seiner Entdeckung, auf landgräfliche Kosten zum Kur- und Badegebrauche neu eingerichtet wurde.

Wilhelm dem Neunten war es vorbehalten, ihn aus seinem bisherigen Incognito hervorzurufen, und seinen jetzigen unzweydeutigen Ruf zu gründen. Besonders ertönte hier, von 1779 an, die ganze Gegend von Aexten, Sägen, Hammern und allen Werkzeugen der Handwerker und Künstler. Wie durch den Zauberstab einer Fee, stand das schon von Natur so angenehme Gehölz, worinn die gute Quelle sprudelt, in einer unendlich verschönerten Gestalt da. Das zum Badebezirke gehörige Wäldchen hat sich gleichsam in einen großen Garten umgewandelt, den allenthalben bequeme, zierliche und zweckmäßige Gebäude schmücken. Kenner lassen dem Geschmacke des Fürsten, in der Anlage und Ausführung des Ganzen, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Die Gegend dieses Gesundbrunnens, die an die Landstraße von Hanau nach Frankfurth stößt, ist an und für sich schon so reizend und so einladend, wie man sie nur an den berühmtesten und zugleich angenehmsten Kur-örtern findet. Die Gegenden von Spa — sagt ein reisender Engländer — sind sehr schön, aber ich erstaunte nicht wenig, da ich fand, daß an diesem berühmten Orte die Hand der Menschen so gar wenig gethan hat. Ist es möglich, rief ich aus, daß die Bischöfe von Lütti ch, welche ansehnliche

Ein-

Einkünfte aus Spa ziehen, so gar nichts thun, diesen Ort den Fremden, welche fast aus allen Theilen von Europa hierher kommen, angenehm zu machen! — Wäre der Ort in England, so würden es Privatpersonen, bloße zeitige Gäste, durch Subscriptionen gethan haben. Kurz, der Regierung hat man hier gar nichts zu verdanken. Selbst die Wege zu verschiedenen Quellen, die ziemlich weit von der Stadt entfernt liegen, sind großentheils schlecht, und die Gebäude an denselb..: wenig besser, als Hütten. Nahe an einer dieser Quellen sind schlängelnde Wege durch ein Wäldchen gemacht, an einem äußerst romantischen Flecke; aber diese Wege sind das Werk der Herzoginn von Orleans. Dicht an der Stadt erhebt sich ein Hügel fast senkrecht, über dem man Wege in Schlangenwindungen geöffnet hat; aber diese verdankt der Ort einem Engländer. Die Quelle, die mitten in der Stadt ist, hat nicht einmal ein Gebäude über sich, oder um sich, welches die Trinkenden gegen das Wetter sicherte.

Ganz anders nahm sich der jetzige Landgraf, in Absicht des Wilhelmsbades. Er verpaarte die Reize der Kunst mit denen einer romantischen Natur, um den Aufenthalt der Kurgäste möglichst angenehm zu machen.

Hier gab er der wohlthätigen Quelle eine dem Gegenstande angemessene Verzierung, und weihete sie dankbar dem Schöpfer derselben; dort schuf er Prachtwohnungen, theils zum Gebrauch derer, die ihre Sommermonate hier zubringen; theils für den eben so bequemen als zweckmäßigen Gebrauch der mineralischen Wasser. Hier sorgte er beydes für den Geist und den Körper, durch Aufführung eines Schauspielhauses, durch Billard, Carousel und eine Menge anderer Spiele, die auf sanfte Bewegung der kranken

Gäste abzwecken; dort lockte er die Freunde der Natur in den angenehmsten Waldgarten, der in der jetzigen Gestalt das verdienstliche Werk seiner Angaben und seines Aufwandes ist.

Schattigte Hayne mit Vogelgesang — grüner Wiesengrund mit frohen Heerden — von der Natur gepolsterte Terrassen, mit unerwarteten Perspectiven — Silberteiche und Kanäle, auf denen man in Gondeln im Schatten des Waldes hinschlängeln kann — eine, im Gesnerschen Geschmacke Schweizerische, auf deutschen Boden verpflanzte Mayerey — von ehrwürdigen Eichen versteckte, grausenvolle Ruinen, deren prachtvolle innere Gemächer auswärts Niemand ahndet — melancholische Ruheplätze und einsiedlerische Behausungen, fern von dem Getümmel der Menge — dieß alles, und manches andere der Art, wechselt auf das angenehmste ab, und stellt auch denjenigen Badegast, der kein Behagen am Pharaotische findet, gegen den Ueberdruß und die Langeweile der mehresten übrigen Bade-örter sicher.

Kurz, der ganze weitläuftige Badebezirk dieses Kurorts ist jetzt gleichsam ein geschmackvoller Englischer Garten, von dem Umfange einer Deutschen Meile. In allen Gegenden desselben stehen betagte, hocherhabene Bäume oder junge Baum-anpflanzungen, fremde Gewächse, Rosenhecken und Blumen. Die Natur hat selbst schon so viele Hügel und Thäler, Lauben und Grotten, und so mancherley Abwechselungen und Verschiedenheiten angebracht, daß man gleichsam nur ihr Handlanger seyn durfte, um, ihr bescheiden nachhelfend, eine gefälligere, verschönerte Gestalt zu geben.

Es giebt hie und da fürstliche Gärten, die unter billigen Bedingungen, zur Ehre unsers humanen Zeitalters, jedem

dem rechtlichen Unterthanen und Fremden offen stehen (man denke nur an den vortrefflichen Wörlitzischen Garten und an die Anlagen des Karlsbergs bey Cassel); aber ich erinnere mich nicht, irgendwo eine öffentliche, zum allgemeinen Gebrauche bestimmte, Badeanstalt gesehen zu haben, die mit der hiesigen in Vergleichung kommen könnte.

Die ganze Gegend um den hiesigen Brunnen ist voll von eisenschüssigen Steinen, mineralischem schwarzbraunen, gelben und bläulichten Mergel, weißem Kies und vielfarbigtem Selenit; das Wasser kommt ziemlich kalt aus den Quellen. Diese liefern bey jeder Witterung dieselbe Menge, und das Wasser ist immer von dem nämlichen Gehalte. Es ist also ein Grundwasser, das mit keinem wilden Wasser in Gemeinschaft steht, sondern unverfälscht aus seiner Werkstatt, dem Innern der Erde, hervorquillt.

Außer dem, im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckten, mineralischen Wasser, fand man im Jahre 1780 eine zweyte Quelle, deren innerer Gehalt und wohlthätige Wirksamkeit jener ersten vollkommen gleich ist.

Die vorher ganz einfach eingefaßte Quelle, vom Jahre 1709, umgiebt jetzt ein prächtiger Tempel von Quadersteinen, mit sechs Hauptbögen und Piedestalen in Toskanischer Ordnung. Von der nämlichen Bauart ist die Pallustrade, welche unten — und eine andere, welche oben um das Hauptgesimse umläuft. Das oberwärts angebrachte antike Schild enthält die verzogenen Buchstaben W. und L. (Landgraf Wilhelm). Die Kindergruppen auf den sechs Postamenten stellen das Frühjahr, den Sommer, und die vier Elemente dar. Aeskulap, der Arzeneykunst Vater, mit seiner

ner von Schlangen umwundenen Keule, blickt von der Zinne des Tempels herab.

Bey Legung des Grundsteins zu diesem Tempel wurde demselben eine vergoldete Kupferplatte, mit folgender im Lapidarstyle eingegrabenen Geschichte des Wilhelmsbades, beygefügt:

QVOD .

FELIX . BONVM . FAVSTVMQVE . ESSE . JVBEAT

DEVS . TER. OPTIMVS . MAXIMVS .

PERENNIVM . AQVARVM . OB . SALVBRITATEM

E . SAXIS . SCATVRIENTIVM .

QVEM .

IAM. OLIM. A. R. S. MDCCIX.

PHILIPPVS . REINHARDVS .

HANOV. COMES .

QVADRATO . TANTVM . LAPIDE . CONCLVSVM.

BONI . FONTIS . NOMINE . INSIGNIVERAT

EVM . QVIDEM . IAM .

SEPTVAGINTA . POST . ANNIS .

BONAE . VALETVDINI .

BONIS . SVB . AVSPICIIS .

Digitized by Google

GVLIELMIQVE . BALINEI . SVB . NOMINE .
GVLIELMVS .

HASSIAE . PRINC. HEREDITARIVS . ET . LANDGRAVIVS .
PRINCEPS . HERSFELDIAE . CATTIMELIBOCI .
DIECAE. ZIEGENHAINII . NIDDAE.
SCHAVMBVRGI .

NEC . NON .
HANOVIAE . REGNANS . COMES .

DEDICAT .

A. R. S.

MDCCLXXIX.

NATALITIO . DIE .

POSTQVAM
AMOENISSIMVM . LOCI . SECESSVM .
INTRA . ANNI . VNIVS . SPATIVM .
NOVO . FONTE .
STRATA . AB . VRBE . VIA . AEDIBVS . BALINEIS .
PORTICIBVS . VIRIDIBVSQVE . PLVRIMIS .
DE . SVO .
INSTRVCTVM . EXORNAVERAT .

Dem

Digitized by Google

Dem Brunnentempel gegenüber, steht der überaus geschmackvolle Arkadenbau, der durch seine Masse eben so ansehnlich, als schön durch seine Verzierungen ist. Auf jeder Seite desselben sind zwey große Pavillons, und zwischen diesen wieder längere, mit Thürmen und andern Verzierungen versehene, niedrige Gebäude. Das Ganze hat ein fürstliches Ansehen, und wird in seiner Symetrie und Pracht am besten von der runden Terrasse übersehen, welche die gegenüber isolirt stehende majestätische Tanne umschließt.

Im ersten Pavillon sind vier Douſch- oder Tropfbäder angebracht, worinn das Wasser aus der neu-entdeckten Quelle, durch eine Druckmaschine, bis unter das Dach, fünf und vierzig Fuß hoch, in kupferne Behälter, welche funfzig Eimer halten, getrieben wird. Aus diesen fällt es durch bleyerne Röhren in die zur Douſche bestimmten Badezimmer, und endiget sich in eine bewegliche lederne Röhre, die mit verschiedenen kleinern messingenen Krahnen, wovon jeder sein bestimmtes Gewicht Wasser giebt, verwechselt werden können. Sachkundige versichern, daß diese Douſchbäder, wegen ihres außerordentlich hohen Abfalls, jenen zu Ems und Aachen, die man in Deutschland für die besten hält, vorzuziehen wären.

Nächstens wird der zeitige Brunnen-arzt, Herr Doctor Hettler, auch ein sogenanntes Schower- oder Spritzbad veranstalten. Dergleichen Bad wirkt, wie ein Tropfbad, nur auf eine weit sanftere Art, und ist bey schwachen und reizbaren Körpern anwendbar. Es hat vor dem gewöhnlichen Douſchbade den Vorzug, daß es auf mehrere Glieder, ja auf den ganzen Körper, angewandt werden kann. Bey allgemeiner Schwäche des Körpers läßt sich kein paſſen-

fenderes und wirksameres Mittel denken. Der ganze Mechanismus davon ist wenig gekünstelt, und bey jedem Douschbade leicht anwendbar. Es wird nämlich ein durchlöchertes, blechernes Gefäß, wie an einer Gießkanne, an die Douschröhre angeschroben, woraus das Wasser in vielen kleinen Tropfen strömt; und man bewegt dann die Röhre mit dem durchlöcherten Gefäße über den ganzen Körper, oder nur über das einzelne kranke Glied, langsam hin und her, wie man die Gewächse begießet.

Außer den vier sehr geräumigen Badezimmern, enthält dieser Pavillon noch zehen andere, sehr gemächlich eingerichtete und gut möblirte Zimmer für Kurgäste, mit eben so viel Nebenstübchen für Bediente.

In dem angränzenden, zwischen den beyden ersten Pavillons gelegenen Gebäude sind acht neue Bäder, die Wachtstube, des Burggrafs Wohnung, eine Küche und kleinere Wohnungen für Bediente angelegt worden.

Hier ist auch ein Dampf- oder Dunstbad angebracht. Das Wasser dazu wird in einem großen kupfernen Kessel geheizt. Sobald es kocht, wird es durch eine mit einem Hahn versehene kupferne Röhre in das steinerne Bassin geleitet, worüber ein genau passender Schließkasten gesetzt wird, und worinn der ganze Körper des Kranken, den Kopf ausgenommen, von den aufsteigenden concentrirten Wasserdünsten berührt wird.

Der angränzende, zweyte Pavillon enthält abermals Wohnungen für Gäste, Bäder und einen geräumigen Saal mit zwey daranstoßenden Nebenzimmern zum öffentlichen Gebrauch, worin Wein geschenkt und Taback geraucht werden kann. Hinter diesem Pavillon stehet auf einem Hügel ein

schö-

vergessen; Viele aber, die weder Gesundheit, noch Erhohlung bedürfen, betrachten diesen Kur-ort blos als einen Zufluchtsort gegen die sie verfolgende Geissel der Langenweile."

Ueber den zuletzt beschriebenen Spielsälen und dem Arkadenbaue ist noch ein Stockwerk und eine Mansarde angebracht. Im ersten ist eine schöne Gallerie zum Spatzierengehen, und auf jeder Seite derselben neun große Zimmer; in der Mansarde wieder eine Gallerie und drey und zwanzig Zimmer nebst fünf Garderoben. Das ganze Gebäude ist sehr majestätisch nach dem neuesten Geschmacke gebauet. Es hat drey auf steinernen Säulen ruhende Vorsprünge, oder Balkons, und ist im untern Stocke mit Toskanischen, im zweyten aber mit Jonischen Standpfeilern und andern Verzierungen, ausgeschmückt.

Der hier angränzende dritte Pavillon stimmt mit beyden ersten überein, und ist blos zu Wohnungen der Kurgäste eingerichtet.

Nun kommt ein Remisenbau mit Wohnungen für die Dienerschaft. Und endlich der vierte und letzte Pavillon, ganz wie die vorigen eingerichtet, und noch mit vier Bädern versehen.

Alle Bäder, zusammen zwey und zwanzig, sind theils steinerne, theils marmorne Bassins, die fünf Stufen tief, und so breit und lang sind, daß allenfalls mehrere Personen zugleich darin baden können. Die Bäder sind zur größten Bequemlichkeit eingerichtet, und die steinernen theils mit mit Holz belegten Sitzen versehen, theils ohne Sitze. In jedes Bad wird das Wasser durch kupferne, mit messingenen Hahnen versehene Röhren geleitet; die eine Röhre führt kaltes, die andere warmes Wasser zu. Es kann sich also ein jeder

Badegast, nach seinem Gefallen, die beliebige Temperatur des Bades selbst geben, auch das Wasser durch einem im Bade befindlichen Zapfen wieder ablaufen lassen. Ein Vortheil für diese Bäder ist es auch, daß das Wasser aus beyden Grundquellen, mittelst einer Pumpe, sowohl in die Kessel zum Warmmachen, als auch aus dem Reservoir in kurzer Zeit in die Bäder geleitet werden kann.

Außer diesen ansehnlichen Gebäuden des Bades ist hier noch ein Schauspielhaus, dessen innere geschmackvolle Einrichtung ganz seiner Größe entspricht, und worinn während der Kurzeit gespielt wird.

Um den Promenaden des Waldgartens mehrere Abwechselungen zu geben, ist den vorhin beschriebenen ersten Pavillon gegenüber, ein Kanal gezogen, der sein Wasser aus einem fließenden Bache der benachbarten Fasanerie erhält. Er ist zur Lustschiffahrt der Kurgäste bestimmt, und schlängelt sich auf das angenehmste durch schattigte Spaziergänge hin. In dem Gehölze bildet er eine große Insel, auf welcher ein dem verstorbenen Erbprinzen Friedrich errichtetes Denkmal steht. Das Ganze bildet eine Pyramide, hat vier Eingänge mit eisernen Gitterthüren, wo man über jeder derselben die Worte lieset:

MEMORIAE. FRIDERICI. SACRVM.

Das Monument ist ein Piedestal von schwarzem weißaderichten Marmor, im edlen einfachen Style, ganz nach dem Geschmacke des Alterthums bearbeitet. An der vordern Seite steht mit Buchstaben von vergoldeter Bronze folgende Inschrift:

GVIL-

GVILIELMVS.
PR. HASSIAE. HERED.
FRIEDERICO.
FIL. SVO. CARISSIMO.
NAT. D. VIII. AVGVST. MDCCLXXII.
DEFVNCT. D. XX. IVL. MDCCLXXXIV.

Auf dem Piedestal steht eine weiße marmorne Urne, worauf die zwey Worte mit schwarzen Buchstaben eingegraben sind:

ANTE. DIEM.

Zur Erhaltung des Zusammenhanges der Promenaden disseits und jenseits des Canals, sind über diesen vier große gewölbte Treppenbrücken erbauet, welche die innere Ansichten sehr verschönern. Um auch einige Aussicht in die Ferne zu bekommen, hat man den Wald in die sich durchkreuzende Richtungen nach Frankfurth und nach Windecken durchhauen, wodurch gute Perspektiven gewonnen sind.

Allein, da das Bad ganz mit Wald umgeben ist, so schienen auch diese Aussichten noch zu eingeschränkt. Um diesem Mangel, wenn es anders einer ist, abzuhelfen, ohne den Wald, der die vorzüglichsten Annehmlichkeiten in sich hält, durch Umhauung zu verderben, war nur ein einziges Mittel übrig; auch dieses hat man gefunden und benützt. Es ist nämlich an dem Eingange ins Wilhelmsbad ein Berg angelegt worden, der über die Gebäude des Bades und über die Bäume des Waldes empor ragt, auf dessen Spitze ein Tempel aufgeführt ist, der dem neugierigen Auge eine offene Aussicht in die ganze Gegend verschafft.

Um die Badegäste so viel als möglich, von den Spieltischen wegzulocken, und zu der ihnen so heilsamen Bewegung des Körpers einzuladen, sind auf einem großen, ganz der Gymnastik bestimmten Platze, verschiedene zum Zeitvertreibe und Vergnügen dienende Spiele angelegt, die alle einen größern oder geringern Grad der Bewegung erfordern. Darunter zeichnen sich mehrere große und kleine Kegelspiele, ein Vogelschießen, ein Fortunasspiel, zwey vertical- und eine doppelte Horizontalschaukel, ein gemeines über der Erde zu drehendes Karussel, und ein größeres, welches unter der Erde durch einen besondern Mechanismus bewegt wird, vorzüglich aus. — Dieß letzte ist eins der kostbarsten Stücke des Wilhelmsbades. Es steht auf einer Anhöhe und gleicht einem römischen Circus; eine prächtige auf einer doppelten Kolonade ruhende Mansarde schützt Spieler und Zuschauer gegen Sonne und Regen; die Damen fahren mit vorgespannten Pferden in kostbaren mit vergoldeten Schnitzwerke verzierten Götterwagen; die Herren reiten auf Pferden, die ganz nach der Natur gemodelt sind.

Nahe an diesem Karussel führt eine Treppenbrücke auf die Insel des Canals. Auf derselben steht eine Burg von Fels- und Glimmersteinen, ein Ruin von vierzehn Jahren, der es aber mit einem sechshundertjährigen aufnehmen kann. Die unordentliche Bauart des mittlern Zeitalters, die nackten halbabgerissenen, den Einsturz drohenden Mauern, das überall ansitzende Moos, und besonders die ehrwürdigen fünfhundertjährigen Eichen, welche das Gebäude umschatten, und deren Zweige sich an seine Mauren anschmiegen, hier einer Thüre den Eingang, dort einem Fenster die Aussicht benehmen, und eben darum erst lange nach dem Verfall dieses grauen Alterthums gewachsen zu seyn scheinen; — das alles ver-

vermehrt die durch diese Burg beabsichtigte Täuschung in einem ungewöhnlich hohen Grade.

Während daß der Fürst seinen hiesigen Gästen moderne Palläste zur Wohnung aufführt, hat er sich selbst diesen antiken Pallast erbauet, dessen wenige, aber äußerst kostbare und geschmackvoll möblirte Zimmer er in der Kurzeit bewohnt. Die Aufschrift der Kupferplatte, die mit einigen Münzen in den Grundstein dieser Burg gelegt wurde, und so wie die vorhin erwähnten den Hrn. C. R. Bergsträßer verewiget, ist folgende:

SIBI.
SVISQVE. VSIBVS.
HOC.
CASTELLI. QVIDQVID. EST.
INTER
AESTIVAS. BALNEORVM. CELEBRITATES
DICAVIT. DEDICAVIT.
GVILIELMVS.
HASSIAE. LANDGRAVIVS.
A. I. S.
MDCCLXXX.

Da dieses Gebäude mitten unter hohen Eichen, und auf einer Insel steht, so ist in einer kleinen Entfernung davon, nahe am Wasser, aber ohne die nöthige Warnung für die Lustwandelnden, ein Gewitterableiter angebracht. Die Stange Eisen, welche die elektrische Materie in das Wasser leitet, läuft an dem Stamme einer halb abgestorbenen Eiche herab, und dicht neben diesem Stamme vorbey führt ein

Fußsteig den Wanderer hin. So viel ich weiß, hat die Erfahrung gelehrt, daß die abgeleitete Elektricität zuweilen von dem leitenden Körper abspringt, wenn sich irgend etwas dem Leiter zu sehr nähert. Daß zu der Zeit, wo ein Gewitter über der Burg schwebt, sich niemand jener Eiche zu sehr nähern werde, will ich zwar hoffen; aber verbürgen kann es doch keiner.

Hinter dieser majestätischen Burg sind ein Remisenbau, Stallungen und andere kleine Wohnungen für die herrschaftlichen Bedienten, ganz in dem nämlichen Geschmacke, mit Strohdächern und Holzrinden behangen, angebracht. Man geht von hier aus über den Hügel hinunter, und kommt in eine schnurgrade von Pappelbäumen gepflanzte Allee, die auf das Schloß nach Philippsruhe führt, und dem Auge ein herrliches Perspectiv gewährt. Seitwärts der Esplanade, an dem Wege von Frankfurth in das Wilhelmsbad, liegt eine nach Schweizerart angelegte Meierey, hinter den ergiebigsten Kornfeldern und einem vortreflichen Weinberge, nahe am Walde.

Hinter dem ersten Remisenbau ist eine dichte schattigte Allee von Platanusbäumen angelegt, worinn in schwülen Sommertagen die Kurgäste sowohl, als auch andere Personen zahlreich spatzieren gehen. Hier sind auch eilf sehr schöne Boutiquen für Handelsleute und sonstige Verkäufer angebracht. Aus dieser Allee kommt man an der Küche vorbey in einen bedeckten Bogengang, woraus man durch verschiedene andere Wege in die Eremitage geführt wird. Kein schicklicherer Platz könnte für eine Einsiedeley gewählt werden, als dieser. Ganz von allem Gewühle des rauschenden Vergnügens entfernt, in einem Thale, das mit hohen Eichen und andern Bäumen beynahe ganz zugewach-

wachsen ist, erblickt man die Wohnung des Einsiedlers, über dessen Eingang ein Todtenkopf die Bestimmung dieser heiligen stillen Stäte charakterisirt. So wie man durch die von Holzzweigen gemachte Gitterthüre hineintritt, erblickt man einen Einsiedler vor einem Crucifix in seinem ganzen Costume, an einem Tische mit einem Buche sitzend, der vermittelst eines künstlichen Mechanismus mancherley Bewegungen mit Kopf und Händen macht. Gleich darneben ist sein Schlafgemach und seine Küche, alles in dem nämlichen Geschmacke.

Mit Uebergehung der übrigen Parthien schließend nur noch die Versicherung, daß Wilhelmsbad durch Kunst und Natur ganz der Ort für die gebildete nicht mißverstandene Empfindsamkeit, und in aller Rücksicht im Stande ist, beydes die Laune des eigentlich Fröhlichen, und die des schwärmerisch Traurigen satt zu machen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z174384803

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google